This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 966,837

The
German-American
Goethe Library

University of Michigan.

838
G60
L523

27730

Goethe's

Liebe und Liebesgedichte.

Von

Dr. Joh. Aug. Ludw. O. L. Lehmann,

Direktor des Königl. Gymnasiums zu Marienwerder, Königl. Professor, Mitgliede des Frankfurtischen Gelehrtenvereins für Deutsche Sprache, der Königl. Deutschen Gesellschaft zu Königsberg in Pr. und der Königl. Preußischen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt.

Das Leben ist die Liebe,
Und des Lebens Leben Geist.

Goethe.

Berlin.
Allgemeine Deutsche Verlags-Anstalt.
1852.

Weihe.

Zum 16. März 1851.

Die weite Wandrung iſt vollbracht;
Dein hab' ich liebend ſtets gedacht
Beim Meer im ſanften Mondesſtrahl,
Beim Lerchenſang im Blüthenthal.

Und in dem dürren Wüſtenſand
Und an dem ſchroffen Klippenrand,
Wo Sturmwuth brauſt, wo Dunkel graut,
Hab' fernher ich nach Dir geſchaut.

Das Leid blieb fern, die Liebe nah;
Nun ſteht das Werk der Wandrung da:
Ich weih' es Dir, denn Du biſt mein,
Und was ich bin und will, iſt Dein.

Vorrede.

Die Liebe iſt die nothwendigſte Bedingung und der ideenreichſte Stoff für das lyriſche Dichten. Das finden wir auch bei Göthe beſtätigt. Wie in ſeinem innern Leben, ſo ſpielt auch in dem Spiegel deſſelben, in ſeinen dichteriſchen Erzeugniſſen überhaupt die Liebe eine bedeutende Hauptrolle, insbeſondere aber in ſeinen lyriſchen Ergüſſen; in ihnen iſt gerade ſie, zumal in der erſten Hälfte ſeines Lebens, die bedeutſamſte und ergiebigſte Quelle. Die reichen und vielſeitigen Erfahrungen ſeines Liebeslebens und ihre Veranlaſſung, ſeine unbeſiegliche Herzensneigung zu ihnen, haben ihn zum ausgezeichnetſten Liebesdichter unſers Vaterlandes gemacht. Es iſt alſo wohl keine vergebliche Mühe, ſeine Liebesgedichte insbeſondre durch gründlicheres Studium kennen zu lernen, in ſie und ihren Zuſammenhang ſich zu vertiefen. Sie werfen ein helles Licht auf ſein Liebesleben, denn ſie ſind durchgängig Gelegenheitsgedichte im ſchönſten Sinne des Worts, ſo wie ſie andrerſeits in eben dieſer Beziehung aus der Geſchichte ſeines Liebeslebens, namentlich ſo weit er ſelbſt dieſe in ſeiner unübertrefflichen Autobiographie und in ſeinen Briefen und ſonſtigen Mittheilungen dargeboten hat, Erklärung und Aufklärung empfangen.

Daher liegt der Gedanke nahe, einerſeits die Geſchichte ſeiner Liebe, vorzüglich aus der lautern Quelle ſeiner eignen Mittheilungen geſchöpft, ſein ganzes Leben hindurch im Zuſammenhange zu verfolgen und darzuſtellen und das Innerlichſte dabei durch ſeine lyriſch-erotiſchen Poeſieen aufzuklären, andrerſeits dieſe Poeſieen nach jenen geſchichtlichen Momenten zu erläutern. Eine ſolche gegenſeitig er-

gänzte und erläuterte Darstellung seines reichen und tiefen Liebeslebens, wie sie sich aus den historischen und poetischen Mittheilungen des großen Genius selbst ergiebt und durch sonstige Nachrichten hie und da erweitert wird, ist die Aufgabe der vorliegenden Arbeit. Es ist dies ein erster Versuch. Ob und in wie weit er gelungen, möge der Kenner Göthes und des Menschenherzens entscheiden. —

Nur Weniges noch im Einzelnen.

Nicht sämmtliche Liebesgedichte ohne alle Ausnahme habe ich aufgenommen. Manche formell oder inhaltlich weniger poetische oder weniger lyrische (also besonders epigrammatische und epistolische) Gedichte habe ich weggelassen. Doch wird man wohl schwerlich ein schönes oder interessantes Liebesgedicht vermissen. Ich glaube eher zu viel als zu wenig aufgenommen zu haben*).

Die Quellen habe ich genau angegeben und Göthes Mittheilungen selbst, wo es irgend anging, mit denselben Worten und in derselben Weitläufigkeit dargeboten. Die Zitate aus Göthes Werken beziehn sich auf die Sedezausgabe von 1827. — Das Werk von H. Viehoff: „Göthes Gedichte erläutert ꝛc.", Düsseldorf, 2 Bde., ist für mich ein großer Schatz besonders historischer Bemerkungen gewesen, den ich treulich und dankbar benutzt habe. Schade, daß der dritte Band noch nicht erschienen! Er hätte mir für den dritten Abschnitt gewiß viele Unterlagen dargeboten.

Bei Erläuterung der Gedichte so wie bei Erzählung des geschichtlichen Stoffes habe ich gestrebt Einen Bildungsstandpunkt der Leser festzuhalten. Es ist dies nicht leicht, zumal bei Göthe. Wo mir also diese Festhaltung nicht gelungen, wird gütige Nachsicht geübt werden. —

Und so gehe denn hin, du Werk der Liebe, in Liebe entstanden und gepflegt und durch Liebe mir geheiligt, hinaus in die Welt, und suche wieder Liebe zu wecken!

Marienwerder, den 16. März 1851.

Lehmann.

---

*) Ueber Kompositionen Göthischer Gedichte s. Einleitung §. 1 Seite 10 bis 13 und den Schluß von §. 27.

Inhalt.

Seite

§. 1. Einleitung 1

Erster Abschnitt.

Bis 1775.

§. 2. Derones in Frankfurt. 1759 14
§. 3. Gretchen in Frankfurt. 1764 16
§. 4. Annette (Käthchen) in Leipzig. 1765—1768 28
§. 5. Gedichte.
1. Die schöne Nacht. — Nun verlass' ich diese Hütte 34
2. Verschiedne Drohung. — Einst ging ich meinem Mädchen nach . 36
3. Schadenfreude. — In des Papillons Gestalt 37
4. Glück und Traum. — Du hast uns oft im Traum gesehn . . 38
5. Hochzeitlied. — Im Schlafgemach, entfernt vom Feste 39
6. Glück der Entfernung. — Trink', o Jüngling, heil'ges Glücke . 40
7. An Luna. — Schwester von dem ersten Lichte 41
8. Beweggrund. — Wenn einem Mädchen, das uns liebt . . . 42
9. Liebe wider Willen. — Ich weiß es wohl und spotte viel . . 43
10. Wechsel. — Auf Kieseln im Bache da lieg' ich 43
11. Der Abschied. — Laß mein Aug' den Abschied sagen 44
12. Rettung. — Mein Mädchen ward mir ungetreu 45
§. 6. Friederike Oeser in Leipzig. — Charitas Meixner in Worms . . . 46
§. 7. Emilie in Straßburg. 1770 54
§. 8. Zusatz. Straßburg 59
1. Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg. — Nach Mittage saßen wir 60
2. Blinde Kuh. — Liebliche Therese 61
§. 9. Friederike in Sesenheim bei Straßburg. 1770 und 1771 62
§. 10. Gedichte.
1. An Friederike. — Erwache, Friederike 79
2. Mit einem gemalten Bande. — Kleine Blumen, kleine Blätter . 81
3. Willkomm und Abschied. — Es schlug mein Herz; geschwind zu Pferde 83
4. Ein grauer trüber Morgen 84
5. Mailied. — Wie herrlich leuchtet 85

Seite

6. An die Erwählte. — Hand in Hand und Lipp' auf Lippe . . 87
7. An die Entfernte. — So hab' ich wirklich dich verloren . . . 88
8. Jägers Abendlied. — Im Felde ſchleich' ich ſtill und wild . . 91
9. Wonne der Wehmuth. — Trocknet nicht 93

§. 11. Frankfurt. 1771 95

§. 12. Gedichte.

1. Raſtloſe Liebe. — Dem Schnee, dem Regen 98
2. Mit einem goldnen Halskettchen. — Dir darf dies Blatt . . 99

§. 13. Charlotte in Wetzlar und Maximiliane in Frankfurt. 1772—1774 . 100

§. 14. Gedichte.

1. Elyſium. — Uns geben die Götter 108
2. Pilgers Morgenlied. — Morgennebel, Lila 112
3. Anhang. An Lottchen. — Mitten im Getümmel 114

§. 15. Die Titulargattinn und Lili in Frankfurt. 1774 und 1775 116

§. 16. Gedichte.

1. Neue Liebe, neues Leben. — Herz, mein Herz 136
2. An Belinde. — Warum ziehſt du mich 138
3. Auf dem See. — Und friſche Nahrung, neues Blut 139
4. Vom Berge. — Wenn ich, liebe Lili 143
5. Blumengruß. — Der Strauß, den ich gepflücket 144
6. Herbſtgefühl. — Fetter grüne, du Laub 144
7. Liebeslieder aus den Singſpielen: „Erwin und Elmire“ und „Claudine von Villa Bella“ 145
   A. Ihr verblühet, ſüße Roſen 146
   B. Das Veilchen. — Ein Veilchen auf der Wieſe ſtand . . 147
   C. Höret alle mich, ihr Götter 148
   D. Sie liebt mich 149
   E. Ein Schauſpiel für Götter 149
   F. Lebet wohl, geliebte Bäume 150

§. 17. Drei Lieder.

1. Der Muſenſohn. — Durch Feld und Wald zu ſchweifen . . 151
2. Der König in Thule. — Es war ein König in Thule . . . 153
3. Heidenröslein. — Sah' ein Knab' ein Röslein ſtehn 156

§. 18. Auguſte Stolberg 161

Zweiter Abſchnitt.

1775 bis 1806.

§. 19. Weimar. Freundinnen. Frau v. Stein (Lida) 170

§. 20. Gedichte.

1. Wanderers Nachtlied. — Der du von dem Himmel biſt . . . 187
2. Ein Gleiches. — Ueber allen Gipfeln 189
3. Klarheit. — Warum gabſt du uns 191
4. Klage. — Ach, wie biſt du mir 194

Seite

5. Liebebedürfniß. — Wer vernimmt mich 194
6. An den Mond. — Füllest wieder Busch und Thal 196
7. Mit einer Hyazinthe. — Aus dem Zauberthale 204
8. An meine Bäume. — Sag' ichs euch 205
9. Versuchung. — Reichte die schädliche Frucht 206
10. Nachtgedanken. — Euch bedaur' ich 206
11. Der Becher. — Einen wohlgeschnitzten 207
12. An Lida. — Den Einzigen, Lida 209
13. Ferne. — Königen, sagt man 211

§. 21. Fortsetzung. Gedichte.

14. An seine Spröde. — Siehst du die Pomeranze 212
15. Süße Sorge. — Weichet Sorgen 212
16. Zwischen beiden Welten. — Einer Einzigen 213
17. Für ewig. — Denn was der Mensch 213
18. Anliegen. — O schönes Mädchen 214
19. Erster Verlust. — Ach, wer bringt die schönen Tage 214
20. An Lina. — Liebchen, kommen diese Lieder 217

§. 22. Italien. 1786—1787 und 1790 218

§. 23. Fortsetzung. Die Neapolitanische Prinzessinn. — Die Römerinn und die Mailänderinn 219

§. 24. Gedichte.

1. Amor als Gast. — Cupido, laser 228
2. Amor als Landschaftsmaler. — Saß ich früh 229

§. 25. Ueber die Römischen Elegieen 233

§. 26. Fortsetzung. Sämmtliche Römische Elegieen von Nr. I—XX . . . 253

§. 27. Liebesgedichte von 1790—1806. — Christiane Vulpius 289

§. 28. Fortsetzung. Liebeslieder.

1. Die Spröde. — An dem reinsten Frühlingsmorgen 300
2. Die Bekehrte. — Bei dem Glanz der Abendröthe 301
3. Der Besuch. — Meine Liebste wollt' ich heut beschleichen . . 302
4. Nähe des Geliebten. — Ich denke dein, wenn mir 304
5. Nachgefühl. — Wenn die Reben wieder blühen 306
6. Abschied. — Zu lieblich ist's 308
7. Am Flusse. — Verfließet, vielgeliebte Lieder 309
8. Die Balladen von der schönen Müllerinn.
   A. Der Edelknabe und die Müllerinn. — Wohin, wohin . . 310
   B. Der Junggesell und der Mühlbach. — Wo willst du, klares Bächlein, hin 311
   C. Der Müllerinn Verrath. — Woher der Freund 313
   D. Der Müllerinn Reue. — Nur fort, du braune 315
9. Das Blümlein Wunderschön. — Ich kenn ein Blümlein . . 328
10. Schäfers Klagelied. — Da droben auf jenem Berge da steh' ich tausendmal 331

Seite

11. Frühzeitiger Frühling. — Tage der Wonne 333
12. Frühlingsorakel. — Du prophet'scher Vogel du 335
13. Sehnsucht. — Was zieht mir das Herz so 336
14. Selbstbetrug. — Der Vorhang schwebet 338
15. Die glücklichen Gatten. — Nach diesem Frühlingsregen . . . 339
16. Trost in Thränen. — Wie kommt's, daß du so 344
17. Bergschloß. — Da droben auf jenem Berge da steht ein altes Schloß 346
18. Nachtgesang. — O gieb vom weichen Pfühle 352

Dritter Abschnitt.

1806 bis 1832.

§. 29. Uebersicht. Bettina. Die Unbekannte in Marienbad 363
§. 30. Gedichte.

1. Christel. — Hab' oft einen dumpfen, düstern Sinn 385
2. Liebhaber in allen Gestalten. — Ich wollt', ich wär' ein Fisch . 387
3. Im Sommer. — Wie Feld und Au 389
4. Mailied. — Zwischen Weizen und Korn 391
5. März. — Es ist ein Schnee 391
6. Der Goldschmiedsgesell. — Es ist doch meine Nachbarinn . . 392
7. Sämmtliche Sonette von Nr. I—XVII. 1807 und 1808 . . 394
8. Schweizerlied. — Uf'm Bergli 428
9. Aug' um Ohr. — Was dem Auge 429
10. Frühling übers Jahr. — Das Beet schon lockert 430
11. Gefunden. — Ich ging im Walde 431
12. Im Vorübergehn. — Ich ging im Felde 432
13. Trilogie der Leidenschaft.
    A. An Werther. — Noch einmal wagst du 435
    B. Elegie. — Was soll ich nun 437
    C. Aussöhnung. — Die Leidenschaft bringt Leiden 442
14. Marienbad. 1823.
    a. Du hattest längst mirs angethan 449
    b. Tadelt man, daß wir uns lieben 449
    c. Du Schüler Howards, wunderlich 450
    d. Wenn sich lebendig Silber neigt 450
    e. Du gingst vorüber? Wie! 451
    f. Am heißen Quell verbringst du 451
15. Hab' ich tausendmal geschworen 452
16. Dem aufgehenden Vollmond. — Willst du mich sogleich verlassen 453

§. 1.

Einleitung.

Es lassen sich in Göthes Liebesleben und seinen Liebesgedichten *), parallel seinem geistigen Leben überhaupt, die Situationen und Bahnen in drei Abschnitte zusammenfassen, welche sich auch in seinen lyrisch erotischen Dichtungen deutlich markiren, nämlich das Jugend-, das Mannes- und das Greisenalter, oder die naturalistische (genialische), die idealistische (schöne) und die eklektisch universelle (elegante) Periode.

Der erste Abschnitt reicht bis Weimar und geht auch wohl noch in die ersten Jahre seines dortigen Lebens hinein. Ein wunderliches Chaos jugendlicher Neigungen und Bestrebungen, theils von weltstürmerischen Natürlichkeiten und origineller Naturkraft begleitet, theils in sie übergehend, erfüllte den Knaben und Jüngling bis zum Kampf zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen Natur und Kultur, zwischen ungezügelter Freiheit und nachdenklicher Besonnenheit. Es ist dies die Periode der feurigen Jugendliebe, offenbar die interessanteste und lehrreichste; in ihr zeigt er sich am Offensten und Liebenswürdigsten. Seine Liebespoesieen sind ein Ausdruck eigner Erlebnisse und Erfahrungen, daher zeichnen sie sich durch Wahrheit und Wärme, Einfachheit und Naivetät, Freiheit und Heiterkeit, Naturgemäßheit und Unwillkürlichkeit aus. In den frühesten, den Leipziger Ergüssen bricht allmälig schon durch die

*) Vergl. in dem vortrefflichen Werk von Rosenkranz „Göthe und seine Werke, 1847" die Abschnitte „das Wesen der Götheschen Lyrik" Seite 131 ꝛc. und „Inhalt und Form der Götheschen Lyrik" Seite 138 ꝛc.

Fesseln der Nachahmung eine schöne Eigenthümlichkeit durch, jedoch noch nicht ohne Vermeidung einerseits des schäferartigen, andrerseits des reflektirenden nnd epigrammatischen Elements. In den späteren, die sich auf Straßburg und Frankfurt beziehen, weht bereits ein wärmerer Lebens- und Liebeshauch, durch die Anmuth und Zartheit des Glücks wie des Unglücks getragen und vor dem Hineinstürzen in das reißende Element der Sturm- und Drangperiode bewahrt.

Er hat in dieser wie in den folgenden Perioden viele Liebesverhältnisse angeknüpft und, hier durch andre veranlaßt, dort aus eignem Antriebe, bald mehr bald weniger gewaltsam, aber nie ohne schmerzliche Empfindung gelöst.

Wer die innigste Ueberzeugung von sich hat, daß er nur Einmal wahrhaft lieben könne, und diese Ueberzeugung in eigner schöner Erfahrung bestätigt findet, der ist ohne Zweifel glücklich zu preisen. Wenn er aber bei allen Menschen eine gleiche Ueberzeugung und eine gleiche Erfahrung voraussetzt, so kann er nur in sofern keines Irrthums überführt werden, als er auf den Unterschied bei den Graden der Innigkeit und bei der mit ihnen aufs Genaueste zusammenhängenden Dauer der Liebe hinblickt. Solch ein Hinblick bewahrt vor zu großer Schnelligkeit und Härte im Urtheil, zumal wenn man erwägt, daß ein Jeder bei klarer Ruhe und besonnener Selbstprüfung höchstens einen eigenen Liebesmesser (Erotometer) in sich tragen kann, der in seiner Individualität nicht zugleich für fremde Herzen gültig, am allerwenigsten eine, wenn auch viele Ausnahmen gestattende Norm sein darf oder kann. Es ist sonach nicht möglich, die Meinung zu widerlegen, daß auch Göthe wirklich nur Einmal wahrhaft geliebt habe, daß außerdem in andern Fällen seine Liebe, wie und wo sie auch immer sich mag geäußert haben, hinter jener wahrhaften an Innigkeit und Dauer weit zurückgeblieben, daß häufig flüchtige Neigungen irrthümlich für jene wahrhafte Liebe gehalten seien, ja daß auch er selber sich in dieser Hinsicht vielfach getäuscht haben könne und sogar in seinen späteren, ruhigen Selbstbetrachtungen und deren Mittheilungen („Wahrheit und Dichtung") nicht ganz frei von Selbsttäuschung gewesen sei. Liegen nun manche Vermuthungen und Gewißheiten vor, daß seine Liebe zu dieser Freundin inniger und treuer oder zarter gewesen sei als zu jener, so werden wir doch die Frage nach seiner einzigen wahrhaften Liebe in dem oben bezeichneten schönsten

Sinne des Worts geradezu abweisen müssen, und uns damit begnügen, zu behaupten, daß deren Nichtexistenz nicht könne erwiesen werden.

Von einer andern Seite hört man oft die Frage: wie konnte Göthe so oft lieben, von frühester Jugend bis ins späteste Greisenalter? Die Antwort ergiebt sich aus einer Versenkung in sein reiches, liebewarmes und liebebedürftiges Gemüth, welches weder von dem kurzen Blick noch von dem leeren Gemüth eines Alltagsmenschen durchgeschaut und durchgefühlt zu werden vermag. Und wer könnte, selbst bei hoher Begabtheit des Geistes und bei reicher Gemüthstiefe, es wagen, in die innere Welt dieses großen Genius hineinzugehn und dort Alles bis aufs Genaueste erforschen und ergründen zu wollen?

Eine angemessnere Frage richtet sich auf seine Liebesverhältnisse und deren Auflösungen; und da möchte so Mancher, sei es im Bewußtsein eigner begeistrungsvoller, sittlich edler Jugendliebe, sei es in kalt spaltender Moral, sei es aus andern Gründen, in die Versuchung kommen, den Stein gegen Göthe aufzuheben. Aber ein genaueres Eingehen in sein äußeres, noch mehr in sein inneres Leben ist allein im Stande, den rechten Maßstab für unsre Urtheile hierüber zu gewähren. Nicht bloß äußere Zustände und Umstände, nicht bloß äußere Erfahrungen und Erlebnisse, nein, das Innerste seines Gemüths giebt uns, soweit es überhaupt möglich ist, zumal bei seiner liebenswürdigen Offenheit über seine Jugendperiode, den klarsten Aufschluß über Anknüpfung und Auflösung solcher Verhältnisse *), und wo wir nicht lautere Gründe für die Auf-

*) Die Unübertrefflichkeit seiner Autobiographie („Wahrheit und Dichtung") ist zu augenscheinlich, als daß sie weiterer Erörterungen bedarf. Allein über ihren Titel und die Folgerungen aus demselben müssen wir uns hier um so mehr erklären, da wir diese Autobiographie als wichtigste und hauptsächlichste Quelle für Erläuterung seiner Liebesgeschichten und Liebesgedichte überall im Folgenden zum Grunde legen.

Wenn auch einerseits im Allgemeinen Niemand heutiges Tags mehr daran zweifeln darf, daß Göthe in dieser Autobiographie nur die lauterste Wahrheit und keineswegs erdichtete Schicksale dargeboten: so wird doch andrerseits auch Niemand sich einreden wollen, daß Göthe alle Einzelnheiten, z. B. alle Gespräche, die er mit einer Ausführlichkeit, als hätten sie erst gestern stattgefunden, wiedererzählt, wirklich so genau und wortgetreu bis auf das letzte Titelchen in seiner allerdings höchst ausgezeichneten Gedächtnißkraft aufbewahrt habe. Das ist nicht möglich.

lösungen sehn, selbst da wird der strenge Moralist wenigstens dies eingestehen müssen, daß eine Auflösung, nachdem Göthe die Vergänglichkeit

---

Auch ists unrichtig, wenn man meint, er habe überall durch regelmäßige Eintragungen in ein sogenanntes Tagebuch seine Gedächtnißkraft unterstützt und nachher solchen ausführlichen Tagebüchern das Mitgetheilte oder dessen Hauptfäden entnommen. — Er sagt selbst (1830, bei Eckermann „Gespräche mit Göthe" II. S. 188) wie von seinen Wahlverwandtschaften so von der Geschichte in Sesenheim, „daß darin kein Strich enthalten, der nicht erlebt, aber kein Strich so, wie er erlebt worden." Und über den Titel „Wahrheit und Dichtung" spricht er sich einmal (1831, bei Eckermann II. S. 334) dahin aus, daß er diesen Namen gewählt, weil das Werk sich durch höhere Tendenzen aus der Region einer niedern Realität erhebt." Dagegen äußert er ein ander Mal 1811 (in seinen Werken 32. S. 63) Folgendes: „In diesem Sinne nannte ich bescheiden genug ein solches mit sorgfältiger Treue behandeltes Werk: „Wahrheit und Dichtung", innigst überzeugt, daß der Mensch in der Gegenwart, ja vielmehr noch in der Erinnerung die Außenwelt nach seinen Eigenheiten bildend modele." Nach diesen Aeußerungen kommen wir zu folgendem Schluß. Göthe hatte bei den ausführlicheren Einzelnheiten das klarste, lebendigste, anschaulichste Bild der Vergangenheit, der Situationen, Szenen, Verhältnisse, Personen in ihrem äußern und innern Wesen, deutlich vor Augen, wobei ihm vorzugsweise seine Gedächtnißkraft und seine Phantasie und Poetik zu Hülfe kamen. Dem Wirklichen, dem Historischen gemäß, also der Wahrheit getreu bildete er zu den gegebnen und wohlerhaltnen Hauptumrissen, Hauptkonturen die weiteren Ausführungen, das Einzelne, das Nebensächliche, das an sich Unbedeutendere und doch charakteristisch Enthüllende und Aufdeckende in kunstvollen Fernsichten und abspiegelnden Bildern. Und das ist seine Dichtung, eine Dichtung aufs Innigste verwebt in die Wahrheit und somit zur Wahrheit geworden. — Und hiemit stimmt vollkommen dasjenige überein, was er im Jahr 1830 gesagt: „Was den einigermaßen paradoxen Titel der Vertraulichkeiten aus meinem Leben „Wahrheit und Dichtung" betrifft, so ward derselbe durch die Erfahrung veranlaßt, daß das Publikum immer an der Wahrhaftigkeit solcher biographischen Versuche einigen Zweifel hegt. Diesem zu begegnen, bekannte ich mich zu einer Art von Fiktion, gewissermaßen ohne Noth, durch einen gewissen Widerspruchsgeist getrieben; denn es war mein ernstestes Bestreben, das eigentliche Grundwahre, das, insofern ich es einsah, in meinem Leben obgewaltet hatte, möglichst darzustellen und auszudrücken. Wenn aber ein solches in spätern Jahren nicht möglich ist, ohne die Rückerinnerung und also die Einbildungskraft wirken zu lassen, und man also immer in den Fall kommt, gewissermaßen das dichterische Vermögen auszuüben: so ist klar, daß man mehr die *Resultate* und *wie* wir uns das Vergangne

seiner Neigung erkannt (denn die wahrhafte Liebe läßt sich nimmer auflösen — „Es ist ja nicht Liebe, wenn Liebe verläßt" — singt Herder), gut zu heißen und der rechtzeitige Rücktritt nicht bloß klüger, sondern auch besser gewesen, als wenn Göthe noch länger das Verhältniß fortgesetzt oder in ein für ewig bindendes verwandelt und am Ende die bösen Folgen von der Unwahrheit der Ehe (wie er sie selbst z. B. in den Wahlverwandtschaften so klar und anschaulich darstellt) erfahren hätte. *) Wir werden aber weiter unten bei Gelegenheit der einzelnen Liebesverhältnisse dieser Periode sehen, daß die Auflösungen bei ihnen nicht aus Leichtsinn, am wenigsten aus Herzenshärte und Mangel an tiefem Gefühl, sondern sehr oft aus einem gewissen Mangel an Selbstständigkeit und energischer Selbstbestimmung hervorgegangen sind. Von Gretchen in Frankfurt ließ er sich durch seine Eltern trennen; Emilie in Straßburg entsagte ihm freiwillig aus Liebe zu ihrer Schwester und er ließ sich diese Entsagung gefallen; einen nicht unwesentlichen Anstoß zur Entfernung von Friederiken in Sesenheim gab ihm einerseits die Rücksicht auf seinen strengen Vater und andrerseits Mahnungen seines Freundes Merk; von Lilis Herzen riß ihn seine Schwester Kornelia **) und die Pietät gegen seine Eltern. Er, der überallhin Selbstständige, ließ sich in seinen Liebesverhältnissen von den Ansichten und Einsichten und

---

jetzt denken, als die Einzelnheiten, die sich damals ereigneten, aufstellen und hervorbringen werde. Bringt ja selbst die gemeinste Chronik nothwendig etwas von dem Geiste der Zeit mit, in der sie geschrieben wurde." u. s. w.

*) Welche strenge Grundsätze Göthe von der Ehe hatte, theilt uns unter andern auch Eckermann mit. Er läßt ihn S. 142 also sprechen: „Der selige Reinhard in Dresden wunderte sich oft über mich, daß ich in Bezug auf die Ehe so strenge Grundsätze habe, während ich doch in allen übrigen Dingen so läßlich denke." Und fügt hinzu: Diese Aeußerung Göthes war mir aus dem Grunde merkwürdig, weil sie ganz entschieden an den Tag legt, wie er es mit jenem so oft gemißdeuteten Roman (Wahlverwandtschaften) gemeint hat. —

**) Diese höchst geistreiche und vortreffliche, aber sehr eigenthümliche Schwester, die von ihrem Bruder im hohen Grade geachtet und geliebt war, lernen wir ihrem innersten Wesen nach neuerdings auch durch das Werk von Otto Jahn „Göthes Briefe an Leipziger Freunde" kennen, welcher (S. 233—280) Auszüge aus ihren (Französisch geschriebenen) Briefen an eine Freundinn in Leipzig mittheilt und sehr dankenswerthe Erörterungen hinzufügt.

Wünschen Anderer, von einer gewissen Familienpietät, ja sogar von unbedeutenden Zufälligkeiten und Umgebungen und äußern Eindrücken lenken und leiten. Die Kindlichkeit seines Gemüths, überall, zumal in der Lyrik deutlichst erkennbar, hatte in seiner Liebe die Schwäche als hervorstechendste Begleiterinn. Wir werden aber auch bei den einzelnen Liebesverhältnissen zugleich wahrnehmen, wie diese Schwäche der Kindlichkeit, dieser Mangel an Selbstbestimmung gerade bei den innersten Herzensangelegenheiten um so auffallender und wunderbarer erscheinen muß, da solche Unselbstständigkeit Göthen sonst so durchaus fern liegt, und demnach um so mehr die Behauptung bestätigt finden, daß diese Unselbstständigkeit nicht selten mit dem begründeten Schwanken seiner innern Zustände zusammenhängt, und daß somit die Auflösungen jener Liebesverhältnisse ihm auch wohl von innen geboten waren. Wo Göthe gefehlt, hat er schmerzlich gebüßt. „Glück ohne Ruh, Liebe, bist du!" Und wem die Auffindung einer Nemesis für Göthes Liebesverhältnisse trotz seiner schmerzreichen Lossagungen, trotz seiner titanenartigen Wertherkämpfe in Wetzlar, Frankfurt, Weimar und Rom, doch noch durchaus ein Geistes- oder Herzensbedürfniß sein sollte, der kann dies Bedürfniß im Hinblick auf Göthes Familienkreis und Familienleben nur zu sehr befriedigen. *) —

Den Uebergang aus diesem ersten Abschnitt finden wir in den ersten Weimarischen Jahren bei dem schon oben berührten Kampfe zwischen Wirklichkeit und Ideal, Natur und Kultur, ungezügelter Freiheit und nachdenklicher Besonnenheit. Durch diesen Kampf und den bedeutend schwereren einer neuen Wertherliebe, die ihn zum Hohen und Edeln

*) In den Briefen an Frau v. Stein (II. 192) schreibt Göthe: „O meine Beste! Wer kann der Liebe vorschreiben? Dem einfachsten und dem grilligsten Dinge in der grillenhaftesten Zusammensetzung, die man Mensch nennt; dem Kinde, das bald mit elendem Spielzeuge zu führen ist, bald mit allen Schätzen nicht angelockt werden kann; dem Gestirn, dessen Weg man bald wie die Bahn der Sonne auf den Punkt auszurechnen im Stande ist, und das oft schlimmer als Komet und Irrlicht den Beobachter trügt." — Und sehr wahr sagt der redliche Wandsbecker Bote in seinem schönen Bericht über Werthers Leiden: „Ja die Lieb' ist 'n eigen Ding; 's läßt sich nicht mit ihr spielen, wie mit einem Vogel. Ich kenne sie, wie sie durch Leib und Leben geht und in jeder Ader zuckt und stört, und mit 'm Kopf und der Vernunft kurzweilt." —

noch mehr erzieht, gelangt Göthe zur Ruhe und Mäßigung, zur Ordnung und Kunst, zur Schönheit durch Erfassung des Geistes und Sinnes des Alterthums. Er steht auf der Höhe der Kunst. Das Jugendfeuer der Liebe flackert häufig nur noch in schönen Erinnerungen; er tritt uns jetzt in der Wirklichkeit wie in der Poesie mehr als ästhetischer Liebhaber entgegen. Und hierin liegt der Charakter seines zweiten Lebens- und Liebesabschnittes. Ohne Rücksicht waren seine frühesten Neigungen; unwillkürlich, doch hervorgerufen durch äußere Umstände und innere Zustände, hatte sich der Rang seiner Freundinnen allmälig erhöht, von den Wirthstöchtern Gretchen und Annette bis zur reichen und vornehmen Kaufmannstochter Lili. Jetzt erhöhte sich sein innerer und sein äußerer Rang, nnd sein fürstliches Herz, sein fürstlicher Geist, seine fürstlichen äußern Verhältnisse geben weder Raum noch Gelegenheit noch Zeit, in die Unschuldswelt der Jugendliebe hinabzutauchen.

Der Vulkan ist ausgebrannt; vorübergehende Neigungen, flüchtige Erscheinungen, interessante Tändeleien und Spielereien, äußere Begegnungen, ästhetische Hinblicke, sinnlichere Auffassungen bringt ihm die Gegenwart. Mehr Fiktion als eignes Erlebniß, mehr künstlerische Besonnenheit und kritisches Selbstbewußtsein als naturgemäße Unwillkürlichkeiten, mehr ruhige Kälte als stürmisches Feuer treffen wir an. Aber die früheren köstlichen Erfahrungen und Erlebnisse seiner innern Welt nimmt er geläutert und rein mit hinüber in die neue Epoche; und wie er immer, auch während der ersten Epoche, nicht in der Leidenschaft sondern nach ihrer Beruhigung die Bilder zu fixiren pflegte und so das Subjektive mehr objektivirte*): so konnte er in diesem zweiten Abschnitte erst recht

*) Vilmar sagt in seinen ausgezeichneten „Vorlesungen über die Geschichte der deutschen National-Literatur" (S. 547) sehr richtig: „Diese Eigenschaften, die unmittelbare Wahrheit und Wärme des Gefühls, welche von klarem, tiefem Seelenfrieden umschlossen, diese freie und rasche Bewegung, die von der großartigsten innern Ruhe beherrscht wird, dieses tiefe und völlige Hineintauchen des eignen Selbst in den dichterischen Gegenstand, um denselben im Momente wieder zurückzunehmen in das Selbst und ihn nach sichern Formen und Maßen zu gestalten, diese weiche und bildsame Objektivität und diese selbst bewußte energische Subjektivität, diese Fähigkeit im Besiegtwerden zu siegen, dieser Genuß und diese Entsagung in Einem Akte, diese Eigenschaften sind es, welche unserm Göthe von der

zur klarſten Objektivirung gelangen und doch in dieſem Prozeß des Objektivirens alles das Schöne und Feurige und Jugendliche und Idylliſche ſeiner Jugendzeit durch Rückerinnerungen *) und poetiſche Repetition in eine zweite ſchöne Wirklichkeit für ſein inneres Leben und Schauen umgeſtalten und in ſeinen unſterblichen Dichterwerken abſpiegeln laſſen. Und ſo finden wir auch in dieſer zweiten Periode die zarteſten und wunderlieblichſten Liebesgedichte, wenn gleich in geringerer Zahl, ſo doch an Werth mindeſtens gleichſtehend den beſten der erſten Periode. —

Aber das ſpätere Mannes- und das Greiſenalter nahen. Die Schönheit artet allmälig in Eleganz, die Begeiſterung in Nüchternheit, die warme Poeſie in kältere Proſa aus. Und ſo mußte denn auch „der behagliche Herr ſich die Hausmannskoſt der Liebe zur Leibespflege und als höhere Standesſitte" (obwohl nicht ohne dankbare Innigkeit) erwählen und konnte nur noch die Ausſtrömung der Elektrizität der Jugendliebe in ein ſchwaches Nordlicht ſchauen und aus dieſem die ewige Kraft der Liebe reflektirend und poetiſch reproduzirend ſich entwickeln und in oft überſchwänglichen Allegorieen mittheilen. Aber eben dieſer Wiederſchein des lyriſchen Lebens verjüngte ihn eben ſo, wie ſeine Verſenkung in ſeine ganze Lebenszeit, die er aufs Herrlichſte in ſeiner Selbſtbiographie wiedergab, ihn wieder jung gemacht hatte. Nur Einmal flammte in ihm (dem 75jährigen Greiſe) noch die Leidenſchaft einer gegenwärtigen Liebe in ganzer Jugendkraft auf, aber er dämpfte ſie gleich nach der Trennung von dem geliebten Gegenſtande in würdiger Selbſtüberwindung. — —

Was die Entſtehung ſeiner Liebeslieder betrifft, ſo hat er über ſie ſo wie über alle ſeine poetiſchen Werke ſelbſt die trefflichſte Erklärung dargeboten. Er ſagt: „Und ſo begann diejenige Richtung, von der ich mein ganzes Leben über nicht abweichen konnte, nämlich dasjenige, was mich erfreute oder quälte oder ſonſt beſchäftigte, in ein Bild, ein Gedicht

---

Natur verliehn wurden und ſeine unerreichbare Größe und ſeine Unſterblichkeit ausmachen" ꝛc.

*) Eckermann II. S. 330: „Bei dem dargeſtellten Liebesverhältniß mit Lili, ſagte ich, vermißt man Ihre Jugend keineswegs, vielmehr haben ſolche Szenen den vollkommnen Hauch der frühern Jahre. — Das kommt daher, ſagte Göthe, weil ſolche Szenen poetiſch ſind und ich durch die Kraft der Poeſie das mangelnde Liebesgefühl der Jugend mag erſetzt haben."

zu verwandeln und darüber mit mir selbst abzuschließen, um sowohl meine Begriffe von den äußern Dingen zu berichtigen, als mich im Innern deshalb zu beruhigen. Die Gabe hiezu war wohl Niemandem nöthiger als mir, den seine Natur immerfort aus einem Extrem in das andre warf. Alles, was daher von mir bekannt geworden, sind nur Bruchstücke einer großen Konfession, welche vollständig zu machen dieses Büchlein (Wahrheit und Dichtung) ein gewagter Versuch ist." Und fährt späterhin fort: „Da uns das Herz immer näher liegt als der Geist und uns darin zu schaffen macht, wenn dieser sich wohl zu helfen weiß, so waren mir die Angelegenheiten des Herzens immer als die wichtigsten erschienen. Ich ermüdete nicht, über Flüssigkeit der Neigungen, Wandelbarkeit des menschlichen Wesens, sittliche Sinnlichkeit und über alles das Hohe und Tiefe nachzudenken, dessen Verknüpfung in unsrer Natur als das Räthsel des Menschenlebens betrachtet werden kann" u. s. w.

Auch in den Gesprächen mit Eckermann (III. 315) sagt Göthe: „Ich habe in meiner Poesie nie affektirt. Was ich nicht liebte und was mir nicht auf die Nägel brannte und zu schaffen machte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgesprochen. Liebesgedichte habe ich **nur** gemacht, wenn ich liebte." —

Der genaue innere Zusammenhang der Liebesgedichte mit der Schilderung und Darstellung der weiblichen Charaktere seiner dramatischen Muse ist überall erkennbar und sichtlich, doch so, daß, wie wir unten bei Gelegenheit der Römischen Elegieen (§. 25) und der Sonette (§. 30) darlegen werden, in den dramatischen weiblichen Charakteren eigne innere und äußere Herzenserfahrungen bei verschiednen Freundinnen zu einem einheitlichen Bilde sich verschmelzen. Daher muß auch dem Studium der weiblichen Charaktere seiner Dramen (die weiblichen sind ihm vorzugsweise noch schöner gelungen als die männlichen) die Kenntniß der wirklichen verschiednen Verhältnisse seines Liebeslebens zum Grunde gelegt werden, so wie es sich andrerseits nicht leugnen läßt, daß jenes Studium auch zur genaueren Erkennung und Auffassung dieser einzelnen Liebesverhältnisse in ihrer innerlichsten Beziehung zum Dichter selbst und somit auch zum genauern Verständniß seiner Liebeslieder sehr viel beiträgt. Wie in ihm selbst Poesie und Wirklichkeit in jeder Hinsicht aufs Innigste zusammenhingen und Ein Ganzes bildeten, so müssen auch seine Lyrik und seine Dramatik, auch in Bezug auf sein erotisches Dichten

und Denken und Fühlen, sich gegenseitig für den Beschauer und Ergründer die Hand bieten, zur gegenseitigen Ergänzung und Erklärung.*) —

Zum Schlusse noch ein paar Worte über die Kompositionen der Lieder Göthes überhaupt und insbesondere seiner Liebeslieder.

Der große Dichter sagt selbst (im Gedicht an Lina (s. unten §. 21 No. 20):

Laß die Saiten rasch erklingen,
Und dann sieh ins Buch hinein!
Nur nicht lesen! Immer singen,
Und ein jedes Blatt ist dein!

Von der ältesten Zeit ab und unter allen Bewohnern der Erde hat man die Wahrheit des Gedankens, daß Poesie und Musik innigst zusammenhangen und keine der anderen entbehren könne, gefühlt und verwirklicht. Und wenn jemals, so läßt es sich bei Göthe tief empfinden, wie sehr das lyrische Gedicht und insbesondre das Liebesgedicht durch Gesang erst recht innig ins Gemüth eindringt und dem Geiste klar, dem Herzen verständlich wird, durch Gesang erst unser wahres Eigenthum, unser Eigenstes wird und bleibt. Die Fähigkeit, sich singen zu lassen, und das Bedürfniß, gesungen sein zu wollen, ist ein charakteristischer Zug der Götheschen Lyrik, der Prüfstein ihrer Klassizität.

So haben denn seine Lieder zu vielfachen Kompositionen begeistert; sie sind durch diese Kompositionen genußreicher, klarer, verständlicher, tiefer in uns eingedrungen. Viele Melodieen haben sich so innig dem Gedicht angeschlossen, daß man diese nicht mehr anders als in Verbindung mit jenen erfassen, in sich aufnehmen kann. Die gediegensten und schönsten Kompositionen haben wir von Beethoven, Himmel, Reichardt, Zelter, Maria v. Weber, W. Schneider, Spohr, v. Mosel, Eberwein, Kreuzer, Radziwil, Werner, Löwe, Fr. Schubert, Lenz, B. Klein, Mendelsohn-Bartholdy u. s. w. Bei den einzelnen Liedern der folgenden §§. werden die vorzüglichsten Kompositionen angeführt werden. Die in den

*) Göthes Gedichte sind zum ersten Mal vollständig von Heinr. Viehoff erläutert. Dessen Werk enthält bis jetzt zwei Theile, die bis zum Jahre 1806 gehen; das noch Fehlende wird hoffentlich bald erscheinen. Ich habe diese vortrefflichen Vorarbeiten vielfach zu Rathe gezogen und benutzt, wie schon die Vorrede besagt.

§§. 10, 17 u. 28 erklärten Gedichte sind am Häufigsten und am Schönsten komponirt worden.

Göthe selbst hat, trotz seiner vielseitig eingreifenden Ausbildung und trotz seiner großen Liebe zur Musik, die er sein ganzes Leben hindurch an den Tag gelegt, doch nicht ernstlichere Versuche zu seiner musikalischen Ausbildung gemacht (— die Komik seines ersten Klavierunterrichts beschreibt er (24. S. 184 ꝛc.) und von seinem Violoncell-Spiel um 1772 spricht er in einem Briefe an Salzmann —) und weder in der Wissenschaft der Musik noch in ihrer Praxis etwas zu leisten vermocht;*) vielleicht war der Mechanismus des Anfangs und der regelrechte Zwang, dem er sich nirgend unterwerfen konnte, Schuld daran. Und doch haben seine Lieder am meisten unter allen Deutschen Liedern die verschiedenartigsten Tondichter aller Zeiten zu Kompositionen geführt und begeistert, weil sie durch und durch zur Musik geschaffen sind, nicht bloß in Bezug auf äußere Technik, auf Rhythmus und Reim, auf Wohlklang und Vollklang, sondern auch in Bezug auf die Melodie und Harmonie ihrer Innerlichkeiten, deren Spiegel nur die Worte und ihr Klang und ihr Zusammenhang sind. Aber eben diese, daß ich so sage, innerliche Musik**), diese Melodie und Harmonie, vernehmbar und hörbar dem innern Sinn, ohne die kein Lyriker dichten kann, hat Göthen am wenigsten gefehlt.***)

---

*) Etwa im Jahre 1810 entwarf er eine Tabelle zur Tonlehre mit vielem Ernst und Fleiß, ein „Resultat seiner Unterhaltungen mit Zelter" und ein nicht unwichtiger Beitrag zum System der Philosophie der Musik. Vergl. Briefwechsel zwischen Göthe und Zelter. IV. S. 213 und S. 229 ꝛc.

**) Eckermann II. S. 108: „Der Takt, sagte Göthe, kommt aus der poetischen Stimmung, wie unbewußt. Wollte man darüber denken, wenn man ein Gedicht macht, man würde verrückt und brächte nichts Gescheites zu Stande."

***) Rosenkranz S. 136: Daher kam es, daß Göthe den Inhalt der Empfindung, selbst wenn sie an sich geheimnißvoll oder mystisch war, doch mit sinnlicher Klarheit zu schildern vermochte, und daß mit dieser Plastik objektiver Veranschaulichung sich die glücklichste melodische Behandlung vereinigte. Der musikalische Leib wurde bei ihm mit dem geistigen Gehalt zugleich in unzertrennlicher Harmonie erzeugt. Die Magie des Tones, der in seinem Rhythmus den Wogenschlag des Gefühls gleichsam für das Ohr malt, wie die bildschaffende Phantasie für die Vorstellung, schmeichelt die Göthe'schen Lieder unvergeßlich ein. Einmal vernommen, klingen sie unsterblich in uns fort. In dieser Einheit des Stoffes mit seiner

Deß zeugen ſeine Lieder.*) Wohl hat er oft genug die muſikaliſche Ausbildung, welche er (in den Wanderjahren) als ein vorzüglichſtes

Darſtellung für die pittoreske Phantaſie und das Ohr eröffnete er neue Quellen unſrer Sprache.

*) Bettina hat in ihrem Briefwechſel mit Göthe außerordentlich ſchöne Ideen und Phantaſien über das Weſen und die Macht der Muſik mitgetheilt und dabei über die Muſik in Göthe ſo manches Vortreffliche geſagt (vgl. §. 29). Im erſten Bande S. 295 fährt ſie alſo fort:

„An Dich haben die Geiſter Hand gelegt, ins unſterbliche Feuer gehalten; und das war Muſik, ob Du ſie verſtehſt oder empfindeſt, ob Ruhe oder Unruhe Dich befällt, ob Du jauchzeſt oder tief trauerſt, ob Dein Geiſt Freiheit athmet oder ſeine Feſſeln empfindet; — es iſt immer die Geiſterbaſis des Uebermenſchlichen in Dir. Wenn auch weder die Terz noch die Quint Dir ein Licht aufſtecken, wenn ſie nicht ſo gnädig ſind, ſich von Dir beſchauen und befühlen zu laſſen, ſo iſt es bloß, weil Du durchgegangen biſt durch ihre Heiligung, weil die Sinne, gereift an ihrem Licht, ſchon wieder die goldnen Fruchtkörner zur Saat ausſtreuen. Ja, Deine Lieder ſind die ſüßen Früchte ihres Balſams voll. Balſam ſtrömt in Deiner dithyrambiſchen Wolluſt! Schon ſind's nicht mehr Töne, es ſind ganze Geſchlechter in Deinen Gedichten, die ihre Gewalt tragen und verbreiten. Ja, das glaube ich gewiß, daß Muſik jede echte Kunſterſcheinung bildet und ſich freut, in Dir ſo rein wiedergeboren zu ſein. Kümmre Dich nicht um die leeren Eierſchalen, aus denen die flügggewordenen Geiſter entſchlüpft ſind; nicht um die Terz und die Quint und um die ganze Baſen- und Vetterſchaft der Dur- und Moll-Tonarten. Dir ſind ſie ſelber verwandt; Du biſt mitten unter ihnen. Das Kind fragt nicht unter den Seinigen: wer ſind dieſe und wie kommen ſie zu einander? Es fühlt das ewige Geſetz der Liebe, das es allen verbindet. — — O Deine Lieder, die durchs Herz brechen mit ihrer Melodie; wie ich vor 10 Tagen da oben ſaß auf dem Rheinfels und der Wind die ſtarken Eichen bog, daß ſie krachten und ſie ſauſten und brauſten im Sturm und ihr Laub, getragen vom Winde, tanzte über den Wellen: da habe ichs gewagt zu ſingen, da wars keine Tonart, da wars kein Uebergang, da wars kein Malen der Gefühle oder Gedanken, was ſo gewaltig mit in die Natur einſtimmte: es war der Drang, eins mit ihr zu ſein. Da hab ichs wohl empfunden, wie Muſik Deinem Genius einwohnt! Der hat ſich mir gezeigt, ſchwebend über den Waſſern, und hat mirs eingeſchärft, daß Dich ich liebe. Ach Göthe, laß Dir keine Liedchen vorlallen und glaube nicht, Du müßteſt ſie verſtehn und würdigen lernen; ergieb Dich auf Gnade und Ungnade, leide in Gottes Namen Schiffbruch mit Deinem Begriff: was willſt Du alles Göttliche ordnen und verſtehn, wo's herkommt und hinwill?" u. ſ. w.

Erziehungselement hervorhebt,*) bei sich schmerzlich vermißt und eben deshalb wie in jüngeren Jahren an Andere, so namentlich späterhin an Zelter sich innigst angeschlossen und durch solchen Anschluß das Vermißte einigermaßen zu ersetzen gesucht. Er schreibt z. B. an Zelter im Mai 1820 (III. 83): „Und so verwandle ich Ton- und Gehörloser, obgleich Guthörender, jenen großen Genuß (der selbstschaffenden Musik) in Begriff und Wort. Ich weiß recht gut, daß mir deshalb ein Drittel des Lebens fehlt; aber man muß sich einzurichten wissen." — Aber die innere seelenvolle Musik, der Sphärenton und Sphärengesang seiner Gefühle und Empfindungen machten den Dichter zugleich zum Sänger, und geist- und gemüthsverwandte Komponisten haben es verstanden und das Bedürfniß gehabt, diese innere Musik auch äußerlich nach den Regeln der Kunst hinzustellen und hörbar mitzutheilen **), auf diese Weise äußerlich zu ergänzen das in den Gedichten liegende musische Element und durch musikalischen Vortrag das Innere derselben noch mehr aufzuschließen.

---

*) Dem genauen Unterricht in der Musik und besonders im Gesange legt Göthe (in der Erziehungslehre der Wanderjahre) einen vorzüglichen Werth bei. Es ist die erste Stufe der Ausbildung. Der einfachste Genuß, die einfachste Lehre werden durch Gesang belebt und eingeprägt, ja selbst die Ueberlieferung der Glaubens- und Sittenlehre wird durch Gesang mitgetheilt ꝛc. Recht klar hat F. Gregorovius („Göthes Wilh. Meister" Königsberg 1849, S. 156 fg.) dieses Erziehungselement Göthes dargelegt. —

**) Welchen hohen Genuß Göthen selbst schöne Kompositionen seiner Lieder gewährt haben, erwähnt er häufig genug. So schreibt er z. B. an Bettina im J. 1810: „Es gehört mit zu meinen erfreulichsten Genüssen, für die ich sehr dankbar bin, wenn ein solches Gedicht früherer Stimmung mir durch eine Melodie (wie Beethoven ganz richtig erwähnt) wieder aufs Neue versinnlicht wird." — Auch Bettina hat einige Göthesche Lieder komponirt.

Erſter Abſchnitt.

Bis 1775.

---

§. 2.

Werones in Frankfurt. *) 1759.

Es iſt charakteriſtiſch, daß Göthe ſchon ſehr früh anfing, das Bedürfniß und die erſten Anklänge der Liebe zu fühlen und zu erleiden. Schon den zehnjährigen Knaben traf Amors Pfeil, und mochte die Wunde auch noch ſo leicht ſein, ſie blieb für den lebendig fühlenden Knaben nicht ohne allen Schmerz.

Der ſiebenjährige Krieg hatte nach Frankfurt mit dem Franzöſiſchen Heere auch eine Franzöſiſche Schauſpielergeſellſchaft herübergebracht. Der Knabe Göthe, auf originelle Weiſe von ſeinen Eltern erzogen und noch origineller ſich ſelbſt erziehend, beſuchte ſehr häufig das Schauſpiel und machte hier zuerſt die Bekanntſchaft mit den Franzöſiſchen Bühnendichtern, namentlich mit den Tragikern Racine u. ſ. w., erſt ſpäter mit Molière und andern Komikern. Der künftige Heros Deutſcher Dramatik ſollte hier einen praktiſchen Grund zu ſeinen dramatiſchen Studien legen. Die Bühne ſelbſt und ihre Einrichtungen zogen den kunſterzognen Knaben mächtig an, und da er von ſeinem Großvater, dem Schultheiß, wider alle Regeln der gewöhnlichen Pädagogik, ein tägliches Freibillet erhalten

---

*) Vergl. Göthes Werke Band 24. Seite 143—146.

hatte, ſo benutzte er es oft genug und ging auch gern hinter die Couliſſen, um ſeinem Anſchauungsvermögen dabei allen nur möglichen Stoff darzubieten. Auch war er nicht ſelten in dem großen Nebenzimmer, wo Schauſpieler und Schauſpielerinnen zuſammen in der Zwiſchenzeit ſich aufhielten und beim An- und Auskleiden ſich ſo wenig unter einander als vor den Kindern genirten. Sein Gefährte und Führer war hier ein Knabe, deſſen Eltern zu der Schauſpielergeſellſchaft gehörten. Der kleine Franzoſe, den Göthe „Derones nennen will", fühlte zu ihm eine freundſchaftliche Zuneigung, und obwohl Göthe deſſen Schwindeleien und Prahlereien oft genug zu ertragen hatte, ja ſelbſt von ihm in das Weſen und die Bedeutung eines Zweikampfs theoretiſch und praktiſch eingeweiht wurde, ſo ſagte ſich Göthe, der in dieſem Umgang die beſte Gelegenheit fand, ſich im Franzöſiſchſprechen zu üben, doch nicht von ihm los. Er hatte eine Zuneigung zu ſeiner ältern Schweſter gefaßt. „Er machte mich, erzählt Göthe, mit ſeiner Schweſter bekannt, die ein paar Jahre älter als wir und ein gar angenehmes Mädchen war, gut gewachſen, von einer regelmäßigen Bildung, brauner Farbe, ſchwarzen Haaren und Augen; ihr ganzes Betragen hatte etwas Stilles, ja Trauriges. Ich ſuchte ihr auf alle Weiſe gefällig zu ſein; allein ich konnte ihre Aufmerkſamkeit nicht auf mich lenken. — Manchmal, wenn die Mutter auf den Proben oder in Geſellſchaft war, fanden wir uns in ihrer Wohnung zuſammen, um zu ſpielen oder uns zu unterhalten. Ich ging niemals hin, ohne der Schönen eine Blume, eine Frucht oder ſonſt etwas zu überreichen, welches ſie zwar jederzeit mit ſehr guter Art annahm und auf das Höflichſte dankte; allein ich ſah ihren traurigen Blick ſich niemals erheitern und fand keine Spur, daß ſie ſonſt auf mich geachtet hätte. — — — Ich erklärte mir nun ihr trauriges Anſehn und hatte ſie nur um deſto lieber" u. ſ. w.

Der Name dieſes jungen Mädchens iſt nicht bekannt. Vielleicht hat Göthe bei der Dichtung eines dramatiſchen Gedichts, das er ihrem Bruder zur Beurtheilung und Beſprechung übergab, durch ſeine Zuneigung zu ihr manchen poetiſchen Impuls empfangen. Die erſten lebendigen Eindrücke der dramatiſchen Kunſt ſind als unmittelbare Folgen dieſes ſeines Verhältniſſes zu bezeichnen.

§. 3.

Gretchen in Frankfurt. *) 1764.

Ernſterer Art und von nachhaltigerer Bedeutung war in ſeinem 16ten Jahre das Verhältniß zu Gretchen.

Er war in die Geſellſchaft und den Umgang mit jungen Leuten gerathen, die den mittleren und unteren Ständen angehörten, wie er ſelbſt ſagt (**24.** 275), „nicht eigentlich gemeine, aber doch gewöhnliche Menſchen" waren und in ihren Geſprächen ſo wie in ihrem Thun und Treiben gewöhnlich die Richtung nach den Mitteln und Wegen, ſich etwas zu erwerben, einſchlugen. Er fand bei ihnen und unter ihnen Gelegenheit und Stoff zu Gelegenheitsgedichten, und das war der erſte Anſtoß zu ſeinem Umgange. Zur Fortſetzung dieſes Umgangs trieb ihn die Bekanntſchaft mit Gretchen. Hören wir ihn ſelbſt den Anfang der Bekanntſchaft ſchildern.

„Gewiß, ich brachte einen verdrießlichen Abend hin, wenn nicht eine unerwartete Erſcheinung mich wieder belebt hätte. Bei unſerer Ankunft ſtand bereits der Tiſch reinlich und ordentlich gedeckt, hinreichender Wein aufgeſtellt; wir ſetzten uns und blieben allein, ohne Bedienung nöthig zu haben. Als es aber doch zuletzt an Wein gebrach, rief Einer nach der Magd; allein ſtatt derſelben trat ein Mädchen herein, von ungemeiner und, wenn man ſie in ihrer Umgebung ſah, von unglaublicher Schönheit. — Was verlangt ihr? ſagte ſie, nachdem ſie auf eine freundliche Weiſe guten Abend geboten. Die Magd iſt krank und zu Bette. Kann ich euch dienen? Es fehlt an Wein, ſagte der eine. Wenn du uns ein Paar Flaſchen holteſt, ſo wäre es ſehr hübſch. Thu' es, Gretchen, ſagte der andere; es iſt ja nur ein Katzenſprung. Warum nicht? verſetzte ſie, nahm ein Paar leere Flaſchen vom Tiſch und eilte fort. Ihre Geſtalt war von der Rückſeite faſt noch zierlicher. Das Häubchen ſaß ſo nett auf dem kleinen Kopfe, den ein ſchlanker Hals gar anmuthig mit Nacken und Schultern verband. Alles an ihr ſchien auserleſen, und man konnte der ganzen Geſtalt um ſo ruhiger folgen, als die Aufmerkſamkeit nicht

*) G. W. **24.** 266—272. 275—279. 281—287. 295—298. 311—313. 328—342. **25.** 5—10. 15. 39. u. ſ. w.

mehr durch die ſtillen treuen Augen und den lieblichen Mund allein angezogen und gefeſſelt wurde. Ich machte den Geſellen Vorwürfe, daß ſie das Kind in der Nacht allein ausſchicken, ſie lachten mich aus, und ich war bald getröſtet, als ſie ſchon wiederkam, denn der Schenkwirth wohnte nur über die Straße. Setze dich dafür auch zu uns, ſagte der eine. Sie that es, aber leider kam ſie nicht neben mich. Sie trank ein Glas auf unſre Geſundheit und entfernte ſich bald, indem ſie uns rieth, nicht gar lange beiſammen zu bleiben und überhaupt nicht ſo laut zu werden, denn die Mutter wolle ſich eben zu Bette legen. Es war nicht ihre Mutter, ſondern die unſerer Wirthe. — Die Geſtalt dieſes Mädchens verfolgte mich von dem Augenblick an auf allen Wegen und Stegen; es war der erſte bleibende Eindruck, den ein weibliches Weſen auf mich gemacht hatte; und da ich einen Vorwand ſie im Hauſe zu ſehen weder finden konnte noch ſuchen mochte, ging ich ihr zu Liebe in die Kirche und hatte bald ausgeſpürt, wo ſie ſaß; und ſo konnte ich während des langen proteſtantiſchen Gottesdienſtes mich wohl ſatt an ihr ſehen. Beim Herausgehn getraute ich mich nicht ſie anzureden, noch weniger ſie zu begleiten, und war ſchon ſelig, wenn ſie mich bemerkt und gegen einen Gruß genickt zu haben ſchien. Doch ich ſollte das Glück mich ihr zu nähern nicht lange entbehren. Man hatte jenen Liebenden, deſſen poetiſcher Sekretair ich geworden war, glauben gemacht, der in ſeinem Namen geſchriebene Brief ſei wirklich an das Frauenzimmer abgegeben worden, und zugleich ſeine Erwartung aufs Aeußerſte geſpannt, daß nun bald eine Antwort darauf erfolgen müſſe. Auch dieſe ſollte ich ſchreiben und die ſchalkiſche Geſellſchaft ließ mich durch Pylades aufs Inſtändigſte erſuchen, allen meinen Witz aufzubieten und alle meine Kunſt zu verwenden, daß dieſes Stück recht zierlich und vollkommen werde. In Hoffnung meine Schöne wiederzuſehen, machte ich mich ſogleich ans Werk und dachte mir nun Alles, was mir höchſt wohlgefällig ſein würde, wenn Gretchen es mir ſchriebe. Ich glaubte alles ſo aus ihrer Geſtalt, ihrem Weſen, ihrer Art, ihrem Sinn herausgeſchrieben zu haben, daß ich mich des Wunſches nicht enthalten konnte, es möchte wirklich ſo ſein, und mich in Entzücken verlor, nur zu denken, daß etwas Aehnliches von ihr an mich könnte gerichtet werden. So myſtifizirte ich mich ſelbſt, indem ich meinte einen Andern zum Beſten zu haben, und es ſollte mir daraus noch manche Freude und manches Ungemach entſpringen. Als ich

abermals gemahnt wurde, war ich fertig, verſprach zu kommen und fehlte nicht zur beſtimmten Stunde. Es war nur einer von den jungen Leuten zu Hauſe; Gretchen ſaß am Fenſter und ſpann; die Mutter ging ab und zu. Der junge Menſch verlangte, daß ichs ihm vorleſen ſollte; ich that es, und las nicht ohne Rührung, indem ich über das Blatt weg nach dem ſchönen Kinde hinſchielte, und da ich eine gewiſſe Unruhe ihres Weſens, eine leichte Röthe ihrer Wangen zu bemerken glaubte, drückte ich nur beſſer und lebhafter aus, was ich von ihr zu vernehmen wünſchte. Der Vetter, der mich oft durch Lobeserhebungen unterbrochen hatte, erſuchte mich zuletzt um einige Abänderungen. Sie betrafen einige Stellen, die freilich mehr auf Gretchens Zuſtand als auf den jenes Frauenzimmers paßten, das von gutem Hauſe, wohlhabend, in der Stadt bekannt und angeſehen war. Nachdem der junge Mann mir die gewünſchten Aenderungen artikulirt und ein Schreibzeug herbeigeholt hatte, ſich aber wegen eines Geſchäfts auf kurze Zeit beurlaubte, blieb ich auf der Wandbank hinter dem großen Tiſche ſitzen und probirte die zu machenden Veränderungen auf der großen, faſt den ganzen Tiſch einnehmenden Schieferplatte, mit einem Griffel, der ſtets im Fenſter lag, weil man auf dieſer Steinfläche oft rechnete, ſich mancherlei notirte, ja die Gehenden und Kommenden ſich ſogar Notizen dadurch mittheilten. Ich hatte eine Zeit lang Verſchiedenes geſchrieben und wieder ausgelöſcht, als ich ungeduldig ausrief: Es will nicht gehen. Deſto beſſer! ſagte das liebe Mädchen, mit einem geſetzten Tone; ich wünſchte, es ginge gar nicht. Sie ſollten ſich mit ſolchen Händeln nicht befaſſen! Sie ſtand vom Spinnrocken auf, und zu mir an den Tiſch tretend, hielt ſie mir mit viel Verſtand und Freundlichkeit eine Strafpredigt. „Die Sache ſcheint ein unſchuldiger Scherz; es iſt ein Scherz, aber nicht unſchuldig. Ich habe ſchon mehrere Fälle erlebt, wo unſere jungen Leute wegen eines ſolchen Frevels in Verlegenheit kamen.“ Was ſoll ich aber thun? verſetzte ich: der Brief iſt geſchrieben, und ſie verlaſſen ſich drauf, daß ich ihn umändern werde. — Glauben Sie mir, verſetzte ſie, und ändern ihn nicht um; ja, nehmen Sie ihn zurück, ſtecken Sie ihn ein, gehen Sie fort und ſuchen die Sache durch ihren Freund ins Gleiche zu bringen. Ich will auch ein Wörtchen mit drein reden: denn, ſehen Sie, ſo ein armes Mädchen als ich bin, und abhängig von dieſen Verwandten, die zwar nichts Böſes thun, aber doch oft um der Luſt und des Gewinns willen manches

Wagehalſige vornehmen, ich habe widerſtanden und den erſten Brief nicht abgeſchrieben, wie man von mir verlangte; ſie haben ihn mit verſtellter Hand kopirt, und ſo mögen ſie auch, wenn es nicht anders iſt, mit dieſem thun. Und Sie, ein junger Mann aus gutem Hauſe, wohlhabend, unabhängig, warum wollen Sie ſich zum Werkzeug in einer Sache gebrauchen laſſen, aus der gewiß nichts Gutes und vielleicht manches Unangenehme für Sie entſpringen kann? — Ich war glücklich, ſie in einer Folge reden zu hören; denn ſonſt gab ſie nur wenige Worte in das Geſpräch. Meine Neigung wuchs unglaublich, ich war nicht Herr von mir ſelbſt, und erwiederte: Ich bin ſo unabhängig nicht als Sie glauben, und was hilft mir wohlhabend zu ſein, da mir das Köſtlichſte fehlt, was ich wünſchen dürfte? — Sie hatte mein Konzept der poetiſchen Epiſtel vor ſich hingezogen und las es halb laut, gar hold und anmuthig. Das iſt recht hübſch, ſagte ſie, indem ſie bei einer Art naiver Pointe inne hielt: nur ſchade, daß es nicht zu einem wahren Gebrauch beſtimmt iſt. — Das wäre freilich ſehr wünſchenswerth, rief ich aus: wie glücklich müßte der ſein, der von einem Mädchen, das er unendlich liebt, eine ſolche Verſicherung ihrer Neigung erhielte! — Es gehört freilich viel dazu, verſetzte ſie, und doch wird Manches möglich. — Zum Beiſpiel, fuhr ich fort, wenn Jemand, der Sie kennt, ſchätzt, verehrt und anbetet, Ihnen ein ſolches Blatt vorlegte, und Sie recht dringend, recht herzlich und freundlich bäte, was würden Sie thun? — Ich ſchob ihr das Blatt näher hin, das ſie ſchon wieder mir zugeſchoben hatte. Sie lächelte, beſann ſich einen Augenblick, nahm die Feder und unterſchrieb. Ich kannte mich nicht vor Entzücken, ſprang auf und wollte ſie umarmen. — Nicht küſſen! ſagte ſie: das iſt ſo was Gemeines; aber lieben, wenns möglich iſt. Ich hatte das Blatt zu mir genommen und eingeſteckt. Niemand ſoll es erhalten, ſagte ich, und die Sache iſt abgethan! Sie haben mich gerettet. — Nun vollenden Sie die Rettung, rief ſie aus, und eilen fort, ehe die andern kommen, und Sie in Pein und Verlegenheit gerathen. — Ich konnte mich nicht von ihr losreißen; ſie aber bat mich ſo freundlich, indem ſie mit beiden Händen meine Rechte nahm und liebevoll drückte. Die Thränen waren mir nicht weit: ich glaubte ihre Augen feucht zu ſehen; ich drückte mein Geſicht auf ihre Hände und eilte fort. In meinem Leben hatte ich mich nicht in einer ſolchen Verwirrung befunden. — — Die erſten Liebesneigungen einer

unverdorbenen Jugend nehmen durchaus eine geistige Wendung. Die Natur scheint zu wollen, daß ein Geschlecht in dem andern das Gute und Schöne sinnlich gewahr werde. Und so war auch mir durch den Anblick dieses Mädchens, durch meine Neigung zu ihr, eine neue Welt des Schönen und Vortrefflichen aufgegangen. Ich las meine poetische Epistel hundertmal durch, beschaute die Unterschrift, küßte sie, drückte sie an mein Herz und freute mich dieses liebenswürdigen Bekenntnisses." —

Der innige Umgang wurde nun fortgesetzt.

„Das liebe Mädchen zu sehen und neben ihr zu sein, war nun bald eine unerläßliche Bedingung meines Wesens. Jene hatte sich eben so an mich gewöhnt, und wir waren fast täglich zusammen, als wenn es nicht anders sein könnte. Pylades hatte indessen seine Schöne auch in das Haus gebracht, und dieses Paar verlebte manchen Abend mit uns. Sie als Brautleute, obgleich noch sehr im Keime, verbargen doch nicht ihre Zärtlichkeit; Gretchens Betragen gegen mich war nur geschickt, mich in Entfernung zu halten. Sie gab Niemanden die Hand, auch nicht mir; sie litt keine Berührung; nur setzte sie sich manchmal neben mich, besonders wenn ich schrieb oder vorlas, und dann legte sie mir vertraulich den Arm auf die Schulter, sah mir aufs Buch oder aufs Blatt; wollte ich mir aber eine ähnliche Freiheit gegen sie herausnehmen, so wich sie und kam sobald nicht wieder. Doch wiederholte sie oft diese Stellung, so wie alle ihre Gesten und Bewegungen sehr einförmig waren, aber immer gleich gehörig, schön und reizend. Allein jene Vertraulichkeit habe ich sie gegen Niemanden weiter ausüben sehen." — —

Der imposante Akt der Krönung Josephs II. mit seinen großen Vorbereitungen trat dazwischen, nicht ohne bedeutenden Eindruck auf den Jüngling, der mit seinem ernsten Vater schon vorher die Wahl- und Krönungsdiarien der beiden letzten Krönungen und die letzten Wahlkapitulationen als gehörige Vorbereitung oft bis in die Nächte hinein durchgehn mußte, wobei ihm freilich Gretchen „immer zwischen den höchsten Gegenständen des heiligen Römischen Reichs hin und wieder schwebte." Um so angenehmer war es ihm, ihr weitläufige Erörterungen über diese wichtige Begebenheit zu geben, zumal da sie sehr wißbegierig und einer höhern Ausbildung fähig war. Und welch Wohlbehagen solche Erklärung für ihn hatte, deutet er selbst an. „Einem jungen

Paare, ſagt er, das von der Natur einigermaßen harmoniſch gebildet iſt, kann nichts zu einer ſchöneren Vereinigung gereichen, als wenn das Mädchen lernbegierig und der Jüngling lehrhaft iſt. Es entſteht daraus ein ſo gründliches als angenehmes Verhältniß. Sie erblickt in ihm den Schöpfer ihres geiſtigen Daſeins, und er in ihr ein Geſchöpf, das nicht der Natur, dem Zufall oder einem einſeitigen Wollen, ſondern einem beiderſeitigen Willen ſeine Vollendung verdankt; und dieſe Wechſelwirkung iſt ſo ſüß, daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn ſeit dem alten und neuen Abälard, aus einem ſolchen Zuſammentreffen zweier Weſen, die gewaltſamſten Leidenſchaften und ſo viel Glück als Unglück entſprungen ſind." —

In dieſer Wahrheit finden wir am Treffendſten das Verhältniß Göthes zu Gretchen in ſeiner Reinheit und Geiſtigkeit geſchildert; und hieraus allein läßt es ſich auch erklären, wie der vornehme Jüngling keine Scheu in ſich trug, das arme Mädchen (— ſie ſoll die Tochter des Wirths zur Roſe in Offenbach geweſen ſein —) für ſein Herz und ſeinen Geiſt ſehr wohl geeignet zu halten. Seine Eltern aber mochten von dieſer Wahrheit nicht ſo durchdrungen geweſen ſein oder waren in die Innigkeit und Innerlichkeit dieſes Verhältniſſes nicht tief eingedrungen, ſonſt hätten ſie wenigſtens nicht mit ſo ſchneidender Schärfe das Band zerſchnitten. Kaum hatten ſie von dieſem ſeelenvollen, unſchuldigen, aber ihnen verheimlichten Umgange, der nur wenige Wochen gewährt, Kunde erhalten, ſo löſten ſie gewaltſam dies Verhältniß auf und wußten ſelbſt Gretchen aus Frankfurt zu entfernen.

Hören wir Göthen ſelbſt das Ende dieſes Verhältniſſes beſchreiben.

In den Tagen kurz vor der Krönung war er nicht zu ſich ſelbſt gekommen.

„Zu Hauſe gab es zu ſchreiben und zu kopiren; ſehen wollte und ſollte man alles, und ſo ging der März zu Ende, deſſen zweite Hälfte für uns ſo feſtreich geweſen war. Von dem, was zuletzt vorgegangen und was am Krönungstage zu erwarten ſei, hatte ich Gretchen eine treuliche und ausführliche Belehrung verſprochen. Der große Tag nahte heran; ich hatte mehr im Sinne, wie ich es ihr ſagen ſollte, als was eigentlich zu ſagen ſei; ich verarbeitete alles, was mir unter die Augen und unter die Kanzleifeder kam, nur geſchwind zu dieſem nächſten und einzigen Gebrauch. Endlich erreichte ich noch eines Abends ziemlich ſpät

ihre Wohnung, und that mir ſchon im Voraus nicht wenig darauf zu Gute, wie mein diesmaliger Vortrag noch viel beſſer als der erſte unvorbereitete gelingen ſollte. Allein gar oft bringt uns ſelbſt, und andere durch uns, ein augenblicklicher Anlaß mehr Freude, als der entſchiedenſte Vorſatz nicht gewähren kann. Zwar fand ich ziemlich dieſelbe Geſellſchaft, allein es waren einige Unbekannte darunter. Sie ſetzten ſich hin zu ſpielen; nur Gretchen und der jüngere Vetter hielten ſich zu mir und der Schiefertafel. Das liebe Mädchen äußerte gar anmuthig ihr Behagen, daß ſie, als eine Fremde, am Wahltage für eine Bürgerin gegolten habe und ihr dieſes einzige Schauſpiel zu Theil geworden ſei. Sie dankte mir aufs Verbindlichſte, daß ich für ſie zu ſorgen gewußt und ihr zeither durch Pylades allerlei Einläſſe mittels Billette, Anweiſungen, Freunde und Fürſprache zu verſchaffen die Aufmerkſamkeit gehabt. Von den Reichskleinodien hörte ſie gern erzählen. Ich verſprach ihr, daß wir dieſe wo möglich zuſammen ſehen wollten. Sie machte einige ſcherzhafte Anmerkungen, als ſie erfuhr, daß man Gewänder und Krone dem jungen König anprobirt habe. Ich wußte, wo ſie den Feierlichkeiten des Krönungstages zuſehen würde, und machte ſie aufmerkſam auf alles, was bevorſtand, und was beſonders genau von ihrem Platze beobachtet werden konnte. So vergaßen wir an die Zeit zu denken; es war ſchon über Mitternacht geworden, und ich fand, daß ich unglücklicherweiſe den Hausſchlüſſel nicht bei mir hatte. Ohne das größte Aufſehen zu erregen, konnte ich nicht ins Haus. Ich theilte ihr meine Verlegenheit mit. Am Ende, ſagte ſie, iſt es das Beſte, die Geſellſchaft bleibt zuſammen. Die Vettern und jene Fremden hatten ſchon den Gedanken gehabt, weil man nicht wußte, wo man dieſe für die Nacht unterbringen ſollte. Die Sache war bald entſchieden; Gretchen ging um Kaffe zu kochen, nachdem ſie, weil die Lichter auszubrennen drohten, eine große meſſingene Lampe mit Docht und Oel verſehen und angezündet herein gebracht hatte. Der Kaffe diente für einige Stunden zur Ermunterung; nach und nach aber ermattete das Spiel, das Geſpräch ging aus; die Mutter ſchlief im großen Seſſel; die Fremden, von der Reiſe müde, nickten da und dort, Pylades und ſeine Schöne ſaßen in einer Ecke. Sie hatte ihren Kopf auf ſeine Schulter gelegt und ſchlief; auch er wachte nicht lange. Der jüngere Vetter, gegen uns über am Schiefertiſche ſitzend, hatte ſeine Arme vor ſich über einander ge-

ſchlagen und ſchlief mit aufliegendem Geſichte. Ich ſaß in der Fenſterecke hinter dem Tiſche und Gretchen neben mir. Wir unterhielten uns leiſe; aber endlich übermannte auch ſie der Schlaf, ſie lehnte ihr Köpfchen an meine Schulter und war gleich eingeſchlummert. So ſaß ich nun allein, wachend, in der wunderlichſten Lage, in der auch mich der freundliche Bruder des Todes zu beruhigen wußte. Ich ſchlief ein, und als ich wieder erwachte, war es ſchon heller Tag. Gretchen ſtand vor dem Spiegel und rückte ihr Häubchen zurechte, ſie war liebenswürdiger als je, und drückte mir, als ich ſchied, gar herzlich die Hände. Ich ſchlich durch einen Umweg nach unſerm Hauſe: denn an der Seite, nach dem kleinen Hirſchgraben zu, hatte ſich mein Vater in der Mauer ein kleines Guckfenſter, nicht ohne Widerſpruch des Nachbarn, angelegt. Dieſe Seite vermieden wir, wenn wir nach Hauſe kommend von ihm nicht bemerkt ſein wollten. Meine Mutter, deren Vermittelung uns immer zu Gute kam, hatte meine Abweſenheit des Morgens beim Thee durch ein frühzeitiges Ausgehen meiner zu beſchönigen geſucht, und ich empfand alſo von dieſer unſchuldigen Nacht keine unangenehmen Folgen. Ueberhaupt und im Ganzen genommen machte dieſe unendlich mannigfaltige Welt, die mich umgab, auf mich nur ſehr einfachen Eindruck. Ich hatte kein Intereſſe, als das Aeußere der Gegenſtände genau zu bemerken, kein Geſchäft, als das mir mein Vater und Herr von Königsthal auftrugen, wodurch ich freilich den innern Gang der Dinge gewahr ward. Ich hatte keine Neigung als zu Gretchen, und keine andere Abſicht, als nur alles recht gut zu ſehen und zu faſſen, um es mit ihr wiederholen und ihr erklären zu können. Ja, ich beſchrieb oft, indem ein ſolcher Zug vorbei ging, dieſen Zug halb laut vor mir ſelbſt, um mich alles Einzelnen zu verſichern und dieſer Aufmerkſamkeit und Genauigkeit wegen von meiner Schönen gelobt zu werden; und nur als eine Zugabe betrachtete ich den Beifall und die Anerkennung der andern." —

Der wichtige Krönungstag ſelbſt nun hatte ſeine und die Aufmerkſamkeit ſeiner Freunde ſowie Gretchens im hohen Grade beanſprucht. Es war Abend geworden.

„Dieſen glänzenden Abend gedachte ich auf eine gemüthliche Weiſe zu feiern; denn ich hatte mit Gretchen, mit Pylades und der Seinigen abgeredet, daß wir uns zur nächtlichen Stunde irgendwo treffen wollten. Schon leuchtete die Stadt an allen Ecken und Enden, als ich meine

Geliebte antraf. Ich reichte Gretchen den Arm, wir zogen von einem Quartier zum andern und befanden uns zusammen sehr glücklich. Die Vettern waren Anfangs auch bei der Gesellschaft, verloren sich aber nachher unter der Masse des Volks. Vor den Häusern einiger Gesandten, wo man prächtige Illuminationen angebracht hatte, war es so hell, wie es am Tage nur sein kann. Um nicht erkannt zu werden, hatte ich mich einigermaßen vermummt, und Gretchen fand es nicht übel. Wir bewunderten die verschiedenen glänzenden Darstellungen und die feenmäßigen Flammengebäude, womit immer ein Gesandter den andern zu überbieten gedacht hatte. Die Anstalt des Fürsten Esterhazy jedoch übertraf alle die übrigen. Unsere kleine Gesellschaft war von der Erfindung und Ausführung entzückt, und wir wollten eben das Einzelne recht genießen, als uns die Vettern wieder begegneten und von der herrlichen Erleuchtung sprachen, womit der Brandenburgische Gesandte sein Quartier ausgeschmückt habe. Wir ließen uns nicht verdrießen, den weiten Weg von dem Roßmarkte bis zum Saalhof zu machen, fanden aber, daß man uns auf eine frevle Weise zum Besten gehabt hatte. Der Saalhof ist nach dem Main zu ein regelmäßiges und ansehnliches Gebäude, dessen nach der Stadt gerichteter Theil aber uralt, unregelmäßig und unscheinbar. Kleine, weder in Form noch Größe übereinstimmende, noch auf eine Linie, noch in gleicher Entfernung gesetzte Fenster, unsymmetrisch angebrachte Thore und Thüren, ein meist in Kramläden verwandeltes Untergeschoß, bilden eine verworrene Außenseite, die von niemand jemals betrachtet wird. Hier war man nun der zufälligen, unregelmäßigen, unzusammenhängenden Architektur gefolgt, und hatte jedes Fenster, jede Thür, jede Oeffnung für sich mit Lampen umgeben, wie man es allenfalls bei einem wohlgebauten Hause thun kann, wodurch aber hier die schlechteste und mißgebildetste aller Façaden ganz unglaublich in das hellste Licht gesetzt wurde. Hatte man sich nun hieran, wie etwa an den Späßen des Pagliasso ergötzt, obgleich nicht ohne Bedenklichkeiten, weil jedermann etwas Vorsätzliches darin erkennen mußte; wie man denn schon vorher über das sonstige äußere Benehmen des übrigens sehr geschätzten Plotho glossirt, und da man ihm nun einmal gewogen war, auch den Schalk in ihm bewundert hatte, der sich über alles Zeremoniel wie sein König hinauszusetzen pflege: so ging man doch lieber in das Esterhazysche Feenreich wieder zurück. Dieser hohe Botschafter

hatte, dieſen hohen Tag zu ehren, ſein ungünſtig gelegenes Quartier ganz übergangen und dafür die große Linden-Esplanade am Roßmarkt, vorn mit einem farbig erleuchteten Portal, im Hintergrund aber mit einem wohl noch prächtigern Proſpekte verzieren laſſen. Die ganze Einfaſſung bezeichneten Lampen. Zwiſchen den Bäumen ſtanden Lichtpyramiden und Kugeln auf durchſcheinenden Piedeſtalen; von einem Baum zum andern zogen ſich leuchtende Guirlanden, an welchen Hängeleuchter ſchwebten. An mehreren Orten vertheilte man Brot und Würſte unter das Volk und ließ es an Wein nicht fehlen. Hier gingen wir nun zu vieren aneinandergeſchloſſen höchſt behaglich auf und ab, und ich an Gretchens Seite däuchte mir in jenen glücklichen Gefilden Elyſiums zu wandeln, wo man die kryſtallenen Gefäße vom Baume bricht, die ſich mit dem gewünſchten Wein ſogleich füllen, und wo man Früchte ſchüttelt, die ſich in jede beliebige Speiſe verwandeln. Ein ſolches Bedürfniß fühlten wir denn zuletzt auch, und geleitet von Pylades fanden wir ein ganz artig eingerichtetes Speiſehaus; und da wir keine Gäſte weiter antrafen, indem alles auf den Straßen umherzog, ließen wir es uns um ſo wohler ſein und verbrachten den größten Theil der Nacht im Gefühl von Freundſchaft, Liebe und Neigung auf das Heiterſte und Glücklichſte. Als ich Gretchen bis an ihre Thüre begleitet hatte, küßte ſie mich auf die Stirn. Es war das erſte und letzte Mal, daß ſie mir dieſe Gunſt erwies: denn leider ſollte ich ſie nicht wiederſehen. — Den andern Morgen lag ich noch im Bette, als meine Mutter verſtört und ängſtlich hereintrat. Man konnte es ihr gar leicht anſehen, wenn ſie ſich irgend bedrängt fühlte. — Steh auf, ſagte ſie, und mache dich auf etwas Unangenehmes gefaßt. Es iſt herausgekommen, daß du ſehr ſchlechte Geſellſchaft beſuchſt und dich in die gefährlichſten und ſchlimmſten Händel verwickelt haſt. Der Vater iſt außer ſich, und wir haben nur ſo viel von ihm erlangt, daß er die Sache durch einen Dritten unterſuchen will. Bleib auf deinem Zimmer und erwarte, was bevorſteht. Der Rath Schneider wird zu dir kommen; er hat ſowohl vom Vater als von der Obrigkeit den Auftrag; denn die Sache iſt ſchon anhängig und kann eine ſehr böſe Wendung nehmen. — Ich ſah wohl, daß man die Sache viel ſchlimmer nahm, als ſie war; doch fühlte ich mich nicht wenig beunruhigt, wenn auch nur das eigentliche Verhältniß entdeckt werden ſollte. Der alte Meſſianiſche Freund trat endlich herein."

Und nun begann die Unterſuchung, wobei der Freund dann erzählte, daß von nichts Geringerem als von nachgemachten Handſchriften, falſchen Teſtamenten u. dgl. die Rede ſei. Endlich brach Göthe ſein Schweigen und erzählte den ganzen Hergang der Sache, erſt ruhig und gefaßt, dann aber mit Thränen und in ſchmerzlicher Leidenſchaft. Er ſah voraus, daß man die kindlichen Handlungen, die jugendlichen Neigungen und Vertraulichkeiten ganz anders auslegen würde, und ſein Schmerz war daher, als der Freund fortgegangen, ſo überſchwänglich, daß er ſich vor Jammer nicht zu helfen wußte, ſich der Länge nach auf die Erde warf und den Fußboden mit ſeinen Thränen benetzte. Mutter und Schweſter vermochten nicht ihn zu tröſten. Er fühlte ſich zuletzt glücklich, in eine heftige Krankheit zu verfallen und auf alle Weiſe beruhigt werden zu müſſen. Doch die Erzählung, daß Gretchen ſich aus der Stadt entfernt habe und wieder in ihre Heimat gezogen ſei, (mit der man am Längſten gezaudert hatte), regte ihn wieder aufs Schmerzlichſte auf, denn er entdeckte darin ſehr richtig nicht eine freiwillige Abreiſe ſondern nur eine ſchmähliche Verbannung.

Wie Gretchen gegen Göthe geſinnt geweſen, hatte er wohl am beſten geſehen und gefühlt. Was er aber von einem Manne, der ihm nach jener Krankheit als Aufſeher und Führer beigegeben war, und den er ſehr ſchätzte und lieb gewann, als das Reſultat einer Unterſuchung, bei welcher ſie auf ihre Examinatoren einen ſehr wohlthätigen Eindruck gemacht hatte, nunmehr erfahren mußte, mag wohl ein Bekenntniß ſein, das ſie im Hinblick auf den kalten Richterſtuhl, der vor ihr ſtand, mit bedeutender Modifikation offen auszuſprechen ſich gedrungen gefühlt. Ihre zu Protokoll genommene Ausſage lautete alſo: „Ich kann es nicht leugnen, daß ich ihn oft und gern geſehen habe; aber ich habe ihn immer als ein Kind betrachtet und meine Neigung zu ihm war wahrhaft ſchweſterlich. In manchen Fällen habe ich ihn gut berathen, und anſtatt ihn zu einer zweideutigen Handlung aufzuregen, habe ich ihn verhindert an muthwilligen Streichen theilzunehmen, die ihm hätten Verdruß bringen können.“ — Göthe nahm dies Bekenntniß für baare Münze und daher ſehr übel auf, glaubte nun auch die Sache als abgethan anſehn zu können. Aber ihr Bild und mit ihm ſein Herz ſtrafte ihn Lügen. Doch gewann er allmälig immer mehr Faſſung und ſuchte, ſo gut es ging, den Schmerz zu beſänftigen, theils durch neue geiſtige

Thätigkeit, besonders im Gebiet der Philosophie, theils durch Studien in der Zeichenkunst und künstlerische Streifpartieen, während er in Mußestunden zu Hause durch seine ihn sehr liebende Schwester Kornelia angezogen wurde, bis seine Zeit immer mehr ernst beanspruchte wurde durch die Vorbereitung zur Universität, die er nun bald (Michaelis 1765) beziehen sollte. „Durch Gretchens Entfernung war der Knaben- und Jünglingspflanze das Herz ausgebrochen; sie brauchte Zeit, um an den Seiten wieder auszuschlagen und den ersten Schaden durch neues Wachsthum zu überwinden."

Göthe gedenkt keiner Liebesgedichte an Gretchen. Theils der Sturm seiner Leidenschaft und nach der Krankheit der Zweifel an Gretchens Gegenliebe, theils die wichtigen Tagesbegebenheiten und die von ihm geforderten historischen Studien, theils seine ernsteren wissenschaftlichen Vorbereitungen zur Universität mögen wohl in dieser Epoche keine Liebesgedichte an sie aus seinem eignen Leben haben zu Papier fördern lassen. — Daß sie aber später in seinem Faust unter demselben Namen, in seinem Egmont als Klärchen verewigt sei, und überhaupt jeder seiner Heldinnen einige Züge mitgetheilt habe, ist eben so bekannt, als andrerseits wahrscheinlich, daß viele spätere erotische Erzeugnisse seiner Muse in der Erinnerung an sie gewurzelt haben.

Nach Bettinas Briefwechsel mit Göthe (II. 260) scheint es, als habe Gretchen in Offenbach gewohnt. Göthes Mutter schreibt: „Den Tag vorher war Wolfgang in Offenbach gewesen, da war ein Wirthshaus zur Rose, die Tochter hieß das schöne Gretchen; er hatte sie sehr gern; das war die erste, von der ich weiß, daß er sie lieb hatte." Dagegen erzählt Göthe in seinem Leben, Gretchen habe in Frankfurt bei Verwandten in abhängigem Verhältniß gelebt. Dieser Widerspruch hat wohl mit Unrecht zu der Behauptung (die auch Düntzer aufstellt) veranlaßt, daß es zwei Gretchen in Göthes Liebesleben gegeben habe.

§. 4.

Annette (Käthchen) in Leipzig. *) 1765—1768.

Göthe bezog nunmehr, 17 Jahre alt, die Universität, nicht die Göttinger, wie er gewünscht hatte, sondern dem Willen seines Vaters gemäß die Leipziger, wo er vom Herbst 1765 bis September 1768 blieb und sich dem juristischen Studium widmen sollte. **)

In Leipzig übertrug er seine frühere Liebe nun auf Annette, die Tochter des Hauses, wo er zu Mittag in einer angenehmen Tischgesellschaft speiste. Doch dauerte das Verhältniß zu ihr nur eine kurze Zeit, es mochte ihm selber nicht recht angemessen und erquicklich erscheinen. Er erzählt hierüber Folgendes.

„Meine frühere Neigung zu Gretchen hatte ich nun auf ein Aennchen übertragen, von der ich nicht mehr zu sagen wüßte, als daß sie jung, hübsch, munter, liebevoll und so angenehm war, daß sie wohl verdiente, in dem Schrein des Herzens eine Zeit lang als eine kleine Heilige aufgestellt zu werden, um ihr jede Verehrung zu widmen, welche zu ertheilen oft mehr Behagen erregt als zu empfangen. Ich sah sie täglich ohne Hindernisse, sie half die Speisen bereiten, die ich genoß, sie brachte mir wenigstens Abends den Wein, den ich trank, und schon unsere mittägige abgeschlossene Tischgesellschaft war Bürge, daß das kleine, von wenig Gästen außer der Messe besuchte Haus seinen guten Ruf wohl verdiente. Es fand sich zu mancherlei Unterhaltung Gelegenheit und Lust. Da sie sich aber aus dem Hause wenig entfernen konnte noch durfte, so wurde denn doch der Zeitvertreib etwas mager. Wir sangen die Lieder von Zachariä, spielten den Herzog Michel von Krüger, wobei ein zusammengeknüpftes Schnupftuch die Stelle der Nachtigall vertreten mußte, und so ging es eine Zeit lang noch ganz leidlich. Weil aber dergleichen Verhältnisse, je unschuldiger sie sind, desto weniger Mannigfaltigkeit auf die Dauer gewähren, so ward ich von jener bösen Sucht

*) G. W. 25. 87. 102. 109—111.

**) Vergl. Göthes Jugend in Leipzig von O. Jahn in „Göthes Briefe an Leipziger Freunde", Leipzig 1849.

befallen, die uns verleitet, aus der Quälerei der Geliebten eine Unterhaltung zu ſchaffen und die Ergebenheit eines Mädchens mit willkürlichen und tyranniſchen Grillen zu beherrſchen. Die böſe Laune über das Mißlingen meiner poetiſchen Verſuche, über die anſcheinende Unmöglichkeit hierüber ins Klare zu kommen und über alles, was mich hie und da ſonſt kneipen mochte, glaubte ich an ihr auslaſſen zu dürfen, weil ſie mich wirklich von Herzen liebte und, was ſie nur immer konnte, mir zu Gefallen that. Durch ungegründete und abgeſchmackte Eiferſüchteleien verdarb ich ihr und mir die ſchönſten Tage. Sie ertrug es eine Zeit lang mit unglaublicher Geduld, die ich grauſam genug war aufs Aeußerſte zu treiben. Allein zu meiner Beſchämung und Verzweiflung mußte ich endlich bemerken, daß ſich ihr Gemüth von mir entfernt habe, und daß ich nun wohl zu den Tollheiten berechtigt ſein möchte, die ich mir ohne Noth und Urſache erlaubt hatte. Es gab auch ſchreckliche Scenen unter uns, bei welchen ich nichts gewann; und nun fühlte ich erſt, daß ich ſie wirklich liebte, und daß ich ſie nicht entbehren könne. Meine Leidenſchaft wuchs und nahm alle Formen an, deren ſie unter ſolchen Umſtänden fähig iſt; ja zuletzt trat ich in die bisherige Rolle des Mädchens. Alles Mögliche ſuchte ich hervor, um ihr gefällig zu ſein, ihr ſogar durch Andere Freude zu verſchaffen; denn ich konnte mir die Hoffnung, ſie wiederzugewinnen, nicht verſagen. Allein es war zu ſpät; ich hatte ſie wirklich verloren, und die Tollheit, mit der ich meinen Fehler an mir ſelbſt rächte, indem ich auf mancherlei unſinnige Weiſe in meine phyſiſche Natur ſtürmte, um der ſittlichen etwas zu Leide zu thun, hat ſehr viel zu den körperlichen Uebeln beigetragen, unter denen ich einige der beſten Jahre meines Lebens verlor; ja ich wäre vielleicht an dieſem Verluſt völlig zu Grunde gegangen, hätte ſich hier nicht das poetiſche Talent mit ſeinen Heilkräften beſonders hülfreich erwieſen. Schon früher hatte ich in manchen Intervallen meine Unart deutlich genug wahrgenommen. Das arme Kind dauerte mich wirklich, wenn ich ſie ſo ganz ohne Noth von mir verletzt ſah. Ich ſtellte mir ihre Lage, die meinige und dagegen den zufriedenen Zuſtand eines andern Paares aus unſerer Geſellſchaft ſo oft und ſo umſtändlich vor, daß ich endlich nicht laſſen konnte, dieſe Situation zu einer grübelnden und belehrenden Buße dramatiſch zu behandeln. Daraus entſprang die älteſte meiner überbliebenen dramatiſchen Arbeiten, das kleine Stück: die Laune

des Verliebten, an dessen unschuldigem Wesen man zugleich den Drang einer siedenden Leidenschaft gewahr wird."

Eine einzelne rührende Scene seiner Laune erzählt er also:

"Ich war, nach Menschenweise, in meinen Namen verliebt und schrieb ihn, wie junge und ungebildete Leute zu thun pflegen, überall an. Einst hatte ich ihn auch sehr schön und genau in die glatte Rinde eines Lindenbaums von mäßigem Alter geschnitten. Den Herbst darauf, als meine Neigung zu Annetten in ihrer besten Blüthe war, gab ich mir die Mühe, den ihrigen oben drüber zu schneiden. Indessen hatte ich gegen Ende des Winters, als ein launischer Liebender, manche Gelegenheit vom Zaune gebrochen, um sie zu quälen and ihr Verdruß zu machen. Frühjahrs besuchte ich zufällig die Stelle, und der Saft, der mächtig in die Bäume trat, war durch die Einschnitte, die ihren Namen bezeichneten, und die noch nicht verharscht waren, hervorgequollen und benetzte mit unschuldigen Pflanzenthränen die schon hart gewordenen Züge des meinigen. Sie also hier über mich weinen zu sehen, der ich oft ihre Thränen durch meine Unarten hervorgerufen hatte, setzte mich in Bestürzung. In Erinnerung meines Unrechts nnd ihrer Liebe kamen mir selbst die Thränen in die Augen, ich eilte, ihr alles doppelt und dreifach abzubitten, verwandelte dies Ereigniß in eine Idylle, die ich niemals ohne Neigung lesen und ohne Rührung andern vortragen konnte." —

Späterhin (**26**. 118) läßt er sich nochmals über den Einfluß dieses Verlustes auf ihn aus: „Ich hatte im Stillen eine verlorene Liebe zu beklagen; dies machte mich mild und nachgiebig und der Gesellschaft angenehmer als in glänzenden Zeiten, wo mich nichts an einen Mangel oder einen Fehltritt erinnerte, und ich ganz ungebunden vor mich hinstürmte."

Sein Widerwille gegen Leipzig hatte sich auch durch die Katastrophe dieser Angelegenheit bedeutend vermehrt.

Er nennt seine Geliebte in „Wahrheit und Dichtung" stets Annette, dagegen in seinen Briefen nur Käthchen, und so wurde sie auch in ihren häuslichen Kreisen stets gerufen. Sie hieß Anna Katharine Schönkopf, und war die Tochter des Weinhändlers Christian Gottlob Schönkopf, dessen Gattinn, eine geborene Hank, eine geistvolle und lebendige Frau, aus einer Frankfurter Patrizierfamilie abstammte. Sie war 3 Jahre

älter als Göthe, ein hübſches Mädchen, von mittler Größe und ſchönem Wuchs, mit einem vollen, friſchen Geſicht, braunen Augen, klug und aufgeweckt, heiteres Sinnes und einfaches, warmes Gemüthes, nicht ohne Intereſſe für Poeſie. Nachdem Göthes heftige Eiferſucht ihn ſelbſt und ſie lange gequält, und endlich ſie ihm ganz entfremdet hatte, ohne daß es ihm nachher gelang, ihre Liebe wieder zu gewinnen: verlobte ſie ſich mit Dr. Kanne, welcher, von Göthe ſelbſt eingeführt, im Schönkopfſchen Hauſe wohnte. Sie iſt als deſſen Gattin 1810 geſtorben. Als Göthe Leipzig verlaſſen hatte, korreſpondirte er noch mit ihr einige Zeit hindurch, bis Friederike in Seſenheim die letzten ſchmerzlichen Erinnerungen an ſie verſcheuchte und ihn ganz feſſelte. — Im März 1776 machte er von Weimar aus auch einen kleinen Ausflug nach Leipzig und ſah Annetten wieder. In ſeinen Briefen an Frau v. Stein (I. 19 u. 21) ſchreibt er: „Alles iſt, wie es war, nur ich bin anders, nur das iſt geblieben, was die reinſten Verhältniſſe zu mir hatte damals — Mais ce n'est plus Julie.“ Und ein paar Tage ſpäter: „Ich habe mein erſtes Mädchen wiedergeſehn.“ —

Göthes Briefe an Schönkopf und ſeine Tochter, im Beſitz der Frau Präſidentin Sickel geb. Kanne in Leipzig, einer Tochter Annettens, finden wir in Jahns Werk: „Göthes Briefe an Leipziger Freunde“ S. 65—102. Der erſte iſt vom 1. Oktober 1768, der letzte aus Frankfurt vom 23. Januar 1770. Es ſpricht aus dieſen Briefen eine freundſchaftliche Liebe, welche ihrer Leidenſchaftlichkeit entſagt hat, aber nicht ohne wehmüthiges, ſchmerzliches Nachgefühl. Bei der Nachricht von der Verlobung mit Dr. Kanne gratulirt er aufs Herzlichſte. Merkwürdig und vielleicht nicht ohne Beziehung auf ſeine verliebten Launen in Leipzig iſt folgende Stelle in ſeinem Briefe vom 1. Juni 1769 (S. 88): „— Denn, meine liebe Freundin, ob Sie mich gleich Ihren lieben Freund, und manchmal Ihren beſten Freund nennen, ſo iſt doch um den beſten Freund immer ein langweilig Ding. Kein Menſch mag eingemachte Bohnen, ſo lang man friſche haben kann. Friſche Hechte ſind immer die beſten, aber wenn man fürchtet, daß ſie gar verderben mögen, ſo ſalzt man ſie ein, beſonders wenn man ſie verführen will. Es muß Ihnen doch komiſch vorkommen, wenn Sie an all die Liebhaber denken, die Sie mit Freundſchaft eingeſalzen haben, große und kleine, krumme und gerade; ich muß ſelbſt lachen, wenn ich dran denke. Doch Sie

müſſen die Korreſpondenz mit mir nicht ganz abbrechen, für einen Pöckling bin ich doch immer noch artig genug."

Edel, zart und ſchön ſind ſeine Geſinnungen und Worte bei dem Gedanken an Käthchens Verbindung mit ihrem Verlobten. Im Auguſt 1769 ſchreibt er (S. 91): „Wenn Sie mir einmal ſchreiben, daß Sie glücklich ſind, daß Sie ohne Ausnahme glücklich ſind, das wird mir angenehm ſein." Und im Dezember 1769 (S. 94): „Wenn ich uneigennützig darüber denke, wie freut das mich, Sie, meine beſte Freundin, Sie, noch vor jeder andern, die Sie beneidete, die ſich mehr dünkte als Sie, in den Armen eines liebenswürdigen Gatten zu wiſſen, Sie vergnügt zu wiſſen, und befreit von jeder Unbequemlichkeit, der ein lediger Stand und beſonders Ihr lediger Stand ausgeſetzt war. Ich danke meinem Traum, daß er mir Ihr Glück recht lebhaft geſchildert hat, und das Glück ihres Gatten, und ſeine Belohnung dafür, daß er Sie glücklich gemacht hat. Erhalten Sie mir ſeine Freundſchaft dadurch, daß Sie meine Freundin bleiben, denn auch bis auf die Freunde müſſen Sie jetzt Alles gemein haben." — In ſeinem letzten Briefe (S. 99) heißt es: „Sie ſind ewig das liebenswürdige Mädchen und werden auch die liebenswürdige Frau ſein. Und ich, ich werde Göthe bleiben. Sie wiſſen, was das heißt. Wenn ich meinen Namen nenne, nenne ich mich ganz, und Sie wiſſen, daß ich, ſo lange als ich Sie kenne, nur als ein Theil von Ihnen gelebt habe."

Göthes Liebesſchmerz linderte ſich erſt in Seſenheim. —

Die Neigung zu Annetten iſt nicht die einzige, obwohl die innigſte, in Göthes Leipziger Leben geweſen, wie wir aus einigen Gedichten ſchließen und aus ſeinen biographiſchen Andeutungen erſehn. Nach oder ſelbſt auch vor Annettens Verluſt hat er mit andern Freundinnen, welche leichterer Art waren, Umgang gehabt. Er ſagt 25. 142: „Unglücklicherweiſe hatte Behriſch, und wir durch ihn, noch einen gewiſſen andern Hang zu einigen Mädchen, welche beſſer waren als ihr Ruf, wodurch denn aber unſer Ruf nicht gefördert werden konnte."

Die Liebe zu Annette hat in den letzten Jahren ſeines Aufenthalts zu Leipzig viele Liebesgedichte hervorgerufen, welche zum Theil in ſein älteſtes gedrucktes Liederbuch, das 1770 mit Melodieen von B. Th. Breitkopf erſchienen iſt, zugleich mit andern aus derſelben und auch wohl aus einer frühern Epoche herſtammenden Liebesliedern aufgenommen worden

ſind. Es iſt dies Leipziger Liederbuch neuerdings wieder von Tieck herausgegeben worden.*) Auch O. Jahn hat ſie („Göthes Briefe an Leipziger Freunde", 1849) abdrucken laſſen. Dieſe Gedichte unterſcheiden ſich an Inhalt wie an Darſtellung und Form bedeutend von den ſpäteren, namentlich den Seſenheimer Liedern.**) Wenn gleich ſie, wie oben im §. 1 bemerkt worden, ſchon einen Durchbruch durch die Feſſeln der Nachahmung und das Hervortreten einer beſondern Eigenthümlichkeit bekunden, ſo ſind ſie doch im Allgemeinen noch nicht frei von dem reflektirenden, epigrammatiſchen Element, das ſie der wahren Lyrik entfremdet. Göthe ſelbſt ſagt von ihnen (25. 108): „Sie entſpringen aus Reflexion, handeln vom Vergangnen und nehmen häufig eine epigrammatiſche Wendung." Wenn die meiſten derſelben daher jetzt auch nicht mehr recht behagen wollen und nur dem Enthuſiaſten noch von großem Werthe ſind, ſo iſt es doch ſchon um der beſſern Willen ſehr ſchön, daß ſie dem Feuertode entgangen ſind, dem er in Leipzig Alles mit wenigen Ausnahmen, aus Unzufriedenheit mit ſeinen Leiſtungen, geopfert hatte. Von den 20 Gedichten dieſes Leipziger Liederbuchs hat er 17, obwohl meiſt mit vielen Veränderungen, in die Sammlung ſeiner ſämmtlichen Werke aufgenommen. — „Die Laune des Verliebten" ſtellt aufs Deutlichſte ſein Verhältniß zu Annette dar und iſt 1766 gedichtet. —

---

*) Vergl. Viehoffs Kommentar I. S. 45.

**) Vergl. Viehoffs Kommentar I. S. 127 und Viehoff, Göthes Leben, I. 263—270.

§. 5.

Gedichte.

1. Die ſchöne Nacht.

Nun verlaſſ' ich dieſe Hütte,
Meiner Liebſten Aufenthalt,
Wandle mit verhülltem Schritte
Durch den öden, finſtern Wald.
Luna bricht durch Buſch und Eichen,
Zephyr meldet ihren Lauf,
Und die Birken ſtreun mit Neigen
Ihr den ſüßten Weihrauch auf.

Wie ergetz' ich mich im Kühlen
Dieſer ſchönen Sommernacht!
O wie ſtill iſt hier zu fühlen,
Was die Seele glücklich macht!
Läßt ſich kaum die Wonne faſſen;
Und doch wollt' ich, Himmel, dir
Tauſend ſolcher Nächte laſſen,
Gäb' mein Mädchen Eine mir.

An Zartheit und Innigkeit ſo wie an Klarheit, Leichtigkeit und Wohlklang iſt dies Lied ausgezeichnet, und man kommt in die Verſuchung, es lieber auf die Vergangenheit (Gretchen), als auf die Gegenwart (Annette oder eine andre Freundin in Leipzig) zu beziehn. Es iſt oben nicht in ſeiner urſprünglichen Geſtalt mitgetheilt, ſondern mit den Veränderungen, welche Göthe ſelbſt ſpäterhin gemacht hat, und trägt, zumal in dieſen Veränderungen, nicht den Charakter der Götheſchen Poeſie zur Zeit ſeines Aufenthalts in Leipzig in ſich, ſondern reiht ſich den ſchönſten Liebesliedern ſeiner nächſten Liebesepoche an. — Das Ende mag, wer da will, ſinnlich deuten. Aber wenigſtens eben ſo gut mög-

lich ist eine geistige Deutung (dem Reinen liegt das Reine immer am Nächsten), man braucht nur den Gedanken festzuhalten, daß der Liebende zu früh die Geliebte verlassen muß, oder (vielleicht noch besser), daß er sie gar nicht in der Hütte getroffen hat und demnach den Wunsch ausdrückt, lieber Eine so schöne Sommernacht mit ihr gemeinsam, in ihrer Gesellschaft, als tausend solcher Nächte allein zu genießen. So hat es auch unzweifelhaft Bettina aufgefaßt, die auch durch dieses ihr Lieblingslied sich so sehr erhoben gefühlt. *) —

Im Leipziger Liederbuch hieß die Ueberschrift bloß: „Die Nacht." — Daß Göthes spätere Veränderungen durchweg Verbesserungen und Verschönerungen des Inhalts und der Form seien, ergiebt sich beim Vergleich. Nur ein Paar Beispiele.

„Nun verlaß' ich" ist offenbar dem Zusammenhange durchaus angemessen; die frühere Lesart „Gern verlaß' ich" streitet gegen den Sinn, wie schon die älteste Rezension dieses Liedes (s. Viehoff I. S. 53) richtig bemerkt. Denn in den ersten vier Versen ist durchaus die wehmüthige Stimmung durchherrschend, während ihre Neigung, ganz in Wonne überzugehn, sich in den folgenden neun Versen ausspricht, bis sie in dem vergeblichen Wunsche der drei letzten Verse auch als Pointe des ganzen Liedes sich kundgiebt. — Aus diesem Grunde ist auch die ältere Lesart „Wandle mit vergnügtem Tritte" verbessert in „Wandle mit verhülltem Schritte", was auch zum „öden, finstern Wald" (wofür es früher, nicht so schön, „ausgestorbnen Wald" hieß) besser paßt und vielleicht durch metaphorische Bedeutung (— ich schlendre so herum und weiß nicht, wohin sich mein Schritt wendet —) noch mehr gewinnt. — Der frühere Plural „Zephyrs melden" ist mit Recht verbessert in „Zephyr meldet". — Die frühere Lesart „Schauer, die das Herze fühlen, der die Seele schmelzen macht" enthält eine matte, breite Wiederholung, und das Prädikat „schmelzen macht" ist wenig poetisch. Um so schöner ist die Verbesserung: „Wie ergetz' ich mich im Kühlen Dieser schönen Sommernacht." u. s. w.

Meiner Liebsten. Die Ausdrücke für Geliebte wechseln bei Göthe ab. Am häufigsten gebraucht er außer dem Wort „Geliebte" den Ausdruck Liebste (hie und da auch wohl Allerliebste), der sich auch

*) Vergl. Göthes Briefwechsel mit einem Kinde. I. 72.

in der Sprache des gemeinen Volks in der Zusammensetzung mit Frau erhalten hat: Frau Liebste ist so viel als Gattinn. Oefters sagt er mein Mädchen, auch Schöne, Schönste, hie und da Herzchen oder Kind, schönes Kind, sehr selten Süße oder ähnliche Ausdrücke des Minnegesangs (Einmal kommt auch Süßchen bei ihm vor), niemals Freundinn (wie Klopstock), auch nie Lieb oder Maid, wohl aber sehr oft Liebchen. Beim Maskulinum gebraucht er meistens Geliebter, sehr selten Süßer, Trauter, Schöner.

Die Birken streun mit Neigen gleichsam voll Verehrung ihr (der Luna) den Weihrauch auf (empor).

Luna. Schon in Leipzig gab Göthe (und mit Recht) die Namen der antiken Mythologie in seinen lyrischen Gedichten auf; nur Amor und Luna kommen noch bisweilen bei ihm vor.

Was die Seele glücklich macht. Sein Seelenschmerz in Frankfurt um Gretchens Verlust und sein großes Mißbehagen in Leipzigs literarischem und merkantilischem Geräusch hatte in ihm die Liebe zur stillen, einsamen Natur immer mehr erhöht. Und diese Stimmung potenzirte sich nun noch bei seiner gegenwärtigen Liebe.

Außer der oben erwähnten Komposition dieses Liedes von Breitkopf haben wir unter andern noch eine gelungene von Ritter, die den einfachen Ton der Wehmuth sehr gut getroffen hat.

---

2. Verschiedne Drohung.

Einst ging ich meinem Mädchen nach
Tief in den Wald hinein
Und fiel ihr um den Hals, und: Ach!
Droht sie, ich werde schrein!

Da rief ich trotzig: Ha, ich will
Den tödten, der uns stört! —
Still! lispelt sie, Geliebter, still!
Daß ja dich Niemand hört!

Mit Ausnahme der Ueberſchrift, die früher „das Schreien“ lautete, hat Göthe in dieſem Gedicht ſpäterhin nichts verändert. Es iſt dem Italieniſchen nachgebildet. Warum Göthe es in ſeiner Gedichtſammlung unter die epigrammatiſchen Gedichte aufgenommen, dafür läßt ſich kein zureichender Grund erſehn. Allerdings iſt es weniger lyriſch als erzählend, eignet ſich doch aber mehr zum Liede als zum Epigramm.

---

3. Schadenfreude.

In des Papillons Geſtalt
Flattr' ich, nach den letzten Zügen,
Zu den vielgeliebten Stellen,
Zeugen himmliſcher Vergnügen,
Ueber Wieſen, an die Quellen,
Um den Hügel, durch den Wald.

Ich belauſch' ein zärtlich Paar;
Von des ſchönen Mädchens Haupte
Aus den Kränzen ſchau' ich nieder;
Alles, was der Tod mir raubte,
Seh' ich hier im Bilde wieder,
Bin ſo glücklich, wie ich war.

Sie umarmt ihn lächelnd ſtumm,
Und ſein Mund genießt der Stunde,
Die ihm güt'ge Götter ſenden,
Hüpft vom Buſen zu dem Munde,
Von dem Munde zu den Händen,
Und ich hüpf' um ihn herum.

Und ſie ſieht mich Schmetterling.
Zitternd vor des Freunds Verlangen
Springt ſie auf, da flieg' ich ferne.
„Liebſter, komm, ihn einzufangen!
Komm! ich hätt' es gar zu gerne,
Gern das kleine bunte Ding."

In dem Leipziger Liederbuch heißt das Gedicht beſſer „Der Schmetterling". Die Hauptpointe liegt wohl darin, daß die Geliebte im Schmetterling eine dem Liebenden verhüllte Veranlaſſung ſucht, ſeinem Verlangen Einhalt zu thun.

---

4. Glück und Traum.

Du haſt uns oft im Traum geſehen
Zuſammen zum Altare gehen,
Und dich als Frau, und mich als Mann.
Oft nahm ich wachend deinem Munde
In einer unbewachten Stunde,
So viel man Küſſe nehmen kann.

Das reinſte Glück, das wir empfunden,
Die Wolluſt mancher reinen Stunden
Floh wie die Zeit mit dem Genuß.
Was hilft es mir, daß ich genieße?
Wie Träume fliehn die wärmſten Küſſe,
Und alle Freude wie ein Kuß.

Dies Gedicht iſt mehr erzählend und reflektirend, daher ohne lyriſches Feuer und ohne lyriſche Zartheit. Es iſt, wie auch das vorhergehende, ziemlich unverändert geblieben, nur hieß die Ueberſchrift früher bloß: „das Glück"; es hatte aber noch die zweite Ueberſchrift „An An-

netten", bezieht ſich alſo auch offenbar auf dieſe Geliebte. — Der Ausdruck „Wolluſt" für „Wonne" war bis zum Schluß des vorigen Jahrhunderts noch gäng und gäbe.

---

5. Hochzeitlied.

An meinen Freund.

Im Schlafgemach, entfernt vom Feſte
Sitzt Amor dir getreu und bebt,
Daß nicht die Liſt muthwill'ger Gäſte
Des Brautbetts Frieden untergräbt.
Es blinkt mit myſtiſch heil'gem Schimmer
Vor ihm der Flammen blaſſes Gold;
Ein Weihrauchswirbel füllt das Zimmer,
Damit ihr recht genießen ſollt.

Wie ſchlägt dein Herz beim Schlag der Stunde,
Der deiner Gäſte Lärm verjagt!
Wie glühſt du nach dem ſchönen Munde,
Der bald verſtummt und nichts verſagt!
Du eilſt, um alles zu vollenden,
Mit ihr ins Heiligthum hinein;
Das Feuer in des Wächters Händen
Wird wie ein Nachtlicht ſtill und klein.

Wie bebt vor deiner Küſſe Menge
Ihr Buſen und ihr voll Geſicht!
Zum Zittern wird nun ihre Strenge,
Denn deine Kühnheit wird zur Pflicht.
Schnell hilft dir Amor ſie entkleiden
Und iſt nicht halb ſo ſchnell als du;
Dann hält er ſchalkhaft und beſcheiden
Sich feſt die beiden Augen zu.

Der neue Titel dieſes Gedichts heißt „Brautnacht“. Daß es in gewiſſer Beziehung vollendet zu nennen iſt, läßt ſich nicht leugnen. Ob Viehoff es aber mit Recht die Krone des Leipziger Liederbuchs nenne, könnte zweifelhaft erſcheinen.

---

6. Glück der Entfernung.

Trink', o Jüngling! heil'ges Glücke
Taglang aus der Liebſten Blicke;
Abends gaukl' ihr Bild dich ein.
Kein Verliebter hab' es beſſer;
Doch das Glück bleibt immer größer,
Fern von der Geliebten ſein.

Ew'ge Kräfte, Zeit und Ferne,
Heimlich wie die Kraft der Sterne,
Wiegen dieſes Blut zur Ruh.
Mein Gefühl wird ſtets erweichter;
Doch mein Herz wird täglich leichter,
Und mein Glück nimmt immer zu.

Nirgends kann ich ſie vergeſſen;
Und doch kann ich ruhig eſſen,
Heiter iſt mein Geiſt und frei;
Und unmerkliche Bethörung
Macht die Liebe zur Verehrung,
Die Begier zur Schwärmerei.

Aufgezogen durch die Sonne
Schwimmt im Hauch äther'ſcher Wonne
So das leichte Wölkchen nie,
Wie mein Herz in Ruh und Freude.
Frei von Furcht, zu groß zum Neide,
Lieb' ich, ewig lieb' ich ſie!

Die frühere Ueberſchrift „Glück der Liebe“ iſt zu allgemein gehalten und für die Pointe nicht ſo bezeichnend als die neue.

---

7. An Luna.

Schweſter von dem erſten Licht,
Bild der Zärtlichkeit in Trauer!
Nebel ſchwimmt mit Silberſchauer
Um dein reizendes Geſicht;
Deines leiſen Fußes Lauf
Weckt aus tagverſchloſſnen Höhlen
Traurig abgeſchiedne Seelen,
Mich und nächt'ge Vögel auf.

Forſchend überſieht dein Blick
Eine großgemeſſne Weite.
Hebe mich an deine Seite!
Gieb der Schwärmerei dies Glück;
Und in wolluſtvoller Ruh
Sah' der weitverſchlagne Ritter
Durch das gläſerne Gegitter
Seines Mädchens Nächten zu.

Des Beſchauens holdes Glück
Mildert ſolcher Ferne Qualen,
Und ich ſammle deine Strahlen
Und ich ſchärfe meinen Blick.
Hell und heller wird es ſchon
Um die unverhüllten Glieder,
Und nun zieht ſie mich hernieder,
Wie dich einſt Endymion.

Sehr zart ſchildert dies Gedicht, wie lebendig die Phantaſie des Liebenden ſei und in ihrer Lebendigkeit die Qual der Entfernung vergeſſen mache. — Endymion, Jupiters Sohn; ihn, den ſchlafenden Jüngling, küßte Luna auf dem Berge Latmos.

---

8. Beweggrund. 1769.

Wenn einem Mädchen, das uns liebt,
Die Mutter ſtrenge Lehren giebt
Von Tugend, Keuſchheit und von Pflicht,
Und unſer Mädchen folgt ihr nicht,
Und fliegt mit neuverſtärktem Triebe
Zu unſern heißen Küſſen hin:
Da hat daran der Eigenſinn
So vielen Antheil als die Liebe.

Doch wenn die Mutter es erreicht,
Daß ſie das gute Herz erweicht,
Voll Stolz auf ihre Lehren ſieht,
Daß uns das Mädchen ſpröde flieht:
So kennt ſie nicht das Herz der Jugend;
Denn wenn das je ein Mädchen thut,
So hat daran der Wankelmuth
Gewiß mehr Antheil als die Tugend.

Etwas trocken reflektirend. Auch hier iſt die frühere Ueberſchrift „Liebe und Tugend“ nicht ſo bezeichnend als die obige ſpätere.

---

9. Liebe wider Willen. 1769.

Ich weiß es wohl und ſpotte viel:
Ihr Mädchen ſeid voll Wankelmuth!
Ihr liebet wie im Kartenſpiel
Den David und den Alexander;
Sie ſind ja Forcen mit einander,
Und die ſind mit einander gut.

Doch bin ich elend wie zuvor,
Mit miſanthropiſchem Geſicht,
Der Liebe Sclav, ein armer Thor!
Wie gern wär' ich ſie los, die Schmerzen!
Allein es ſitzt zu tief im Herzen,
Und Spott vertreibt die Liebe nicht.

Die letzten beiden Verſe beziehn ſich wahrſcheinlich auf ſein eignes ſpottendes Benehmen gegen Annette, das er nachher zu ſpät bereute.

---

10. Wechſel.

Auf Kieſeln im Bache da' lieg' ich, wie helle!
Verbreite die Arme der kommenden Welle,
Und buhleriſch drückt ſie die ſehnende Bruſt;
Dann führt ſie der Leichtſinn im Strome darnieder;
Es naht ſich die zweite, ſie ſtreichelt mich wieder:
So fühl' ich die Freuden der wechſelnden Luſt.

Und doch, und ſo traurig, verſchleifſt du vergebens
Die köſtlichen Stunden des eilenden Lebens,
Weil dich das geliebteſte Mädchen vergißt!
O ruf' ſie zurücke die vorigen Zeiten!
Es küßt ſich ſo ſüße die Lippe der Zweiten,
Als kaum ſich die Lippe der Erſten geküßt.

Dies Gedicht ſteht mit mehreren Abweichungen im Leipziger Liederbuch unter dem Titel: „Unbeſtändigkeit". Der Inhalt hat offenbar Beziehung auf den Wechſel ſeines eignen Liebesverhältniſſes zu Annette und trägt deſſen leichteres Gepräge an ſich. — Verbreite heißt ſo viel als breite aus.

11. Der Abſchied.

Laß mein Aug' den Abſchied ſagen,
Den mein Mund nicht nehmen kann!
Schwer, wie ſchwer iſt er zu tragen!
Und ich bin doch ſonſt ein Mann.

Traurig wird in dieſer Stunde
Selbſt der Liebe ſüßes Pfand,
Kalt der Kuß von deinem Munde,
Matt der Druck von deiner Hand.

Sonſt, ein leicht geſtohlnes Mäulchen,
O wie hat es mich entzückt!
So erfreuet uns ein Veilchen,
Das man früh im März gepflückt.

Doch ich pflücke nun kein Kränzchen,
Keine Roſe mehr für dich.
Frühling iſt es, liebes Fränzchen,
Aber leider Herbſt für mich!

Das Lied iſt an die im folgenden §. erwähnte Fränzchen gerichtet. Obwohl erſt 1806 gedruckt, iſt es doch gewiß ſchon früher entſtanden, vielleicht zur Zeit des Aufenthalts in Leipzig ſelbſt oder doch bald nachher, jedenfalls aber vor Seſenheim.

---

12. Rettung.

Mein Mädchen ward mir ungetreu,
Das machte mich zum Freudenhaſſer;
Da lief ich an ein fließend Waſſer,
Das Waſſer lief vor mir vorbei.

Da ſtand ich nun, verzweifelnd, ſtumm;
† Im Kopfe war mirs wie betrunken,
Faſt wär' ich in den Strom geſunken,
Es ging die Welt mit mir herum.

Auf einmal hört' ich was, das rief —
Ich wandte juſt dahin den Rücken —
Es war ein Stimmchen zum Entzücken:
„Nimm dich in Acht! Der Fluß iſt tief."

Da lief mir was durchs ganze Blut,
Ich ſeh', ſo iſts ein liebes Mädchen;
Ich frage ſie: Wie heißt du? „Käthchen!"
O ſchönes Käthchen! Du biſt gut.

Du hältſt vom Tode mich zurück,
Auf immer dank' ich dir mein Leben;
Allein das heißt mir wenig geben,
Nun ſei auch meines Lebens Glück!

Und dann klagt' ich ihr meine Noth,
Sie ſchlug die Augen lieblich nieder;
Ich küßte ſie und ſie mich wieder,
Und — vor der Hand nichts mehr von Tod.

Dies Gedicht iſt 1775 gedruckt erſchienen, aber enſtanden wahrſcheinlich ſchon früher, vielleicht mit Beziehung auf Annette (Käthchen). — Im „Goldſchmiedgeſell" vom Jahre 1808 (ſ. unten §. 30 No. 6) kommt auch ein Käthchen vor; allein da iſt der Dichter wohl nur durch den Reim auf dieſen Namen gekommen.

---

§. 6.

Friederike Oeſer in Leipzig. — Charitas Meixner in Worms.

Die Liebe zur Kunſt hatte Göthen, ſo flüchtig er auch in praktiſchen Uebungen und Ausführungen war, mit berühmten Männern zuſammengeführt, ſo auch mit dem Freskomaler A. F. Oeſer, der ihn zu einem ernſten Studium der Kunſtgeſchichte hinleitete. Göthe hat in ſeiner Autobiographie ſehr viel von ſeinem Verhältniß zu dieſem ausgezeichneten Künſtler erzählt, auffallender Weiſe aber nichts von deſſen geiſtreicher Tochter. Dieſe lernen wir durch ihn aus einem noch erhaltenen Gedicht, einer Art poetiſcher Epiſtel, kennen, die nicht ſowohl poetiſchen als vielmehr biographiſchen Werth hat, und die er von Frankfurt aus, wohin er, „gleichſam als ein Schiffbrüchiger", mit Ueberbleibſeln ſeiner bedeutenden Krankheit in Leipzig, im September 1768 zurückgekehrt war, zwei Monate nach der Rückkehr (am 6. November) ihr zuſchickte. Einige Stellen dieſes Gedichtes ſtimmen eine Art von Liebeston an; z. B.

Und dennoch kenn' ich niemand, der die Pein
Des Schmerzes ſo behende ſtillt, die Ruh
Mit einem Blick der Seele ſchenkt, wie Du.

Ferner:

Doch machteſt Du mit Deiner ſüßen Gabe,
Ein Blumenbeet mir aus dem Grabe,
Erzähltеſt mir, wie ſcheu, wie kummerfrei,
Wie gut, wie ſtill Dein ſelig Leben ſei,
Mit einem Ton von ſolcher Schmeichelei,
Daß ich, was mir das Elend jemals raubte,
Weil Du's beſaß'ſt, ſelbſt zu beſitzen glaubte.

Außerdem:

Du haſt die Lieder nun*), und zur Belohnung
Für Alles, was ich für Dich litt,
Beſuchſt Du Deine ſel'ge Wohnung,
So nimm ſie mit
Und ſing' ſie manchmal an den Orten
Mit Luſt, wo ich aus Schmerz ſie ſang.
Dann denk' an mich. — —

Andre Stellen, ſo wie auch ſein Briefwechſel mit ihr nach der Abreiſe von Leipzig bekunden eine ſehr intime Freundſchaft und eine Zurückſehnſucht nach ihr und ihrem Umgange. Die offnen Bekenntniſſe gegen ſie über ſeine Liebesneigungen zu andern Mädchen haben viel Aehnlichkeit mit den Herzensöffnungen, welche von ihm über die Frankfurter Lili in den Briefen an ſeine Herzensfreundinn Auguſte Stolberg in liebenswürdigſter Naivetät dargeboten werden (vergl. unten §. 18.)

Friederike Eliſabeth Oeſer iſt 1748 geboren und unvermält 1829 in Leipzig geſtorben. Sie ſchreibt über ſich ſelbſt (ſ. Jahn a. a. O. S. 173) Folgendes: „Ich habe von Jugend auf über mein verſtümmeltes Geſicht klagen gehört, ich wußte alſo, ſchon in meinem 9. Jahre, daß ich nicht hübſch war (große Wiſſenſchaft für junge Mädchen!); ich kannte das Unglück nur halb und wußte mich darüber zu tröſten: haſt du keinen ſchönen Körper, ſo ſorge doch für andere ſchöne Tugenden, ſagte ich zu mir ſelbſt, du mußt geſchickter werden als die ganze Welt, alles beſſer lernen, als Mädchen, die ſchön ſind, es zu lernen brauchen, denn dieſes muß nothwendig der zweite Weg ſein, auf welchem man glücklich zu gefallen weiß" u. ſ. w.

*) Er hatte ihr das Leipziger Liederbuch geſchenkt.

Allerdings hatte ihr Gesicht Blatternarben, doch verriethen ihre Augen einen durchdringenden Verstand und lebhaften Geist; hiezu paßte ihre rasche kleine Figur und die unüberwindliche Heiterkeit ihrer Laune, so wie ihre „geläufige und artige", aber auch scharfe Zunge, die Göthen zuweilen verwundete.

Jahn theilt (a. a. O.) außer dem oben erwähnten Gedicht zunächst zwei Göthische Briefe an Friederike mit, aus denen besonders hervorgeht, wie er und sie in geistigem Verkehr gestanden und durch kritische und psychologische Unterhaltungen (zumal über das weibliche Geschlecht) einander gefördert haben. Und so dürfen wir auch hier, wie in Göthes Leben so oft, die Ueberzeugung aussprechen, daß unser große Dichter im Umgange mit Frauen nicht bloß ein unwillkürliches, unbewußtes Herzensbedürfniß befriedigt, sondern auch Elemente seiner feineren Bildung und Anregungen zu eigener Selbsterziehung gefunden hat. Auch Friederike Oeser ist ihm Trösterinn und Erzieherinn gewesen.

Außerdem theilt uns Jahn noch zwei, schon von Schöll (a. a. O. S. 49 u. S. 55) dargebotene Briefe mit (S. 166 fgg.), welche, so verschieden auch ihr Ton von den früheren ist, doch unzweifelhaft an Friederike Oeser gerichtet sind. Sie berühren Göthes Liebe zu Friederike in Sesenheim und sein früheres Verhältniß zu Annette. Daher mögen sie hier mitgetheilt werden.

I.

An Mamsell F.

Am 14 Oktober (1770).

Soll ich Ihnen wieder einmal sagen, daß ich noch lebe und wohl lebe, und so vergnügt, als es ein Mittelzustand erlaubt, oder soll ich schweigen, und lieber gar nicht, als beschämt an Sie denken? Ich dächte, nein. Vergebung erhalten, ist für mein Herz eben so süß als Dank verdienen, ja noch süßer, denn die Empfindung ist uneigennütziger. Sie haben mich nicht vergessen, das weiß ich; ich habe Sie nicht vergessen, das wissen Sie, ohngeachtet eines Stillschweigens, dessen Dauer ich nicht berechnen mag. Ich habe niemals so lebhaft erfahren, was das sei, vergnügt, ohne daß das Herz einigen Antheil hat, als jetzo, als hier in Straßburg. Eine ausgebreitete Bekanntschaft unter angenehmen Leuten,

eine aufgeweckte muntre Gesellschaft jagt mir einen Tag nach dem andern vorüber, läßt mir wenig Zeit zu denken und gar keine Ruhe zum Empfinden, und wenn man nichts empfindet, denkt man gewiß nicht an seine Freunde. Genug, mein jetziges Leben ist vollkommen wie eine Schlittenfahrt, prächtig und klingelnd, aber eben so wenig fürs Herz, als es für Augen und Ohren viel ist. Sie sollten wohl nicht rathen, wie mir jetzt so unverhofft der Einfall kommt, Ihnen zu schreiben, und weil die Ursache so gar artig ist, muß ichs Ihnen sagen. Ich habe einige Tage auf dem Lande bei gar angenehmen Leuten zugebracht. Die Gesellschaft der liebenswürdigen Töchter vom Hause, die schöne Gegend und der freundlichste Himmel weckten in meinem Herzen jede schlafende Empfindung, jede Erinnerung an alles, was ich liebe; daß ich kaum angelangt bin, als ich schon hier sitze und an Sie schreibe. Und daraus können Sie sehen, in wiefern man seiner Freunde vergessen kann, wenns einem wohl geht. Es ist nur das schwärmende, zu bedauernde Glück, das uns unsrer selbst vergessen macht, das auch das Andenken an Geliebte verdunkelt; aber wenn man sich ganz fühlt und still ist und die reinen Freuden der Liebe und Freundschaft genießt, dann ist durch eine besondre Sympathie jede unterbrochne Freundschaft, jede halb verschiedene Zärtlichkeit wieder auf einmal lebendig. Und Sie, meine liebe Freundin, die ich unter vielen vorzüglich so nennen kann, nehmen Sie diesen Brief als ein neues Zeugniß, daß ich Sie nie vergessen werde. Leben Sie glücklich u. s. w. —

II.

Saarbrück, am 27. Juni (1771).

Wenn das alles aufgeschrieben wäre, liebe Freundin, was ich an Sie gedacht habe, da ich diesen schönen Weg hierher machte, und alle Abwechselungen eines herrlichen Sommertags in der süßesten Ruhe genoß, Sie würden mancherlei zu lesen haben und manchmal empfinden und oft lachen. Heute regnets, und in meiner Einsamkeit finde ich nichts Reizenders als an Sie zu denken; an Sie, das heißt zugleich an alle, die Sie lieben, und auch sogar an Käthchen, von der ich doch weiß, daß sie sich nicht verleugnen wird, daß sie gegen meine Briefe sein wird, was sie gegen mich war, und daß sie — Genug, wer sie auch nur als Silhouette gesehn hat, der kennt sie.

Geſtern waren wir den ganzen Tag geritten, die Nacht kam herbei, und wir kamen eben aufs Lothringſche Gebirg, da die Saar im lieblichen Thale unten vorbeifließt. Wie ich ſo rechter Hand über die grüne Tiefe hinausſah und der Fluß in der Dämmerung ſo graulich und ſtill floß und linker Hand die ſchwere Finſterniß des Buchenwaldes vom Berg über mich herabhing, wie um die dunklen Felſen durchs Gebüſch die leuchtenden Vögelchen ſtill und geheimnißvoll zogen; da wurd's in meinem Herzen ſo ſtill wie in der Gegend, und die ganze Beſchwerlichkeit des Tags war vergeſſen wie ein Traum, man braucht Anſtrengung, um ihn im Gedächtniß aufzuſuchen. Welch Glück iſts, ein leichtes, ein freies Herz zu haben! Muth treibt uns an Beſchwerlichkeit, an Gefahren; aber große Freuden werden nur mit großer Mühe erworben. Und das iſt vielleicht das meiſte, was ich gegen die Liebe habe; man ſagt, ſie mache muthig; nimmermehr! Sobald unſer Herz weich iſt, iſt es ſchwach. Wenn es ſo ganz warm an ſeine Bruſt ſchlägt, und die Kehle wie zugeſchnürt iſt, und man Thränen aus den Augen zu drücken ſucht, und in einer unbegreiflichen Wonne daſitzt, wenn ſie fließen, o da ſind wir ſo ſchwach, daß uns Blumenketten feſſeln, nicht weil ſie durch irgend eine Zauberkraft ſtark ſind, ſondern weil wir zittern, ſie zu zerreißen. Muthig wird wohl der Liebhaber, der in Gefahr kommt, ſein Mädchen zu verlieren, aber das iſt nicht mehr Liebe, das iſt Neid. Wenn ich Liebe ſage, ſo verſteh ich die wiegende Empfindung, in der unſer Herz ſchwimmt, immer auf einem Fleck ſich hin und her bewegt, wenn irgend ein Reiz es aus der gewöhnlichen Bahn der Gleichgültigkeit gerückt hat. Wir ſind wie Kinder auf dem Schaukelpferde immer in Bewegung, immer in Arbeit und nimmer vom Fleck. Das iſt das wahrſte Bild eines Liebhabers. Wie traurig iſt die Liebe, wenn man ſo genirt iſt, und doch können Verliebte nicht leben, ohne ſich zu geniren. — Sagen Sie meinem Fränzchen, daß ich noch immer ihr bin. Ich habe ſie viel lieb, und ich ärgerte mich oft, daß ſie mich ſo wenig genirte; man will gebunden ſein, wenn man liebt. — Ich kenne einen guten Freund, deſſen Mädchen oft die Gefälligkeit hatte, bei Tiſch des Liebſten Füße zum Schemel der ihrigen zu machen. Es geſchah einen Abend, daß er aufſtehen wollte, eh es ihr gelegen war; ſie drückte ihren Fuß auf den ſeinigen, um ihn durch dieſe Schmeichelei feſtzuhalten; unglücklicher Weiſe kam ſie mit dem Abſatz auf ſeine Zehen, er ſtand viel Schmerzen aus,

und doch kannte er den Werth einer Gunstbezeugung zu sehr, um seinen Fuß zurückzuziehen — u. s. w.

Der erstere Brief, der von der neuen Bekanntschaft (offenbar in Sesenheim) spricht, ist unmittelbar nach der ersten Bekanntschaft mit Friederike in Sesenheim geschrieben, was auch ein an diese selbst am folgenden Tage geschriebener Brief (s. Schöll S. 51) beweist. Göthe macht sich selbst darin Vorwürfe, die Freundinn vernachlässigt zu haben, und zwar in einem Augenblick, wo der Keim einer neuen Neigung ihn ahnen läßt, daß er ihrer bald ganz vergessen werde. — Ueber den zweiten Brief sagt Schöll (S. 55) sehr richtig Folgendes:

„Jetzt, zur Zeit der Sommer-Reise mit Engelbach und Weyland (Bd. 25, S. 316), die den Dichterjüngling nach Saarbrück führte (das. S. 322), stand diese Liebe schon in ihrer Mittagshöhe (das. S. 328 f. 332), ja, das Schreiben aus Saarbrück, das hier vor Augen liegt, verräth bereits, daß den Liebenden sein leidenschaftliches Verhältniß zu Friederiken nunmehr zu ängstigen anfing" (Bd. 26 S. 25 f. 80). Von dieser Empfindung, die er der Geliebten nicht gestehen konnte (S. 81), sucht er sich durch Ergüsse an die ferner gerückte ehemalige Herzensfreundin zu erleichtern. Ihr vertraut er, daß Liebe nicht muthig mache, sondern beklommen, weich, schwach; daß sie traurig werde, weil „man so genirt ist". Nach solchen Geständnissen war es nicht allzu verfänglich, wenn er in den scherzhaften Ton übergehend beifügte: „Sagen Sie meinem Fränzchen, daß ich noch immer ihr bin. Ich habe sie viel lieb und ich ärgerte mich oft, daß sie mich so wenig genirte" —; womit er sich hier, da es eben erst hieß: „Verliebte können nicht leben, ohne sich zu geniren," auf die artigste Weise für ungebunden erklärt. Es ist wohl niemand anders als Fränzchen selbst, dem er diesen Auftrag an Fränzchen giebt; wie ja der Brief jenem früheren an Mamsell F. sich anschließt. Auch des Schreibenden guter Freund, den sein Mädchen einst dadurch angenehm genirte, daß sie ihm auf den Fuß trat, und das Mädchen selbst, waren vermuthlich genau so gut dem Fränzchen, als der Empfängerin des Auftrags an Fränzchen bekannt. Er aber fand in dieser Erinnerung an die zärtliche Fußklemme ein scherzhaftes Symbol seiner jetzigen ernsthaftern Lage; und der ganze Text, der in den Augen der Freundin (wenn sie ihn wirklich zu lesen bekam) nur die halb sentimentale, halb neckende Wieder-

holung früherer Tändeleien sein konnte, war für ihn selbst Beichte einer wahren gegenwärtigen Leidenschaft für jene Dritte, die, der Freundin unsichtbar, hier heimlich unter allen denen hereingeführt war, „die Sie lieben, die mich lieben", vor die als deckende Vexir-Maske noch das böse Käthchen vorgeschoben wurde. Dies Ineinanderverkleiden von Einst und Jetzt, Bekenntniß und Heimlichkeit, dies Verknüpfen auseinanderliegender Reize, um einen am andern zu mildern und mit der geschmeidigen Phantasie der Jugend das ringende Herz in der Schwebe zu halten, ist nicht leichtsinniger als treu, nicht schlauer als unschuldig. Im arglos aufgeschlossenen Gemüthe selbst fließt Wahrheit in Täuschung und aus der Täuschung wieder Wahrheit. Wenn am Ende die guten Mädchen zu kurz kamen, war es, weil dieselbe Gemüthsentfaltung fortging, die sich an ihnen bewegt hatte; und er hatte ihnen nicht zu viel, sondern zu wenig gestanden. Die Zweideutigkeit des Gefühls, die der Jüngling eben so sehr litt, als in seinen Aeußerungen sich zu Schulden kommen ließ, wenn er eine Wahrheit mit der andern deckte und mit seiner Leidenschaft, anstatt in ihr unterzugehen, sich umzuschwingen lernte, gibt sich dem unbefangenen Leser als jener Doppelsinn, jener Austausch der Dinge zu erkennen, der Poesie ist. Sie wirkt um so reiner, weil sie als unwillkürlicher Zustand, als Natur gefunden wird; und diese kann hier Poesie sein, weil diese Natur poetische Anlage, dieser Zustand ihre Entwicklung ist. Göthen ist dies metaphorische Spiel, welches das Geheime ins Offene legt, und einen in sich haltbaren Sinn zum Symbol eines andern macht, immer eigen geblieben, und es war so lange Poesie, als das Symbol, wie hier, noch nach jeder Seite Leben und in lebendiger Empfindung zusammenhängend war." —

Wer Franziska (Fränzchen) gewesen, läßt sich jetzt nicht mehr bestimmt herausfinden. Daß sie der Leipziger Periode angehöre, wie auch das in §. 5 No. 11 mitgetheilte Gedicht „der Abschied" bekundet, ist unzweifelhaft. Vielleicht ist sie diejenige Freundin Annettens (Käthchens), an welche Göthe in seinen Briefen an diese (s. oben §. 4) öfters Grüße sendet. Auch ists nicht unmöglich, daß diese Franziska in der von Göthe in Leipzig geleiteten Aufführung von Lessings Minna von Barnhelm die Rolle der Franziska übernommen gehabt und gemeint sei, wenn Göthe an Käthchen (S. 75) schreibt: „Was macht unsre Franziska? Verträgt sie sich bald mit Justen? — — Grüßen Sie mir das gute Mädchen." —

Ein anderes Verhältniß, deſſen erſte Anfänge in die letzte Frankfurter Zeit vor ſeinem Beſuch der Univerſität Leipzig fällt, war offenbar zärtlicher Natur. Charitas Meixner, die Tochter eines reichen Kaufmanns zu Worms, durch Geiſt und Schönheit ausgezeichnet, war nach Frankfurt in das Haus des Legationsraths Moritz, welcher, mit Göthes Eltern befreundet (er hatte nach Entfernung der Franzöſiſchen Einquartierung den erſten Stock des Götheſchen Hauſes gemiethet), den jungen Wolfgang in der Mathematik gefördert hatte, zu ihrer weiteren Ausbildung geſchickt worden. Schon damals ſtanden ſie und Göthe einander nahe. Ihr Verhältniß war durch Göthes Aufenthalt in Leipzig nicht aufgelöſt. Als er nach Frankfurt zurückgekehrt war, machte er von dort aus (im Sommer 1769) mehrmals kleine Ausflüge, am liebſten nach Worms*), wo ſeine Freundinn ſich durch glückliche poetiſche Verſuche einen Namen gemacht hatte. Doch war die Liebe nicht von langer Dauer für den unbeſtändigen jungen Göthe; er verließ die Geliebte, und auch ſie verſchmerzte bald den Verluſt und vermählte ſich mit dem Kaufmann G. F. Schuler in Worms, einem gebildeten Manne, ſtarb aber ſchon im 29ſten Lebensjahre.

„Zwei Briefe Göthes aus Leipzig an ſeinen Freund Trapp zu Worms vom Jahre 1766, welche gegenwärtig im Beſitze des Herrn G. Fr. Meyer zu Worms, eines Enkels der Charitas, ſich befinden, dokumentiren ganz unzweifelhaft die Zärtlichkeit der Empfindungen, die Göthe für Charitas hegte.“ (Vergl. Viehoff, Göthes Leben I. S. 289.)

In ſeiner Autobiographie erwähnt Göthe dieſer Freundinn nicht. Vielleicht beziehn ſich einige Gedichte ſeines Leipziger Liederbuches auf ſie.

---

*) Sein Name mit der Jahreszahl 1769 findet ſich auf einer Fenſterſcheibe der vor dem Mainzer Thor gelegnen Eulenburg, welche damals im Beſitze der mit Göthe befreundeten Familie v. Kampf war.

§. 7.

Emilie in Strassburg. *) 1770.

Göthe hatte sich nach der Rückkehr aus Leipzig ein Jahr in Frankfurt verweilt, dort seine Gesundheit wiedergewonnen und seiner Seele besonders einerseits durch enthusiastisches Studium des Neuen Testaments (— das Alte Testament hatte ihn als Knaben vorzugsweise angesprochen —), andrerseits durch mystisch chemische Werke neue Nahrung gegeben. Bei allen beiden Richtungen war ihm eine herzliche, sehr geliebte und fromme Freundinn seiner Mutter, Fräulein von Klettenberg, freundlich entgegengekommen, dieselbe, aus deren mündlichen und schriftlichen Unterhaltungen späterhin die in Meisters Lehrjahre eingeschalteten „Bekenntnisse einer schönen Seele" hervorgegangen sind.

Nun kam das Frühjahr 1770**) heran, und er begab sich auf den Wunsch seines Vaters nach Straßburg, um seine juristischen Studien zu vollenden und dann zu promoviren. Hier ward die ihm angeborne Neigung zur Kunst ganz besonders belebt, ***) aber auch sein früheres

---

*) G. W. 25. 276—286.

**) Nicht 1769, wie mehrere Schriftsteller meinen. Vergl. Viehoff, Göthes Leben I. 288.

***) Auf der Plattform des Straßburger Münsters steht unter vielen andern Namen auch Göthes Namen eingehauen. Sehr schön ist die Beziehung der Uhlandschen Ballade vom Jahr 1829 „Münstersage", die hier Platz haben möge.

Münstersage.

Am Münsterthurm, dem grauen,
Da sieht man, groß und klein,
Viel Namen eingehauen,
Geduldig trägts der Stein.

Einst klomm die luft'gen Schnecken
Ein Musensohn heran,
Sah aus nach allen Ecken,
Hub dann zu meißeln an.

Behagen an geſelligen Freuden kehrte zurück. Sein Umgang mit Freunden, beſonders mit dem frommen Jung Stilling, der uns in ſeiner unübertrefflichen Selbſtbiographie den Dichter von ſo zart inniger und edler Gemüthsſeite kennen lehrt,*) vor Allen aber mit Herder, deſſen Einfluß auf den jungen Göthe unendlich groß war (— „er ſchüttelte mich kräftiger auf, als er mich gebeugt hatte" —), wirkte im hohen Grade geiſtreich belebend ein, und die Muſen und Grazien konnten hiebei nicht fehlen.

Eine vorübergehende Neigung hatte er zu der jüngern Tochter ſeines Tanzlehrers („ſeine geſelligen Neigungen und Talente hatten ihn auch

---

Von ſeinem Schlage knittern
Die hellen Funken auf;
Den Thurm durchfährt ein Zittern
Vom Grundſtein bis zum Knauf.

Da zuckt in ſeiner Grube
Erwins des Meiſters Staub,
Da hallt die Glockenſtube,
Da rauſcht manch ſteinern Laub.

Im großen Bau ein Gähren,
Als wollt' er wunderbar
Aus ſeinem Stamm gebären,
Was unvollendet war! —

Der Name war geſchrieben,
Von wenigen gekannt;
Doch iſt er ſtehngeblieben
Und längſt mit Preis genannt.

Wer iſt noch, der ſich wundert,
Daß ihm der Thurm erdröhnt,
Dem nun ein halb Jahrhundert
Die Welt des Schönen tönt? —

*) Vergl. Unterhaltungen zur Schilderung Göthe'ſcher Dicht- und Denkweiſe, von Göſchel, I. S. 2—9.

zur Tanzkunst geleitet) gefaßt, Emilie mit Namen. Doch löste er dies Verhältniß, das er im 25. Bande seiner „Wahrheit und Dichtung“ sehr interessant schildert, gar bald, da die ältere leidenschaftliche Schwester Luzinde ihn liebte, ohne Gegenliebe zu finden, und die jüngere theils ihr zu Liebe theils aus Zuneigung zu ihrem Verlobten, zu welchem ihr Verhältniß allerdings durch Göthes Dazwischenkunft etwas lauer geworden war, die Auflösung des Verhältnisses selbst rieth und herbeiführte. Göthe fügte sich schnell genug und sah die Liebende wie die Geliebte niemals wieder.

Wir können uns nicht enthalten, den auch psychologisch höchst interessanten Schluß dieses Liebesverhältnisses, wobei Göthe sich mehr passiv verhielt, aus seiner Autobiographie, die auch hier wieder sehr naiv gemüthlich erzählt, mitzutheilen.

„Den andern Tag hatte ich nicht Muth hinzugehen. Den dritten ließ mir Emilie durch einen Knaben, der mir schon manche Botschaft von den Schwestern gebracht und Blumen und Früchte dagegen an sie getragen hatte, in aller Frühe sagen, ich möchte heute ja nicht fehlen. Ich kam zur gewöhnlichen Stunde und fand den Vater allein, der an meinen Tritten und Schritten, an meinem Gehen und Kommen, an meinem Tragen und Behaben noch manches ausbesserte und übrigens mit mir zufrieden schien. Die Jüngste kam gegen das Ende der Stunde und tanzte mit mir eine sehr graziöse Menuet, in der sie sich außerordentlich bewegte, und der Vater versicherte, nicht leicht ein hübscheres und gewandteres Paar auf seinem Plane gesehen zu haben. Nach der Stunde ging ich wie gewöhnlich ins Wohnzimmer; der Vater ließ uns allein, ich vermißte Lucinden. Sie liegt im Bette, sagte Emilie, und ich sehe es gern; haben Sie deshalb keine Sorge. Ihre Seelenkrankheit lindert sich am ersten, wenn sie sich körperlich für krank hält; sterben mag sie nicht gern, und so thut sie alsdann, was wir wollen. Wir haben gewisse Hausmittel, die sie zu sich nimmt und ausruht; und so legen sich nach und nach die tobenden Wellen. Sie ist gar zu gut und liebenswürdig bei so einer eingebildeten Krankheit, und da sie sich im Grunde recht wohl befindet und nur von Leidenschaft angegriffen ist, so sinnt sie sich allerhand romanenhafte Todesarten aus, vor denen sie sich auf eine angenehme Weise fürchtet, wie Kinder, denen man von Gespenstern erzählt. So hat sie mir gestern Abend noch mit großer Heftigkeit

erklärt, daß sie diesmal gewiß sterben würde, und man sollte den undankbaren falschen Freund, der ihr erst so schön gethan und sie nun so übel behandle, nur dann wieder zu ihr führen, wenn sie wirklich ganz nahe am Tode sei: sie wolle ihm recht bittre Vorwürfe machen und auch sogleich den Geist aufgeben. Ich weiß mich nicht schuldig! rief ich aus, daß ich irgend eine Neigung zu ihr geäußert. Ich kenne jemand, der mir dieses Zeugniß am besten ertheilen kann. Emilie lächelte und versetzte: Ich verstehe Sie, und wenn wir nicht klug und verschlossen sind, so kommen wir alle zusammen in eine üble Lage. Was werden Sie sagen, wenn ich Sie ersuche, Ihre Stunden nicht weiter fortzusetzen? Sie haben von dem letzten Monat allenfalls noch vier Billette, und mein Vater äußerte schon, daß er es unverantwortlich finde, Ihnen noch länger Geld abzunehmen: es müßte denn sein, daß Sie sich der Tanzkunst auf eine ernstlichere Weise widmen wollten; was ein junger Mann in der Welt brauchte, besäßen Sie nun. — Und diesen Rath, Ihr Haus zu meiden, geben Sie mir, Emilie? versetzte ich. — Eben ich, sagte sie, aber nicht aus mir selbst. Hören Sie nur. Als Sie vorgestern wegeilten, ließ ich die Karte auf Sie schlagen, und derselbe Ausspruch wiederholte sich dreimal und immer stärker. Sie waren umgeben von allerlei Gutem und Vergnüglichem, von Freunden und großen Herren, an Geld fehlte es auch nicht. Die Frauen hielten sich in einiger Entfernung. Meine arme Schwester besonders stand immer am Weitesten, eine andere rückte Ihnen immer näher, kam aber nie an Ihre Seite: denn es stellte sich ein Dritter dazwischen. Ich will Ihnen nur gestehen, daß ich mich unter der zweiten Dame gedacht hatte, und nach diesem Bekenntnisse werden Sie meinen wohlmeinenden Rath am Besten begreifen. Einem entfernten Freund habe ich mein Herz und meine Hand zugesagt, und bis jetzt liebt' ich ihn über alles; doch es wäre möglich, daß Ihre Gegenwart mir bedeutender würde als bisher, und was würden Sie für einen Stand zwischen zwei Schwestern haben, davon Sie die eine durch Neigung und die andere durch Kälte unglücklich gemacht hätten, und alle diese Qual um nichts und auf kurze Zeit? Denn wenn wir nicht schon wüßten, wer Sie sind und was Sie zu hoffen haben, so hätte mir es die Karte aufs Deutlichste vor Augen gestellt. Leben Sie wohl, sagte sie, und reichte mir die Hand. Ich zauderte. — Nun, sagte sie, indem sie mich gegen die Thür führte, damit es wirklich das

letzte Mal sei, daß wir uns sprechen, so nehmen Sie, was ich Ihnen sonst versagen würde! Sie fiel mir um den Hals und küßte mich aufs Zärtlichste. Ich umfaßte sie und drückte sie an mich. In diesem Augenblicke flog die Seitenthür auf, und die Schwester sprang in einem leichten, aber anständigen Nachtkleide hervor und rief: Du sollst nicht allein von ihm Abschied nehmen! Emilie ließ mich fahren, und Lucinde ergriff mich, schloß sich fest an mein Herz, drückte ihre schwarzen Locken an meine Wangen und blieb eine Zeit lang in dieser Lage. Und so fand ich mich denn in der Klemme zwischen beiden Schwestern, wie mirs Emilie einen Augenblick vorher geweissagt hatte. Lucinde ließ mich los und sah mir ernst ins Gesicht. Ich wollte ihre Hand ergreifen und ihr etwas Freundliches sagen; allein sie wandte sich weg, ging mit starken Schritten einigemal im Zimmer auf und ab und warf sich dann in die Ecke des Sophas. Emilie trat zu ihr, ward aber sogleich weggewiesen, und hier entstand eine Scene, die mir noch in der Erinnerung peinlich ist, und die, ob sie gleich in der Wirklichkeit nichts Theatralisches hatte, sondern einer lebhaften jungen Französinn ganz angemessen war, dennoch nur von einer guten empfindenden Schauspielerinn auf dem Theater würdig wiederholt werden könnte. Lucinde überhäufte ihre Schwester mit tausend Vorwürfen. Es ist nicht das erste Herz, rief sie aus, das sich zu mir neigt, und das du mir entwendest. War es doch mit dem Abwesenden eben so, der sich zuletzt unter meinen Augen mit dir verlobte. Ich mußte es ansehen, ich ertrugs; ich weiß aber, wie viele tausend Thränen es mich gekostet hatte. Diesen hast du mir nun auch weggefangen, ohne jenen fahren zu lassen, und wie viele verstehst du nicht auf einmal zu halten! Ich bin offen und gutmüthig, und jedermann glaubt mich bald zu kennen und mich vernachlässigen zu dürfen; du bist versteckt und still, und die Leute glauben Wunder, was hinter dir verborgen sei. Aber es ist nichts dahinter als ein kaltes, selbstisches Herz, das sich alles aufzuopfern weiß; das aber kennt niemand so leicht, weil es tief in deiner Brust verborgen liegt, so wenig als mein warmes treues Herz, das ich offen trage, wie mein Gesicht. — Emilie schwieg und hatte sich neben ihre Schwester gesetzt, die sich im Reden immer mehr erhitzte und sich über gewisse besondere Dinge herausließ, die mir zu wissen eigentlich nicht frommte. Emilie dagegen, die ihre Schwester zu begütigen suchte, gab mir hinterwärts ein Zeichen, daß ich mich ent-

fernen sollte; aber wie Eifersucht und Argwohn mit tausend Augen sehen, so schien auch Lucinde es bemerkt zu haben. Sie sprang auf und ging auf mich los, aber nicht mit Heftigkeit. Sie stand vor mir und schien auf etwas zu sinnen. Drauf sagte sie: Ich weiß, daß ich Sie verloren habe; ich mache keine weitern Ansprüche auf Sie. Aber du sollst ihn auch nicht haben, Schwester! Sie faßte mich mit diesen Worten ganz eigenthümlich beim Kopf, indem sie mir mit beiden Händen in die Locken fuhr, mein Gesicht an das ihre drückte und mich zu wiederholten Malen auf den Mund küßte. Nun, rief sie aus, fürchte meine Verwünschung! Unglück über Unglück für immer und immer auf diejenige, die zum ersten Male nach mir diese Lippen küßt! Wage es nun wieder mit ihm anzubinden; ich weiß, der Himmel erhört mich diesmal. Und Sie, mein Herr, eilen Sie nun, eilen Sie, was Sie können! — Ich flog die Treppe hinunter mit dem festen Vorsatze, das Haus nie wieder zu betreten." *) —

§. 8.

Zusatz. Straßburg.

Eben so schnell vorübergehende Neigungen mögen vor der Bekanntschaft mit Sesenheim den Dichter vielleicht noch hierhin und dorthin gezogen haben. Wenigstens existiren noch zwei Gedichte, in denen er einer Dorilis und einer Therese zärtlich gedenkt. Ob beide Namen nur Eine Person bezeichnen oder wirklich zwei Personen, und wer diese gewesen, darüber läßt sich jetzt nichts mehr entscheiden. Es ist auch möglich, daß beide nur fingirt gewesen. Will man jedoch keine Fiktion annehmen, so können beide Gedichte auf wirklich Erlebtes um so eher bezogen werden, als Göthe besonders durch seinen Freund Salzmann in viele Gesellschaftszirkel eingeführt und hineingezogen wurde, in denen damals solche Spiele, wie sie in den Gedichten erwähnt sind, nichts Seltenes waren. Es folgen hier nun beide Gedichte, die ein sehr naives und volksthümliches Gepräge haben.

*) Man wird an dies Schwesterpaar und Göthes Verhältniß zu demselben unwillkürlich bei Lenoren und ihrer Schwester in „Werthers Leiden" erinnert.

1. Stirbt der Fuchs, ſo gilt der Balg.

Nach Mittage ſaßen wir
Junges Volk im Kühlen;
Amor kam, und „ſtirbt der Fuchs“
Wollt' er mit uns ſpielen.

Jeder meiner Freunde ſaß
Froh bei ſeinem Herzchen;
Amor blies die Fackel aus,
Sprach: Hier iſt das Kerzchen!

Und die Fackel, wie ſie glomm,
Ließ man eilig wandern,
Jeder drückte ſie geſchwind
In die Hand des andern.

Und mir reichte Dorilis
Sie mit Spott und Scherze;
Kaum berührt mein Finger ſie,
Hell entflammt die Kerze,

Sengt mir Augen und Geſicht,
Setzt die Bruſt in Flammen,
Ueber meinem Haupte ſchlug
Faſt die Glut zuſammen.

Löſchen wollt' ich, platſchte zu;
Doch es brennt beſtändig;
Statt zu ſterben ward der Fuchs
Recht bei mir lebendig.

Zelter ſchreibt an Göthe im Jahre 1807 (Briefw. I. S. 255): „Seit vorgeſtern habe ich noch 5 Ihrer Lieder in Muſik geſetzt und

unter andern auch: Stirbt der Fuchs, ſo gilt der Balg. Dies habe ich ſo zu ſagen durchkomponirt und bin eben nicht unzufrieden damit. Ich ſtelle mir dieſe Ueberſchrift als ein geſellſchaftliches Spiel vor, das ich aber nicht kenne. Laſſen Sie mich doch wiſſen, wie dies Spiel beſchaffen iſt. Etwas fehlt meiner Kompoſition, und ich vermuthe, es iſt die Wiſſenſchaft dieſes Spiels. Es müßte aber bald ſein, da mir die Idee meiner Kompoſition noch friſch und neu iſt." — Und Göthe beſchreibt ihm in der Antwort (I. 258) dies Spiel: „Man nimmt einen dünnen Span, oder auch einen Wachsſtock, zündet ihn an und läßt ihn eine Zeit lang brennen, dann bläſt man die Flamme weg, daß die Kohle bleibt; dann ſagt man ſo eilig als möglich das Sprüchelchen:

Stirbt der Fuchs, ſo gilt der Balg,
Lebt er lang, ſo wird er alt,
Lebt er, ſo lebt er,
Stirbt er, ſo ſtirbt er,
Man begräbt ihn nicht mit der Haut,
Das gereicht ihm zur Ehre.

Nun giebt man die glimmende Kerze geſchwind dem Nachbar in die Hand, der daſſelbige Geſetzchen wiederholen muß, und das geht ſo lange fort, bis die Kohle bei einem ausliſcht, der dann ein Pfand geben muß."

---

2. Blinde Kuh. 1770.

O liebliche Thereſe!
Wie wandelt gleich ins Böſe
Dein offnes Auge ſich!
Die Augen zugebunden
Haſt du mich ſchnell gefunden,
Und warum fingſt du eben mich?

Du faßteſt mich aufs Beſte
Und hielteſt mich ſo feſte;
Ich ſank in deinen Schooß.
Kaum warſt du aufgebunden,
War alle Luſt verſchwunden;
Du ließeſt kalt den Blinden los.

Er tappte hin und wieder,
Verrenkte faſt die Glieder,
Und alle foppten ihn.
Und willſt du mich nicht lieben,
So geh' ich ſtets im Trüben
Wie mit verbundnen Augen hin.

Beſonders feurig iſt wie das vorige ſo auch dies Gedicht nicht; beide deuten, wie die Spiele ſelbſt, auf Flüchtigkeit der Neigung hin. Die Leichtigkeit des Inhaltes ſpricht ſich auch in der leichten und gewandten Form aus, doch hat dies zweite Gedicht mehr lyriſchen Charakter als das erſtere, weil es in die Trauer die Erzählung des Spiels einfaßt und wärmer iſt, während jenes erſtere eine die Begebenheiten des Spiels der Reihe nach etwas kalt erzählende Darſtellung ſich wählt; daher kann ich auch dem Urtheil Viehoffs (Göthes Leben I. 308), der es zu den allergelungenſten kleineren Produktionen Göthes rechnet, durchaus nicht beiſtimmen.

§. 9.

Friederike in Seſenheim bei Straßburg*). 1770 u. 1771.

Längere Dauer und eine ſchönere Liebesblüthe gewährt das Verhältniß unſers Dichters zu Friederiken in Seſenheim**).

*) G. W. **25**. 338—364. **26**. 5—39. 80—84. **49**. 19. 20.

**) In jüngſter Zeit hat H. Düntzer einen ſehr intereſſanten Aufſatz: „Göthe und Friederike, ein Beitrag zur Berichtigung der Darſtellung in Wahrheit und Dichtung" in den Blättern für literariſche Unterhaltung (April 1848) veröffentlicht.

Göthe pflegte in die schönen Umgebungen Straßburgs vielfache Ausflüge zu machen, besonders mit seinen Freunden Engelbach und Weyland. So kam er unter andern auch (im Oktober 1770) nach dem Dorfe Sesenheim (Sessenheim), 6 Meilen von Straßburg, und ward von Weyland bei dem dortigen gastfreundlichen Geistlichen eingeführt, dessen jüngere Tochter Friederike gleich Anfangs einen mächtigen Eindruck auf sein Herz machte. Der Eingang dieses Liebesverhältnisses an den beiden ersten Tagen der Bekanntschaft ist sehr ergetzlich in Göthes heitrer Darstellung (25. 338—364) zu lesen. Wir theilen den Anfang hier mit.

„Mein Tischgenosse Weyland, der sein stilles, fleißiges Leben dadurch erheiterte, daß er, aus dem Elsaß gebürtig, bei Freunden und Verwandten in der Gegend von Zeit zu Zeit einsprach, leistete mir auf meinen kleinen Excursionen manchen Dienst, indem er mich in verschiedenen Ortschaften und Familien theils persönlich theils durch Empfehlungen einführte. Dieser hatte mir öfters von einem Landgeistlichen gesprochen, der nahe bei Drusenheim, sechs Stunden von Straßburg, im Besitz einer guten Pfarre mit einer verständigen Frau und ein paar liebenswürdigen Töchtern lebe. Die Gastfreiheit und Anmuth dieses Hauses ward immer dabei höchlich gerühmt. So viel bedurfte es kaum, um einen jungen Ritter anzureizen, der sich schon angewöhnt hatte, alle abzumüßigenden Tage und Stunden zu Pferde und in freier Luft zuzubringen. Also entschlossen wir uns auch zu dieser Partie, wobei mir mein Freund versprechen mußte, daß er bei der Einführung weder Gutes noch Böses von mir sagen, überhaupt aber mich gleichgültig behandeln wolle, sogar erlauben, wo nicht schlecht, doch etwas ärmlich und nachlässig gekleidet zu erscheinen. Er willigte darein und versprach sich selbst einigen Spaß davon.

Es ist eine verzeihliche Grille bedeutender Menschen, gelegentlich einmal äußere Vorzüge ins Verborgene zu stellen, um den eignen innern menschlichen Gehalt desto reiner wirken zu lassen; deswegen hat das Incognito der Fürsten und die daraus entspringenden Abenteuer immer etwas höchst Angenehmes; es erscheinen verkleidete Gottheiten, die alles Gute, was man ihrer Persönlichkeit erweist, doppelt hoch anrechnen dürfen, und im Fall sind, das Unerfreuliche entweder leicht zu nehmen oder ihm ausweichen zu können. Daß Jupiter bei Philemon und Baucis, Heinrich der Vierte nach einer Jagdpartie unter seinen Bauern sich in

ihrem Incognito wohlgefallen, iſt ganz der Natur gemäß, und man mag es gern; daß aber ein junger Menſch ohne Bedeutung und Namen ſich einfallen läßt, aus dem Incognito einiges Vergnügen zu ziehen, möchte mancher für einen unverzeihlichen Hochmuth auslegen. Da aber hier die Rede nicht iſt von Geſinnungen und Handlungen, in wiefern ſie lobens- oder tadelnswürdig, ſondern wiefern ſie ſich offenbaren und ereignen können, ſo wollen wir für diesmal, unſerer Unterhaltung zu Liebe, dem Jüngling ſeinen Dünkel verzeihen, um ſo mehr, als ich hier anführen muß, daß von Jugend auf in mir eine Luſt mich zu verkleiden ſelbſt durch den ernſten Vater erregt worden. Auch diesmal hatte ich mich theils durch eigne ältere, theils durch einige geborgte Kleidungsſtücke und durch die Art die Haare zu kämmen, wo nicht entſtellt, doch wenigſtens ſo wunderlich zugeſtutzt, daß mein Freund unterwegs ſich des Lachens nicht erwehren konnte, beſonders wenn ich Haltung und Gebärde ſolcher Figuren, wenn ſie zu Pferde ſitzen, und die man Lateiniſche Reiter nennt, vollkommen nachzuahmen wußte. Die ſchöne Chauſſee, das herrlichſte Wetter und die Nähe des Rheins gaben uns den beſten Humor. In Druſenheim hielten wir einen Augenblick an, er, um ſich nett zu machen, und ich, um mir meine Rolle zurückzurufen, aus der ich gelegentlich zu fallen fürchtete. Die Gegend hier hat den Charakter des ganz freien, ebenen Elſaſſes. Wir ritten einen anmuthigen Fußpfad über Wieſen, gelangten bald nach Seſenheim, ließen unſere Pferde im Wirthshauſe und gingen gelaſſen nach dem Pfarrhofe. Laß dich, ſagte Weyland, indem er mir das Haus von Weitem zeigte, nicht irren, daß es einem alten und ſchlechten Bauernhauſe ähnlich ſieht; inwendig iſt es deſto jünger. Wir traten in den Hof. Das Ganze gefiel mir wohl, denn es hatte gerade das, was man maleriſch nennt, und was mich in der Niederländiſchen Kunſt ſo zauberiſch angeſprochen hatte. Jene Wirkung war gewaltig ſichtbar, welche die Zeit über alles Menſchenwerk ausübt. Haus und Scheune und Stall befanden ſich in dem Zuſtande des Verfalls gerade auf dem Punkte, wo man unſchlüſſig, zwiſchen Erhalten und Neuaufrichten zweifelhaft, das eine unterläßt, ohne zu dem andern gelangen zu können. — Alles war ſtill und menſchenleer, wie im Dorfe ſo im Hofe. Wir fanden den Vater, einen kleinen, in ſich gekehrten, aber doch freundlichen Mann, ganz allein, denn die Familie war auf dem Felde. Er hieß uns willkommen, bot uns eine Erfriſchung

an, die wir ablehnten. Mein Freund eilte die Frauenzimmer aufzusuchen, und ich blieb mit unserem Wirth allein. Sie wundern sich vielleicht, sagte er, daß Sie mich in einem reichen Dorfe und bei einer einträglichen Stelle so schlecht quartiert finden; das kommt aber, fuhr er fort, von der Unentschlossenheit. Schon lange ist mirs von der Gemeine, ja von den obern Stellen zugesagt, daß das Haus neu aufgerichtet werden soll; mehrere Risse sind schon gemacht, geprüft, verändert, keiner ganz verworfen, und keiner ausgeführt worden. Es hat so viele Jahre gedauert, daß ich mich vor Ungeduld kaum zu fassen weiß. Ich erwiederte ihm, was ich für schicklich hielt, um seine Hoffnung zu nähren und ihn aufzumuntern, daß er die Sache stärker betreiben möchte. Er fuhr darauf fort, mit Vertrauen die Personen zu schildern, von denen solche Sachen abhingen, und obgleich er kein sonderlicher Charakterzeichner war, so konnte ich doch recht gut begreifen, wie das ganze Geschäft stocken mußte. Die Zutraulichkeit des Mannes hatte was Eignes; er sprach zu mir, als wenn er mich zehn Jahre gekannt hätte, ohne daß irgend etwas in seinem Blick gewesen wäre, woraus ich einige Aufmerksamkeit auf mich hätte muthmaßen können. Endlich trat mein Freund mit der Mutter herein. Diese schien mich mit ganz andern Augen anzusehn. Ihr Gesicht war regelmäßig und der Ausdruck desselben verständig; sie mußte in ihrer Jugend schön gewesen sein. Ihre Gestalt war lang und hager, doch nicht mehr als solchen Jahren geziemt; sie hatte vom Rücken her noch ein ganz jugendliches, angenehmes Ansehen. Die älteste Tochter kam darauf lebhaft herein gestürmt; sie fragte nach Friederiken, so wie die andern beiden auch nach ihr gefragt hatten. Der Vater versicherte sie nicht gesehen zu haben, seitdem alle drei fortgegangen. Die Tochter fuhr wieder zur Thüre hinaus, um die Schwester zu suchen; die Mutter brachte uns einige Erfrischungen, und Weyland setzte mit den beiden Gatten das Gespräch fort, das sich auf lauter bewußte Personen und Verhältnisse bezog, wie es zu geschehen pflegt, wenn Bekannte nach einiger Zeit zusammenkommen, von den Gliedern eines großen Zirkels Erkundigung einziehn und sich wechselsweise berichten. Ich hörte zu und erfuhr nunmehr, wie viel ich mir von diesem Kreise zu versprechen hatte. — Die älteste Tochter kam wieder hastig in die Stube, unruhig, ihre Schwester nicht gefunden zu haben. Man war besorgt um sie und schalt auf diese oder jene böse Gewohnheit; nur der

Vater ſagte ganz ruhig: Laßt ſie immer gehn, ſie kommt ſchon wieder! In dieſem Augenblick trat ſie wirklich in die Thür; und da ging fürwahr an dieſem ländlichen Himmel ein allerliebſter Stern auf. Beide Töchter trugen ſich noch Deutſch, wie man es zu nennen pflegte, und dieſe faſt verdrängte Nationaltracht kleidete Friederiken beſonders gut. Ein kurzes, weißes, rundes Röckchen mit einer Falbel, nicht länger als daß die nettſten Füßchen bis an die Knöchel ſichtbar blieben; ein knappes weißes Mieder und eine ſchwarze Taffetſchürze — ſo ſtand ſie auf der Grenze zwiſchen Bäuerinn und Städterinn. Schlank und leicht, als wenn ſie nichts an ſich zu tragen hätte, ſchritt ſie, und beinahe ſchien für die gewaltigen blonden Zöpfe des niedlichen Köpfchens der Hals zu zart. Aus heiteren blauen Augen blickte ſie ſehr deutlich umher, und das artige Stumpfnäschen forſchte ſo frei in die Luft, als wenn es in der Welt keine Sorge geben könnte; der Strohhut hing ihr am Arm, und ſo hatte ich das Vergnügen, ſie bei'm erſten Blick auf einmal in ihrer ganzen Anmuth und Lieblichkeit zu ſehn und zu erkennen. — Ich fing nun an meine Rolle mit Mäßigung zu ſpielen, halb beſchämt, ſo gute Menſchen zum Beſten zu haben, die zu beobachten es mir nicht an Zeit fehlte: denn die Mädchen ſetzten jenes Geſpräch fort und zwar mit Leidenſchaft und Laune. Sämmtliche Nachbarn und Verwandte wurden abermals vorgeführt, und es erſchien meiner Einbildungskraft ein ſolcher Schwarm von Onkeln und Tanten, Vettern, Baſen, Kommenden, Gehenden, Gevattern und Gäſten, daß ich in der belebteſten Welt zu hauſen glaubte. Alle Familienglieder hatten einige Worte mit mir geſprochen, die Mutter betrachtete mich jedesmal, ſo oft ſie kam oder ging, aber Friederike ließ ſich zuerſt mit mir in ein Geſpräch ein, und indem ich umherliegende Noten aufnahm und durchſah, fragte ſie, ob ich auch ſpiele? Als ich es bejahte, erſuchte ſie mich etwas vorzutragen; aber der Vater ließ mich nicht dazu kommen, denn er behauptete, es ſei ſchicklich, dem Gaſte zuerſt mit irgend einem Muſikſtück oder einem Liede zu dienen. Sie ſpielte Verſchiedenes mit einiger Fertigkeit, in der Art, wie man es auf dem Lande zu hören pflegt, und zwar auf einem Klavier, das der Schulmeiſter ſchon längſt hätte ſtimmen ſollen, wenn er Zeit gehabt hätte. Nun ſollte ſie auch ein Lied ſingen, ein gewiſſes zärtlich-trauriges; das gelang ihr nun gar nicht. Sie ſtand auf und ſagte lächelnd, oder vielmehr mit dem auf ihrem Geſichte immerfort ruhenden

Zuge von heiterer Freude: Wenn ich ſchlecht ſinge, ſo kann ich die Schuld nicht auf das Klavier und den Schulmeiſter werfen; laſſen Sie uns aber nur hinauskommen, dann ſollen Sie meine Elſaſſer- und Schweizerliedchen hören, die klingen ſchon beſſer! — Beim Abendeſſen beſchäftigte mich eine Vorſtellung, die mich ſchon früher überfallen hatte, dergeſtalt, daß ich nachdenklich und ſtumm wurde, obgleich die Lebhaftigkeit der ältern Schweſter und die Anmuth der jüngern mich oft genug aus meinen Betrachtungen ſchüttelten. Meine Verwunderung war über allen Ausdruck, mich ſo ganz leibhaftig in der Wakefieldſchen Familie zu finden. Der Vater konnte freilich nicht mit jenem trefflichen Manne verglichen werden; allein wo gäbe es auch Seinesgleichen? Dagegen ſtellte ſich alle Würde, welche jenem Ehegatten eigen iſt, hier in der Gattinn dar. Man konnte ſie nicht anſehen, ohne ſie zugleich zu ehren und zu ſcheuen. Man bemerkte bei ihr die Folgen einer guten Erziehung; ihr Betragen war ruhig, frei, heiter und einladend. — Hatte die ältere Tochter nicht die gerühmte Schönheit Oliviens, ſo war ſie doch wohlgebaut, lebhaft und eher heftig; ſie zeigte ſich überall thätig und ging der Mutter in allem an Handen. Friederiken an die Stelle von Primroſens Sophie zu ſetzen, war nicht ſchwer; denn von jener iſt wenig geſagt, man giebt nur zu, daß ſie liebenswürdig ſei; dieſe war es wirklich. Wie nun daſſelbe Geſchäft, derſelbe Zuſtand überall, wo er vorkommen mag, ähnliche, wo nicht gleiche Wirkungen hervorbringt, ſo kam auch hier manches zur Sprache, es geſchah gar manches, was in der Wakefieldſchen Familie ſich auch ſchon ereignet hatte. Als nun aber gar zuletzt ein längſt angekündigter und von dem Vater mit Ungeduld erwarteter jüngerer Sohn ins Zimmer ſprang und ſich dreiſt zu uns ſetzte, indem er von den Gäſten wenig Notiz nahm: ſo enthielt ich mich kaum auszurufen: Moſes, biſt du auch da! Die Unterhaltung bei Tiſche erweiterte die Anſicht jenes Land- und Familien-Kreiſes, indem von mancherlei luſtigen Begebenheiten, die bald da bald dort vorgefallen, die Rede war. Friedrike, die neben mir ſaß, nahm daher Gelegenheit, mir verſchiedene Ortſchaften zu beſchreiben, die es wohl zu beſuchen der Mühe werth ſei. Da immer ein Geſchichtchen das andere hervorrief, ſo konnte ich nun auch mich deſto beſſer in das Geſpräch miſchen und ähnliche Begebenheiten erzählen, und weil hiebei ein guter Landwein keineswegs geſchont wurde, ſo ſtand ich in Gefahr, aus meiner Rolle zu fallen,

weshalb der vorsichtigere Freund den schönen Mondschein zum Vorwand nahm und auf einen Spazirgang antrug, welcher denn auch sogleich beliebt wurde. Er bot der ältesten den Arm, ich der jüngsten, und so zogen wir durch die vielen Fluren, mehr den Himmel über uns zum Gegenstande haltend, als die Erde, die sich neben uns in der Breite verlor. Friederikens Reden jedoch hatten nichts Mondscheinhaftes; durch die Klarheit, womit sie sprach, machte sie die Nacht zum Tage, und es war nichts darin, was eine Empfindung angedeutet oder erweckt hätte, nur bezogen sich ihre Aeußerungen mehr als bisher auf mich, indem sie sowohl ihren Zustand als die Gegend und ihre Bekannten mir von der Seite vorstellte, wiefern ich sie würde kennen lernen: denn sie hoffte setzte sie hinzu, daß ich keine Ausnahme machen und sie wieder besuchen würde, wie jeder Fremde gern gethan, der einmal bei ihnen eingekehrt sei. Es war mir sehr angenehm, stillschweigend der Schilderung zuzuhören, die sie von der kleinen Welt machte, in der sie sich bewegte, und von den Menschen, die sie besonders schätzte. Sie brachte mir dadurch einen klaren und zugleich so liebenswürdigen Begriff von ihrem Zustande bei, der sehr wunderlich auf mich wirkte: denn ich empfand auf einmal einen tiefen Verdruß, nicht früher mit ihr gelebt zu haben, und zugleich ein recht peinliches neidisches Gefühl gegen alle, welche das Glück gehabt hatten, sie bisher zu umgeben. Ich paßte sogleich, als wenn ich ein Recht dazu gehabt hätte, genau auf alle ihre Schilderungen von Männern, sie mochten unter dem Namen von Nachbarn, Vettern oder Gevattern auftreten, und lenkte bald da bald dorthin meine Vermuthung; allein wie hätte ich etwas entdecken sollen in der völligen Unbekanntschaft aller Verhältnisse? Sie wurde zuletzt immer redseliger und ich immer stiller. Es hörte sich ihr gar so gut zu, und da ich nur ihre Stimme vernahm, ihre Gesichtsbildung aber so wie die übrige Welt in Dämmerung schwebte, so war es mir, als ob ich in ihr Herz sähe, das ich höchst rein finden mußte, da es sich in so unbefangener Geschwätzigkeit vor mir eröffnete." — —

Göthe und Friederike wurden nun bald von ihrer gegenseitigen Neigung überzeugt und gestanden einander, daß sie sich „von Grund aus" liebten. Die Vorzüge Friederikens waren „besonnene Heiterkeit, Naivetät mit Bewußtsein, Frohsinn mit Vorausseh'n, Eigenschaften, die unverträglich scheinen, die sich aber bei ihr zusammenfanden und ihr

Aeußeres gar hold bezeichneten." — „Ich konnte, erzählt er, mit einiger Aufmerksamkeit an diesem Morgen Friederikens ganzes Wesen gewahr werden, dergestalt, daß sie mir für die ganze Zeit immer dieselbe blieb. Schon die freundlichen, vorzüglich an sie gerichteten Grüße der Bauern gaben zu verstehen, daß sie ihnen wohlthätig sei und ihr Behagen erregte. Zu Hause stand die ältere der Mutter bei; alles, was körperliche Anstrengung erforderte, ward nicht von Friederiken verlangt, man schonte sie, wie man sagte, ihrer Brust wegen. — Es giebt Frauenzimmer, die uns im Zimmer wohlgefallen, andere, die sich besser im Freien ausnehmen; Friederike gehörte zu den letzteren. Ihr Wesen, ihre Gestalt trat niemals reizender hervor, als wenn sie sich auf einem erhöhten Fußpfad hinbewegte; die Anmuth ihres Betragens schien mit der beblümten Erde und die unverwüstliche Heiterkeit ihres Antlitzes mit dem blauen Himmel zu wetteifern. Diesen erquicklichen Aether, der sie umgab, brachte sie auch mit nach Hause, und es ließ sich bald bemerken, daß sie Verwirrungen auszugleichen und die Eindrücke kleiner unangenehmer Zufälligkeiten leicht wegzulöschen verstand. Die reinste Freude, die man an einer geliebten Person finden kann, ist die, zu sehn, daß sie andere erfreut. Friederikens Betragen in der Gesellschaft war allgemein wohlthätig. Auf Spazirgängen schwebte sie, ein belebender Geist, hin und wieder und wußte die Lücken auszufüllen, welche hie und da entstehn mochten" u. s. w.

Göthe wiederholte nun seine Besuche und unterhielt mit ihr einen lebhaften Briefwechsel. Trotz seiner Studien, welche sich mehr auf Chemie und Aesthetik, auf Shakespeare und die Gothische Baukunst als auf die juridischen Wissenschaften bezogen, und trotz des geistreichen Umgangs mit Herder und anderen Freunden war sein höchstes Glück und seine liebsten und häufigsten Gedanken in Sesenheim. Und die Eltern ließen die Gewohnheit zusammen zu sein immer mehr einwurzeln, ohne gerade zu fragen, was daraus werden solle; denn sie glaubten auf Friederikens Gesinnung und Göthes Rechtlichkeit völlig vertrauen zu können. Daß die Lust zum Dichten unter diesen Umständen, wie er sie lange nicht gefühlt hatte, wieder hervortreten und lange nachhallen mußte, ist einleuchtend. Wir haben schon oben bemerkt, daß in den Liebesgedichten der Sesenheimer und der Frankfurter Epoche ein frischerer, wärmerer Lebens- und Liebeshauch weht, welcher, von der Anmuth und Zartheit

des Glücks wie des Schmerzes getragen, einerſeits das lehrhafte Element der früheren Liebeslieder verſchmähte, andrerſeits vor der Ausartung in das reißende Element ſeiner Sturm- und Drangperiode bewahrt blieb. —

Seine Abreiſe von Straßburg nahte heran. Das leidenſchaftliche Verhältniß zu Friederiken fing allmälig an, ihn zu beunruhigen. Er kam ſeltner zu ihr, doch unterhielt er noch mit ihr den lebhafteſten Briefwechſel. Er erzählt:

„Solchen Zerſtreuungen und Heiterkeiten gab ich mich um ſo lieber und zwar bis zur Trunkenheit hin, als mich mein leidenſchaftliches Verhältniß zu Friederiken nunmehr zu ängſtigen anfing. Eine ſolche jugendliche, aufs Gerathewohl gehegte Neigung iſt der nächtlich geworfenen Bombe zu vergleichen, die in einer ſanften, glänzenden Linie aufſteigt, ſich unter die Sterne miſcht, ja einen Augenblick unter ihnen zu verweilen ſcheint, alsdann aber abwärts, zwar wieder dieſelbe Bahn nur umgekehrt bezeichnet, und zuletzt da, wo ſie ihren Lauf geendet, Verderben hinbringt. Friederike blieb ſich immer gleich; ſie ſchien nicht zu denken, noch denken zu wollen, daß dieſes Verhältniß ſich ſobald endigen könne. Olivie hingegen, die mich zwar auch ungern vermißte, aber doch nicht ſo viel als jene verlor, war vorausſehender oder offener. Sie ſprach manchmal mit mir über meinen vermuthlichen Abſchied und ſuchte über ſich ſelbſt und ihre Schweſter ſich zu tröſten. Ein Mädchen, das einem Manne entſagt, dem ſie ihre Gewogenheit nicht verleugnet, iſt lange nicht in der peinlichen Lage, in der ſich ein Jüngling befindet, der mit Erklärungen eben ſo weit gegen ein Frauenzimmer herausgegangen iſt. Er ſpielt immer eine leidige Figur: denn von ihm, als einem werbenden Manne, erwartet man ſchon eine gewiſſe Ueberſicht ſeines Zuſtandes, und ein entſchiedener Leichtſinn will ihn nicht kleiden. Die Urſachen eines Mädchens, das ſich zurückzieht, ſcheinen immer gültig, die des Mannes niemals. — Allein wie ſoll eine ſchmeichelnde Leidenſchaft uns vorausſehen laſſen, wohin ſie uns führen kann? Denn auch ſelbſt alsdann, wenn wir ſchon ganz verſtändig auf ſie Verzicht gethan, können wir ſie noch nicht loslaſſen; wir ergetzen uns an der lieblichen Gewohnheit, und ſollte es auch auf eine veränderte Weiſe ſein. So ging es auch mir. Wenn gleich die Gegenwart Friederikens mich ängſtigte, ſo wußte ich doch nichts Angenehmeres, als abweſend an ſie zu denken und mich mit ihr zu unterhalten. Ich kam ſeltener hinaus, aber unſere

Briefe wechſelten deſto lebhafter. Sie wußte mir ihre Zuſtände mit Heiterkeit, ihre Gefühle mit Anmuth zu vergegenwärtigen, ſo wie ich mir ihre Verdienſte mit Gunſt und Leidenſchaft vor die Seele rief. Die Abweſenheit machte mich frei, und meine ganze Zuneigung blühte erſt recht auf durch Unterhaltung in der Ferne. Ich konnte mich in ſolchen Augenblicken ganz eigentlich über die Zukunft verblenden; zerſtreut war ich genug durch das Fortrollen der Zeit und dringender Geſchäfte. Ich hatte bisher möglich gemacht, das Mannigfaltigſte zu leiſten, durch immer lebhafte Theilnahme am Gegenwärtigen und Augenblicklichen; allein gegen das Ende drängte ſich alles gar gewaltſam über einander, wie es immer zu gehen pflegt, wenn man ſich von einem Orte loslöſen ſoll." —

Unterdeß promovirte er (den 6. Auguſt 1771.) Vor ſeiner Abreiſe hatte er noch einmal die Geliebte geſehn:

„In ſolchem Drang und Verwirrung konnte ich doch nicht unterlaſſen, Friederiken noch einmal zu ſehen. Es waren peinliche Tage, deren Erinnerung mir nicht geblieben iſt. Als ich ihr die Hand noch vom Pferde reichte, ſtanden ihr die Thränen in den Augen, und mir war ſehr übel zu Muthe. Nun ritt ich auf dem Fußpfade gegen Druſenheim, und da überfiel mich eine der ſonderbarſten Ahnungen. Ich ſah nämlich, nicht mit den Augen des Leibes, ſondern des Geiſtes, mich mir ſelbſt, denſelben Weg, zu Pferde wieder entgegen kommen, und zwar in einem Kleide, wie ich es nie getragen: es war hechtgrau mit etwas Gold. Sobald ich mich aus dieſem Traum aufſchüttelte, war die Geſtalt ganz hinweg. Sonderbar iſt es jedoch, daß ich nach acht Jahren, in dem Kleide, das mir geträumt hatte, und das ich nicht aus Wahl, ſondern aus Zufall gerade trug, mich auf demſelben Wege fand, um Friederiken noch einmal zu beſuchen. Es mag ſich übrigens mit dieſen Dingen wie es will verhalten, das wunderliche Trugbild gab mir in jenen Augenblicken des Scheidens einige Beruhigung. Der Schmerz, das herrliche Elſaß, mit allem, was ich darin erworben, auf immer zu verlaſſen, war gemildert, und ich fand mich, dem Taumel des Lebewohls endlich entflohn, auf einer friedlichen und erheiternden Reiſe ſo ziemlich wieder." —

Bald darauf langte er in Frankfurt an. Seine Seelenſtimmung ſchildert er alſo:

„Die Antwort Friederikens auf einen ſchriftlichen Abſchied zerriß mir das Herz. Es war dieſelbe Hand, derſelbe Sinn, die ſich zu mir,

die sich an mir herangebildet hatten. Ich fühlte nun erst den Verlust, den sie erlitt, und sah keine Möglichkeit ihn zu ersetzen, ja nur ihn zu mildern. Sie war mir ganz gegenwärtig; stets empfand ich, daß sie mir fehlte, und was das Schlimmste war, ich konnte mir mein eignes Unglück nicht verzeihen. Gretchen hatte man mir genommen, Annette mich verlassen; hier war ich zum ersten Mal schuldig; ich hatte das schönste Herz in seinem Tiefsten verwundet, und so war die Epoche einer düsteren Reue, bei dem Mangel einer gewohnten erquicklichen Liebe, höchst peinlich, ja unerträglich. Aber der Mensch will leben, daher nahm ich aufrichtigen Theil an andern, ich suchte ihre Verlegenheiten zu entwirren, und was sich trennen wollte, zu verbinden, damit es ihnen nicht ergehen möchte wie mir" u. s. w. — Nicht bloß in Frankfurt, sondern noch sehr lange nachher, und vielleicht immer, hat sie ihn als ein liebevoller Genius umschwebt. —

Das Verhältniß zu Friederiken war nun also abgebrochen oder vielmehr ganz aufgelöst, und zwar nicht ohne seine Schuld, wie er selbst öfters bekannt. Er läßt sich über den Grund dieser völligen Auflösung nirgend deutlich aus. Einige Andeutungen mögen schon in der Schilderung seiner erhitzten Phantasie gegeben sein. Er erzählt nämlich (**26.** 22):

„Ich hatte kaum einige Stunden sehr tief geschlafen, als ein erhitztes und in Aufruhr gebrachtes Blut mich aufweckte. In solchen Stunden und Lagen ist es, wo die Sorge, die Reue den wehrlos hingestreckten Menschen zu überfallen pflegen. Meine Einbildungskraft stellte mir zugleich die lebhaftesten Bilder dar; ich sehe Lucinden, wie sie, nach dem heftigsten Kusse, leidenschaftlich von mir zurücktritt, mit glühender Wange, mit funkelnden Augen jene Verwünschung ausspricht, wodurch nur ihre Schwester bedroht werden soll, und wodurch sie unwissend fremde schuldlose bedroht. Ich sehe Friederiken gegen ihr über stehn, erstarrt vor dem Anblick, bleich und die Folgen jener Verwünschung fühlend, von der sie nichts weiß. Ich finde mich in der Mitte, so wenig im Stande, die geistigen Wirkungen jenes Abenteuers abzulehnen, als jenen Unglück weissagenden Kuß zu vermeiden. Die zarte Gesundheit Friederikens schien den gedrohten Unfall zu beschleunigen, und nun kam mir ihre Liebe zu mir recht unselig vor; ich wünschte über alle Berge zu sein. — Was aber noch Schmerzlicheres für mich im Hintergrunde lag, will ich nicht verhehlen. Ein gewisser Dünkel unterhielt bei mir jenen Aber-

glauben; meine Lippen — geweiht oder verwünſcht — kamen mir bedeutender vor als ſonſt, und mit nicht geringer Selbſtgefälligkeit war ich mir meines enthaltſamen Betragens bewußt, indem ich mir manche unſchuldige Freude verſagte, theils um jenen magiſchen Vorzug zu bewahren, theils um ein harmloſes Weſen nicht zu verletzen, wenn ich ihn aufgäbe. Nunmehr aber war alles verloren und unwiederbringlich; ich war in einen gemeinen Zuſtand zurückgekehrt, ich glaubte das liebſte Weſen verletzt, ihr unwiederbringlich geſchadet zu haben; und ſo war jene Verwünſchung, anſtatt daß ich ſie hätte loswerden ſollen, von meinen Lippen in mein eignes Herz zurückgeſchlagen. — Das alles raſ'te zuſammen in meinem durch Liebe und Leidenſchaft, Wein und Tanz aufgeregten Blute, verwirrte mein Denken, peinigte mein Gefühl, ſo daß ich, beſonders im Gegenſatz mit den geſtrigen behaglichen Freuden, mich in einer Verzweiflung fühlte, die ohne Grenzen ſchien. Glücklicherweiſe blickte durch eine Spalte im Laden das Tageslicht mich an, und alle Mächte der Nacht überwindend ſtellte mich die hervortretende Sonne wieder auf meine Füße; ich war bald im Freien und ſchnell erquickt, wo nicht hergeſtellt. — Der Aberglaube, ſo wie manches andre Wähnen, verliert ſehr leicht an ſeiner Gewalt, wenn er, ſtatt unſerer Eitelkeit zu ſchmeicheln, ihr in den Weg tritt, und dieſem zarten Weſen eine böſe Stunde machen will; wir ſehen alsdann recht gut, daß wir ihn loswerden können, ſobald wir wollen; wir entſagen ihm um ſo leichter, je mehr alles, was wir ihm entziehn, zu unſerm Vortheil gereicht. Der Anblick Friederikens, das Gefühl ihrer Liebe, die Heiterkeit der Umgebung, alles machte mir Vorwürfe, daß ich in der Mitte der glücklichſten Tage ſo traurige Nachtvögel bei mir beherbergen mögen; ich glaubte ſie auf ewig verſcheucht zu haben. Des lieben Mädchens immer mehr annähernde zutrauliches Betragen machte mich durch und durch froh, und ich fand mich recht glücklich, daß ſie mir diesmal bei'm Abſchied öffentlich, wie andern Freunden und Verwandten, einen Kuß gab." —

Andre Spuren, die uns auf den Grund der Auflöſung führen könnten, mögen einerſeits in der ſtrengen Anſicht und Leitung ſeines Vaters liegen, und ſind andrerſeits beſonders in der Schilderung ſeines innern Lebens während der letzten Wochen des Straßburger Aufenthalts hie und da beiläufig angedeutet, vermögen aber eben ſo wenig als die obigen ausführlicheren Andeutungen ein klares Licht auf die Sache zu

werfen. Solch ein Licht läßt sich um so weniger hervorzaubern, da wir in seinen autobiographischen Schilderungen und unter diesen besonders in den Mittheilungen über die Sesenheimsche Epoche am Wenigsten im Stande sind, die Wahrheit von der Dichtung zu sondern, ja gerade hier am Meisten vermuthen können, daß seine lebhafte Phantasie und sein liebebedürftiges Herz, welches die Bilder der Liebe mehr schuf als vorfand, hier die Wirklichkeit mit gar vielen Dichtungen mag umkränzt und umschlungen haben.

Was im Allgemeinen über die Auflösung seiner Liebesverhältnisse zu urtheilen sei, ist oben in der Einleitung bereits angedeutet. In Bezug auf Friederike hat man besonders in neuester Zeit viel darüber hin und her geschrieben und gefabelt, ohne zur Klarheit und Gewißheit gelangen zu können. Einerseits ist es zum Wenigsten ein eitles Unternehmen, in der Voraussetzung, Göthe habe wahrhafte Liebe zu Friederike gehegt und sich mit ihr versprochen*), die Unsittlichkeit**) und Unmoralität seines Verfahrens leugnen und seine Untreue trotz seines eigenen Bekenntnisses durch moralische oder ästhetische oder wie man sonst die Rück- und Hinsichten nennen will, ganz entschuldigen oder gar rechtfertigen zu wollen, und ein schmähliches Unternehmen, diese Rechtfertigung durch Vermuthungen und Konjekturen über Friederikens sittlichen Lebenswandel begründen zu wollen. Andrerseits ist man aber auch zu weit gegangen, wenn man ohne jene Voraussetzung ein Verdammungsurtheil über den Dichterjüngling hart und unbarmherzig ausspricht und dasselbe sogar noch durch Vermuthungen und Geklätsch über gemeine Sinnlichkeit zu beweisen versucht. Mir scheint es damit abgethan sein zu können,

*) Düntzer (a. a. O.) sagt: — Aber eine wirkliche Verbindung für das Leben durfte der von der Liebe geängstigte Jüngling nicht versprechen — er kämpfte und rang in sich, aber die Rücksicht auf den strengen Vater, der in eine solche Verbindung nie einwilligen, sondern in seinen Absichten und Wünschen getäuscht sich noch mürrischer und unausstehlicher gegen die geliebte Mutter und Schwester zeigen würde, und die Unmöglichkeit, der Geliebten vorerst ein glückliches Dasein zu sichern, entschieden ihn zur Entsagung.

**) Rosenkranz (a. a. O. S. 134) drückt sich also aus: „Göthe hat viel geliebt, wirklich geliebt, und daher muß ihm auch viel vergeben werden. Leugnen aber läßt sich nicht, daß nach menschlicher Ansicht die Untreue, deren er gegen Friederike Brion und gegen Lili sich schuldig machte, zu bedauern bleibt.“ —

daß Göthe ſelbſt Reue empfunden und ſein Leben hindurch genährt, und zwar gewiß noch mehr, als er ſelbſt ſchon offenherzig eingeſteht*), und daß er zeitig genug und namentlich noch ehe ein für immer feſſelndes Band aus Mangel an inniger, wahrhafter Liebe größeres Unheil bereitet, das Verhältniß abbrach. Er ſelber ſingt: (47. 25): „Und kann er mich verlaſſen, ſo war er niemals mein“, und eben ſo wahr ſingt Herder: „Es iſt ja nicht Liebe, wenn Liebe verläßt**).“ Bleiben

*) Im Liede „An die Erwählte“ ſingt Göthe:

Mögen ihn die Götter ſtrafen,
Wenn er ohne dich genießt!

Und wer will die erfolgte Strafe wegleugnen?

**) Herders ungemein ſchönes, aus dem Engliſchen entlehntes Gedicht „Das trauernde Mädchen“ (nach einer Dichtung aus Dodsley's Sammlung) paßt ſo vortrefflich für die Stimme unſers Mitleids mit Friederike, daß wir uns nicht enthalten können, es hier mitzutheilen. Es iſt durch und durch Melodie und auch ſo zart und ſchön komponirt, daß man ſich wundern muß, es ſo vergeſſen zu ſehn.

Das trauernde Mädchen.

Im ſäuſelnden Winde am murmelnden Bach
Saß Lila auf Blumen und weinet' und ſprach:
Was blüht ihr, ihr Blumen? Was ſäuſelſt du, Weſt?
Was murmelſt du, Strom, der mich murmelnd verläßt?

Mein Lieber, er blühte am Herzen mir hier,
War friſch wie die Welle, war lieblicher mir
Als Zephyr; o Zephyr, wo floheſt du hin?
O Blume der Liebe, du mußteſt verblühn!

Vom Buſen, vom Herzen riß ab ſie den Strauß
Und ſeufzet und weinet die Seele ſich aus.
Was weinſt in die Welle? Was ſeufzeſt in Wind?
O Mädchen, Wind, Welle und Leben zerrinnt.

Der Strom kommt nicht wieder, der Weſtwind verweht,
Die Blume verwelket, die Jugend vergeht.
Gieb, Mädchen, die Blume dem Strome, dem Weſt:
Es iſt ja nicht Liebe, wenn Liebe verläßt!

uns jedoch noch Zweifel auch bei der Annahme einer, zwar länger als ſonſt dauernden, aber immer doch nur vergänglichen Neigung, die nach eignem Wahn oder nach eigner poetiſcher Fiktion und nach fremder falſcher Beurtheilung ſo oft mit Liebe verwechſelt wird, namentlich Zweifel über das plötzliche Abbrechen dieſes Verhältniſſes: ſo darf uns das nicht beunruhigen: wer will die Zweifel fremder Herzen löſen? Löſt man doch oft ſeine eigenen nicht. „Wer will denn Alles gleich ergründen? Sobald der Schnee ſchmilzt, wird ſichs finden!"

Wie Göthe in Götz und Klavigo eine Art von Beichte über ſein Verhältniß zu Friederike niederlegt, erzählt er ſelbſt: „Aber zu der Zeit, als der Schmerz über Friederikens Lage mich beängſtigte, ſuchte ich nach meiner alten Art abermals Hülfe bei der Dichtkunſt. Ich ſetzte die hergebrachte poetiſche Beichte wieder fort, um durch dieſe ſelbſtquäleriſche Büßung einer innern Abſolution würdig zu werden. Die beiden Marieen in Götz von Berlichingen und Klavigo, und die beiden ſchlechten Figuren, die ihre Liebhaber ſpielen, möchten wohl Reſultate ſolcher reuigen Betrachtungen geweſen ſein." — Aber auch in Fauſts Gretchen, und wenn wir wollen, auch in Egmonts Klärchen finden wir viele Züge aus dem Bilde Friederikens entlehnt.

Auf ſeiner erſten Schweizerreiſe berührte er Seſenheim nicht; vielleicht waren ſeine Liebe zu Lili und die Nachrichten über ſeinen früheren Straßburger Freund Lenz Schuld daran. Aber auf ſeiner mit dem Großherzog Karl Auguſt im Jahr 1779 unternommenen Schweizerreiſe beſuchte er ſein geliebtes Seſenheim noch einmal. In den „biographiſchen Einzelnheiten" (unter der Rubrik „Lenz" *) erzählt er alſo: „Ich beſuchte auf dem Wege Friederike Brion, finde ſie wenig verändert, noch ſo gut, liebevoll, zutraulich wie ſonſt, gefaßt und ſelbſtſtändig. Der größte Theil der Unterhaltung war über Lenzen. Dieſer hatte ſich nach meiner Abreiſe im Hauſe introduzirt, von mir, was nur möglich war, zu erfahren geſucht, bis ſie endlich dadurch, daß er ſich die größte Mühe gab meine Briefe zu ſehn und zu erhaſchen, mißtrauiſch geworden. Er hatte ſich indeſſen nach ſeiner gewöhnlichen Weiſe verliebt in ſie geſtellt, weil er glaubte, das ſei der einzige Weg, hinter die Geheimniſſe der Mädchen zu kommen; und da ſie nunmehr gewarnt, ſcheu, ſeine Beſuche ablehnt

*) Ueber Lenzens Verhältniß zu Friederiken ꝛc. vgl. Viehoff Leben Göthes II. 442.

und ſich mehr zurückzieht: ſo treibt er es bis zu den lächerlichſten Demonſtrationen des Selbſtmords, da man ihn denn für halbtoll erklären und nach der Stadt ſchaffen kann. Sie klärt mich über die Abſicht auf, die er gehabt mir zu ſchaden und mich in der öffentlichen Meinung und ſonſt zu Grunde zu richten, weshalb er denn auch damals die Farce gegen Wieland drucken laſſen."

In den Briefen an Frau von Stein (I. 244) finden wir folgende Stellen, die Göthe am 28. September 1779 geſchrieben hat:

„Den 25. Abends ritt ich etwas ſeitwärts nach Seſenheim, indem die Andern ihre Reiſe grad fortſetzten, und fand daſelbſt eine Familie, wie ich ſie vor 8 Jahren verlaſſen hatte, beiſammen, und wurde gar freundlich und gut aufgenommen. Da ich jetzt ſo rein und ſtill bin wie die Luft, ſo iſt mir der Athem guter und ſtiller Menſchen ſehr willkommen. Die zweite Tochter vom Hauſe hatte mich ehemals geliebt, ſchöner als ichs verdiente und mehr als andre, an die ich viel Leidenſchaft und Treue verwendet habe; ich mußte ſie in einem Augenblick verlaſſen, wo es ihr faſt das Leben koſtete, ſie ging leiſe drüber weg mir zu ſagen, was ihr von einer Krankheit jener Zeit noch überbliebe, betrug ſich allerliebſt mit ſo vieler herzlicher Freundſchaft vom erſten Augenblick, da ich ihr unerwartet auf der Schwelle ins Geſicht trat und wir mit den Naſen an einander ſtießen, daß mirs ganz wohl wurde. Nachſagen muß ich ihr, daß ſie auch nicht durch die leiſeſte Berührung irgend ein altes Gefühl in meiner Seele zu wecken unternahm. Sie führte mich in jede Laube, und da mußte ich ſitzen, und ſo wars gut. Wir hatten den ſchönſten Vollmond; ich erkundigte mich nach Allem. Ein Nachbar, der uns ſonſt hatte künſteln helfen, wurde herbeigerufen und bezeugt, daß er noch vor 8 Tagen nach mir gefragt hatte; der Barbier mußte auch kommen. Ich fand alte Lieder, die ich geſtiftet hatte, eine Kutſche, die ich gemalt hatte; wir erinnerten uns an manche Streiche jener guten Zeit, und ich fand mein Andenken unter ihnen ſo lebhaft, als ob ich kaum ein halb Jahr weg wäre. Die Alten waren treuherzig; man fand, ich war jünger geworden. Ich blieb die Nacht und ſchied den andern Morgen bei Sonnenaufgang von freundlichen Geſichtern verabſchiedet, daß ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken, und in Friede mit den Geiſtern dieſer Ausgeſöhnten in mir leben kann."

+ Wie Göthe 9 Jahre vor seinem Tode sich über die Nachrichten von Sesenheim ausgesprochen, ist unter der Aufschrift „Wiederholte Spiegelungen" im 49sten Bande Seite 19 und 20 zu lesen. —

Was wir sonst von den Schicksalen der Sesenheimer Familie wissen, beschränkt sich auf Folgendes.

Der Pfarrer hieß Johann Jacob Brion und seine Gattinn Maria Magdalene Schöll (Tante des Historikers Friedr. Schöll). Sie hatten vier Töchter und einen Sohn. Die älteste Tochter war frühe gestorben; die zweite, Marie Salome, heißt bei Göthe Olivie, die dritte war Friederike, die vierte, Sophie, wird von Göthe gar nicht erwähnt. Den Sohn nennt er Moses. Beide Namen, Moses und Olivie, entlehnte er aus seinem Lieblingsbuch, Goldsmiths Vikar von Wakefield. Friederike lebte nach dem Tode der Eltern als Gesellschafterinn bei der Gattinn des Diplomaten Rosenstiel in Paris und Versailles, kehrte dann in den Elsaß zurück und errichtete mit ihrer jüngern Schwester Sophie zu Rothau im Steinthal eine kleine Erziehungsanstalt für junge Mädchen, trieb auch einen kleinen Handel mit Steingut. Sophie ging darauf zu ihrem Bruder, der erst Pfarrer zu Gries bei Bischweiler, darauf zu Bart war, wo er 1817 starb, Friederike nach Meißenheim in Baden zum Pfarrer Marx, dessen Gattinn Marie Salome, ihre ältere Schwester, sich auf dem Sterbebette von ihr das Versprechen geben ließ, ihr einziges Kind, eine Tochter, zu erziehn. Friederike erfüllte das Versprechen und erlebte noch die Verheiratung ihres Pfleglings. Als die Hochzeitsgäste schieden, sagte sie zu ihrer Schwester Sophie: „Ich fühle, daß ich nicht mehr lange leben werde. Mein Feierabend ist da. Bitte, liebe Schwester, bleibe bei mir, ich fühle mich so allein." Sophie blieb bei ihr. Sechs Wochen darauf, den 3. April 1813, starb Friederike, 58 Jahre alt. Nach allgemeinem Urtheil „mußte man sie bewundern und lieben." Sie soll mehrere Heiratsanträge gehabt, dieselben aber mit der Aeußerung abgelehnt haben: „Wer von Göthe geliebt worden ist, kann keinen Andern lieben!" —

Im Jahr 1835 lebte noch Friederikens jüngste Schwester Sophie, und zwar in Niederbrunn, und soll erzählt haben, von Göthe seien, nach seinem Abschiede aus dem Elsaß, noch immer Briefe und Werke gekommen; einmal habe er geschrieben, er müsse dem Wunsche des Herzogs zufolge einem Fräulein, das er auch genannt, seine Hand reichen, sein Herz aber werde Friederiken immer gehören. Die Eltern hätten

ihn nun bei ſeinem letzten Beſuche mit möglichſter Unbefangenheit aufgenommen. Auf den Vorwurf des Vaters, daß er ſeinen in Druſenheim zurückgelaſſenen Freund nicht mitgebracht, ſei herausgekommen, daß es der Herzog von Weimar ſei, wobei der Vater ausgerufen: „Ja freilich, für einen Herzog iſt mein Haus nicht.“ —

§. 10.

Gedichte*).

1. An Friederike. 1770.

Erwache, Friederike!
Vertreib' die Nacht,
Die einer deiner Blicke
Zum Tage macht!
Der Vögel ſanft Geflüſter
Ruft liebevoll,
Daß mein geliebt Geſchwiſter
Erwachen ſoll.

Iſt dir dein Wort nicht heilig
Und meine Ruh?
Erwache! Unverzeihlich!
Noch ſchlummerſt du?
Ach, Philomelens Kummer
Schweigt heute ſtill,
Weil dich der böſe Schlummer
Nicht meiden will.

*) Ueber das ſogenannte Seſenheimer Liederbuch vergl. Viehoff, Göthes Leben I. 365—371.

Es zittert Morgenſchimmer
Mit blödem Licht
Erröthend durch dein Zimmer
Und weckt dich nicht.
Am Buſen deiner Schweſter,
Der für dich ſchlagt,
Entſchläfſt du immer feſter,
Je mehr es tagt.

Ich ſah dich ſchlummern, Schöne!
Vom Auge rinnt
Mir eine ſüße Thräne
Und macht mich blind.
Wer kann es fühllos ſehen,
Wer wird nicht heiß,
Und wär' er von den Zehen
Zum Kopf von Eis?

Vielleicht erſcheint dir träumend,
O Glück! mein Bild,
Das halb voll Schlaf und träumend
Die Muſen ſchilt.
Erröthen und erblaſſen
Sieh ſein Geſicht,
Der Schlaf hat ihn verlaſſen,
Doch wacht er nicht.

Die Nachtigall im Schlafe
Haſt du verſäumt,
Drum höre nun zur Strafe,
Was ich gereimt.
Schwer lag auf meinem Buſen
Des Reimes Joch,
Du ſchönſte meiner Muſen,
Du — ſchliefſt ja noch.

Ein Morgenſtändchen, nicht ſo vollendet wie ſpätere Lieder. Die Worte: „Iſt dir dein Wort nicht heilig“ deuten darauf hin, daß es nicht aus der früheſten Zeit ſeiner Liebe herrührt.

Geſchwiſter als Kollektiv für Schweſter (Olivie). — Mit blödem Licht ſagt ſehr ſchön, daß es nicht recht hereinſcheinen will, um nicht zu erwecken. — Schlagt ſtatt ſchlägt iſt ſehr auffallend, und doch verlangt es der Reim. — Sieh ſein Geſicht; des Bildes? wohl nicht, denn es folgt gleich darauf: „Der Schlaf hat ihn verlaſſen, doch wacht er nicht.“ Es muß alſo ſein, des Liebenden Geſicht verſtanden werden. Aber die dritte Perſon überhaupt paßt nicht recht, da am Anfange „mein Bild“ ſteht. Die ganze Konſtruktion dieſer fünften Strophe wird dadurch etwas unklar. — Die Schlußſtrophe will nicht recht zum Ganzen paſſen; weil ſie noch ſchläft, ſollte ihm das Reimen oder Dichten ſchwer werden? Die Ferne, die Sehnſucht, ſagt Göthe oft genug, läßt am Schönſten reimen und dichten. Die Identifizirung der Geliebten mit der Muſe führt dieſe Verwickelung der Pointe herbei. Iſt ſie die Muſe, ſo entſteht das Gedicht durch ſie, aber nicht für ſie, iſt ſie die Geliebte, ſo entſteht das Gedicht für ſie, aber nicht durch ſie. Hier jedoch ſoll es zugleich durch ſie und für ſie entſtehn, und ſo bringt dieſer Vergleich einige Verwirrung in das Ganze herein.

---

2. Mit einem gemalten Bande.

Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen dir mit leichter Hand
Gute junge Frühlings-Götter
Tändelnd auf ein luſtig Band.

Zephyr, nimms auf deine Flügel,
Schlings um meiner Liebſten Kleid;
Und ſo tritt ſie vor den Spiegel
All in ihrer Munterkeit.

Sieht mit Rosen sich umgeben,
Selbst wie eine Rose jung.
Einen Blick, geliebtes Leben!
Und ich bin belohnt genung.

Fühle, was dies Herz empfindet,
Reiche frei mir deine Hand,
Und das Band, das uns verbindet,
Sei kein schwaches Rosenband.

Dies Lied (komponirt unter Andern von T. W. Lerche und C. Blum) gehört an Inhalt und Form zu den schönsten. Ruhig, klar und doch innig gleitet es dahin. — Die Veränderungen in der Ausgabe sämmtlicher Werke Göthes verdienen fast durchgängig den Vorzug. — Göthe sagt (**26.** 32): „Entfernt von mir arbeitete sie für mich und dachte auf irgend eine neue Unterhaltung, wenn ich zurückkäme; entfernt von ihr beschäftigte ich mich für sie, um durch eine neue Gabe, einen neuen Einfall ihr wieder neu zu sein. Gemalte Bänder waren damals eben erst Mode geworden; ich malte ihr gleich ein Paar Stücke und sendete sie mit einem kleinen Gedicht voraus, da ich diesmal länger, als ich gedacht, ausbleiben mußte." —

Streuen dir, da das Band für dich bestimmt ist. Die ältere Lesart mir (während ich es male) giebt auch einen Sinn. — Meiner Liebsten Kleid; über den Ausdruck Liebsten vergl. oben §. 5. Nr. 1. Die ältere Lesart meiner Liebe Kleid ist eine zu starke Metapher und eben so ungöthisch als unpoetisch. — All in ihrer Munterkeit provinziell statt ganz in — oder in ihrer ganzen, in all ihrer Munterkeit. — Einen Blick ist weit zarter und inniger als die frühere Lesart: einen Kuß. — Genung noch im vorigen Jahrhundert gäng und gäbe für genug.

3. Willkomm und Abſchied.

Es ſchlug mein Herz; geſchwind zu Pferde!
Es war gethan faſt, eh' gedacht;
Der Abend wiegte ſchon die Erde,
Und an den Bergen hing die Nacht:
Schon ſtand im Nebelkleid die Eiche,
Ein aufgethürmter Rieſe, da,
Wo Finſterniß aus dem Geſträuche
Mit hundert ſchwarzen Augen ſah.

Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah kläglich aus dem Duft hervor,
Die Winde ſchwangen leiſe Flügel,
Umſauſten ſchauerlich mein Ohr.
Die Nacht ſchuf tauſend Ungeheuer,
Doch friſch und fröhlich war mein Muth;
In meinen Adern welches Feuer!
In meinem Herzen welche Glut!

Dich ſah ich, und die milde Freude
Floß von dem ſüßen Blick auf mich;
Ganz war mein Herz an deiner Seite
Und jeder Athemzug für dich.
Ein roſenfarbnes Frühlingswetter
Umgab das liebliche Geſicht,
Und Zärtlichkeit für mich — ihr Götter!
Ich hofft' es, ich verdient' es nicht!

Doch ach! ſchon mit der Morgenſonne
Verengt der Abſchied mir das Herz:
In deinen Küſſen welche Wonne!
In deinem Auge welcher Schmerz!

Ich ging, du ſtandſt und ſahſt zur Erden
Und ſahſt mir nach mit naſſem Blick:
Und doch, welch Glück geliebt zu werden!
Und lieben, Götter, welch ein Glück!

Nicht ſo ruhig, wie das vorhergehende Gedicht, ſondern feuriger und in einem ganz andern Charakter, doch nicht minder ſchön an Innigkeit und Form. Aus dem Geiſt des Ganzen und zumeiſt aus den beiden letzten Verſen geht hervor, daß nicht vom letzten Abſchiede des Dichters die Rede iſt. Die hier nicht aufgenommenen ſpäteren Veränderungen ſind weniger gelungen. Wiegte zum allgemeinen Schlummer, zur Nacht. — Und an den Bergen hing die Nacht, ſie ſtieg ſchon in der Ferne herauf, alſo die letzte Dämmerung: ein ſchönes Bild! — Kläglich veraltet ſtatt klagend, gleichſam als klagte er. — Milde Freude im Gegenſatz zu der vorhergehenden ſtürmiſchen Sehnſucht. — Welcher Schmerz! wegen der nahen Trennung.

Fr. Schubert hat dies Lied ſehr ſchön komponirt.

---

4. Ein grauer trüber Morgen.

Ein grauer trüber Morgen
Bedeckt mein liebes Feld.
Im Nebel tief verborgen
Liegt um mich her die Welt.
O liebliche Friedrike,
Dürft' ich nach dir zurück!
In einem deiner Blicke
Liegt Sonnenſchein und Glück.

Der Baum, in deſſen Rinde
Mein Nam' bei deinem ſteht,
Wird bleich vom rauhen Winde,
Der jede Luſt verweht.

Der Wieſen grüner Schimmer
Wird trüb wie mein Geſicht.
Sie ſehn die Sonne nimmer
Und ich Friedriken nicht.

Bald geh' ich in die Reben
Und herbſte Trauben ein.
Umher iſt Alles Leben,
Es ſtrudelt neuer Wein.
Doch in der öden Laube,
Ach, denk' ich, wär' ſie hier!
Ich brächt' ihr dieſe Traube,
Und ſie, was gäb' ſie mir?

Im Seſenheimer Liederbuch fehlt die Ueberſchrift. Boas (Nachträge zu Göthes Werken I. 6) giebt die Ueberſchrift „Sehnſucht nach ihr", und macht zu den Worten „Mein Nam' bei deinem ſteht" die Bemerkung: Im „Nachtigallenwaldel" (ſo nannten die Bauern das Wäldchen beim Hauſe, weil, wie ſie ſagten, die Nachtigallen ſo viel darin plärrten, daß man des Nachts kaum ſchlafen könne) ſtanden vier ſchöne Buchen, welche ihre Aeſte oben ſo verzweigten, daß man darunter vor dem Regen geſchützt war. Eines Tages wurde dort eine Tafel mit den Namen vieler Freunde aufgehängt, und ganz unten ſchrieb Göthe den ſeinen mit einem innigen Reimſpruch. — Sehr ſchön hat Göthe den Ausdruck einherbſten gewählt.

---

5. Mailied.

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

Es dringen Blüthen
Aus jedem Zweig
Und tauſend Stimmen
Aus dem Geſträuch.

Und Freud' und Wonne
Aus jeder Bruſt.
O Erd', o Sonne!
O Glück, o Luſt!

O Lieb', o Liebe!
So golden ſchön,
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höhn!

Du ſegneſt herrlich
Das friſche Feld,
Im Blüthendampfe
Die volle Welt.

O Mädchen, Mädchen,
Wie lieb' ich dich!
Wie blickt dein Auge!
Wie liebſt du mich!

So liebt die Lerche
Geſang und Luſt,
Und Morgenblumen
Den Himmelsduft,

Wie ich dich liebe
Mit warmem Blut,
Die du mir Jugend
Und Freud' und Muth

Zu neuen Liedern
Und Tänzen giebst.
Sei ewig glücklich,
Wie du mich liebst!

Im Mai 1771 entstanden. Sonst hieß dies Gedicht Maifest. Viehoff sagt mit Recht: Es ist einer von Göthes schönsten lyrischen Klängen, aus innerster, freudetrunkner Seele emporgestiegen, wie jauchzender Lerchenjubel schallend. — Und Kurz (Kommentar S. 296): Der herrlichste Jubelgesang eines von reiner Liebe durchdrungenen jugendlichen Gemüths, welches seine Liebe in der ganzen schönen Frühlingsnatur wiederfindet, die ihm sogar erst durch die Liebe in ihrem wahren Glanze erscheint. —

Hauptmann hat eine Komposition zu diesem schönen Liede geliefert.

6. An die Erwählte.

Hand in Hand! und Lipp' auf Lippe!
Liebes Mädchen, bleibe treu!
Lebe wohl! und manche Klippe
Fährt dein Liebster noch vorbei.
Aber wenn er einst den Hafen
Nach dem Sturme wieder grüßt,
Mögen ihn die Götter strafen,
Wenn er ohne dich genießt.

Frisch gewagt ist schon gewonnen,
Halb ist schon mein Werk vollbracht;
Sterne leuchten mir wie Sonnen,
Nur dem Feigen ist es Nacht.
Wär' ich müßig dir zur Seite,
Drückte noch der Kummer mich;
Doch in aller dieser Weite
Wirk' ich rasch und nur für dich.

Schon iſt mir das Thal gefunden,
Wo wir einſt zuſammen gehn
Und den Strom in Abendſtunden
Sanft hinuntergleiten ſehn.
Dieſe Pappeln auf den Wieſen,
Dieſe Buchen in dem Hain!
Ach, und hinter allen dieſen
Wird doch auch ein Hüttchen ſein.

Es geht aus dem Gedichte hervor, daß Göthe bei Entſtehung desſelben, die in die letzte Zeit ſeines Umgangs mit Friederike fällt, noch nicht an die Auflöſung ſeines Verhältniſſes zu ihr gedacht habe, wie er denn auch in ſeiner Lebensbeſchreibung zwar von Beengung und peinlicher Lage beim Herrannahen des Abſchiedes, aber zugleich auch vom Zweifeln und Schwanken ſpricht, ſo daß er oft ſich ſelbſt mag getäuſcht haben. — Friſch gewagt. Ob ſich dies auf den Entſchluß, ſich vorläufig von ihr loszureißen, oder auf ſeine Beendigung der Studien und ſeine Promotion beziehe, läßt ſich nicht beſtimmt entſcheiden. Allerdings ſcheint es mehr aufs Letztere zu gehn, da die folgenden Worte: Wär' ich müßig offenbar auf ſeine Studien und Beſchäftigungen beſonders während der letzten Zeit, da er ſehr fleißig war, hindeuten. — Schon iſt mir das Thal gefunden. Welches Lebensverhältniß und welchen Ort er im Sinne gehabt habe, läßt ſich jetzt nicht mehr mit Sicherheit herausfinden. —

Komponirt iſt dies Lied von F. L. Seidel.

---

7. An die Entfernte.

So hab' ich wirklich dich verloren,
Biſt du, o Schöne, mir entflohn?
Noch klingt in den gewohnten Ohren
Ein jedes Wort, ein jeder Ton.

So wie des Wandrers Blick am Morgen
Vergebens in die Lüfte dringt,

Wenn, in dem blauen Raum verborgen,
Hoch über ihm die Lerche ſingt:

So dringet ängſtlich hin und wieder
Durch Feld und Buſch und Wald mein Blick;
Dich rufen alle meine Lieder;
O komm, Geliebte, mir zurück!

Dies Lied iſt, ſo wie auch die beiden folgenden, wahrſcheinlich um die Zeit der Liebe zu Friederike entſtanden und auf ſie bezüglich.

Es gehört zu den vollendetſten Gedichten Göthes, ausgezeichnet ſchön in jeder Beziehung; Inhalt und Form, Melodie und Harmonie ſtehn im ſchönſten Ebenmaß und Einklang. — Der Liebende faßt noch nicht die Möglichkeit des unſäglichen Verluſtes, er will noch zweifeln an dem wirklichen Verluſt, denn er glaubt noch den bekannten holden Ton zu hören, ſein ſehnender Blick ſucht die Geliebte überall vergebens, und mit ſeinen Liedern ruft er ſie zurück.

Auch der Klang und die Färbung des Liedes iſt unvergleichlich ſchön. Das ſo am Anfange deutet darauf hin, daß es mitten aus dem Zuſammenhange einer innern Gedanken- und Gefühlskette herausgeriſſen, daß es nur als Ein Hauch einer längern inneren Sehnſuchtsbewegung, als Ein Strahl aus der innern mannigfaltigen Seelenſzene hervorſchwebt. Gleich der erſten Strophe fangen auch die beiden andern Strophen mit einem ſo, jedoch in etwas andrer Bedeutung, an. In der erſten iſt das ſo tonlos, in der zweiten etwas mehr betont, in der dritten am ſtärkſten betont. Dieſer Gleichklang der Anfänge in geſteigerter Bedeutung und Betonung malt aufs Schönſte die Sehnſucht, wie ſie ſich die drei Strophen hindurch immer mehr ſteigert. Hiezu geſellt ſich die Durchherrſchung des o, des Klanges der Sehnſucht und der Klage, in Abwechſelung des langen und des kurzen o und vermiſcht mit dem noch zarter klagenden Umlaut ö, in der erſten Strophe bei der Klage über den Verluſt: ſo, verloren, o, Schöne, entflohn, noch, gewohnten, Ohren, Wort, Ton, viel weniger in der zweiten und dritten Strophe, wo die Sehnſucht die mannigfaltigeren Stadien der Hoffnung durchwandert und in der größeren Abwechſelung der ſanfteren Klänge i und ü, e und ei ſeltener den Klagelaut o durchhören läßt:

Morgen, verborgen, hoch, o, komm. Dabei die Reinheit und Ungezwungenheit des Reims (nur Einmal unrein, Blick und zurück) und seine charakteristische Lage; er liegt durchgängig in denjenigen Wörtern, welche am Bedeutendsten die Gedanken und Ideen treffen: verloren, entflohn, Ohren, Ton, Morgen, bringt, verborgen, singt, wieder, Blick, Lieder, zurück. Man kann jemanden, der Geist und Gemüth hat, bloß diese Reime mittheilen, und er würde und müßte sogleich aus ihnen, ohne das Gedicht zu kennen, dieselben Ideen und denselben Ideengang erfassen und darlegen können; der beste Beweis für die richtigste und schönste Anwendung des Reims. Wenn wir zu dem allen nun noch den leichten, sanften, zarten, fast von selbst sich ergebenden Fluß des Rhythmus ins Auge fassen, so wie den leichten, ungezwungenen, sanft an einander fügenden Satz- und Periodenbau, wobei auch noch die innigere Verschlingung der zweiten Strophe mit den beiden ersten Versen der dritten als dem Inhalte sich ganz anschmiegend nicht außer Acht zu lassen, und endlich die Natürlichkeit, die Malerei und Schönheit der einzelnen Ausdrücke erwägt, namentlich gewohnte Ohren, das wiederholte Pronomen ein jedes, blaue Raum, verborgen, die einsilbigen Wörter im zweiten Vers der dritten Strophe: durch Feld und Busch und Wald mein Blick, welche die Zerrissenheit, das ängstliche Hin und Her, das Abgebrochne, das Unstätte des Suchens sehr malerisch bezeichnen: so müssen wir gestehn, daß die Darstellung und Form unübertrefflich schön an sich und in ihrem Einklange mit dem Inhalt ist. Der Inhalt aber erscheint nicht minder schön, nur läßt sich seine Schönheit nicht so klar darlegen und zerlegen und erklären, als die Schönheit der Form; die Zartheit, die Feinheit, die Bangigkeit, der Zweifel, die Spannung, die Liebe, die Sehnsucht, so schön durch das herrliche Bild der verborgnen Lerche veranschaulicht, lassen sich deutlich genug herausfühlen und heraushören; wer das nicht vermag, dem hilft keine Erläuterung.

Ich kenne nur zwei Kompositionen, eine liebliche von Ritter und eine sehr ausgezeichnete von Anton André. Es wäre sehr auffallend, wenn dies zum Liede durch und durch geschaffne, aus den schönsten Tönen der Seele hervorgegangne unübertreffliche Gedicht nicht viele Talente zur Komposition begeisterte und nöthigte.

8. Jägers Abendlied.

Im Felde ſchleich' ich ſtill und wild,
Geſpannt mein Feuerrohr.
Da ſchwebt ſo licht dein liebes Bild,
Dein ſüßes Bild mir vor.

Du wandelſt jetzt wohl ſtill und mild
Durch Feld und liebes Thal,
Und ach, mein ſchnell verrauſchend Bild
Stellt ſich dir's nicht einmal?

Des Menſchen, der die Welt durchſtreift
Voll Unmuth und Verdruß,
Nach Oſten und nach Weſten ſchweift,
Weil er dich laſſen muß.

Mir iſt es, denk' ich nur an dich,
Als in den Mond zu ſehn:
Ein ſtiller Friede kommt auf mich,
Weiß nicht, wie mir geſchehn.

Dies Lied ſteht mit dem vorhergehenden in genauerem Zuſammenhange und iſt daher auch wohl ohne Zweifel auf Friederike zu beziehn*). In jenem war die Klage, die Bangigkeit, die Wehmuth, die Sehnſucht geſchildert, vielleicht im erſten lebhaften Schmerz, alſo bald nach der Trennung von der Geliebten; in dieſem die Ruhe, der Friede, alſo nachdem die wehmüthigen Bewegungen der zweifelnden Bangigkeit und der Sehnſucht ſich mehr gelegt, ſich mehr verklärt haben und nur noch die holde, klare, freundliche Erinnerung, nach der Gewißheit der Entſagung, ein liebes Bild der Vergangenheit hervorzaubert.

*) Wohl mit Unrecht glaubt Düntzer, es ſei dies Lied zur Zeit des ſeligen Glücks in Seſenheim entſtanden.

Auch in diesem Liede ist Inhalt und Form unendlich schön an sich und in ihrer Harmonie. Im vorigen paßt der abwechselnde weibliche Reim mehr zum Klagen und Schwanken, in diesem der durchgehend dargebotne männliche mehr zur Ruhe und Festigkeit. Der zweite und vierte Vers in jeder Strophe, dort länger und in Sehnsucht sich dehnender, ist hier kürzer und bezeichnet dadurch mehr die Entschiedenheit und Kraft. Dort liegt Angst und Wehmuth in der Wiederholung des Vokals o, hier Milde und Lieblichkeit der Erinnerung in dem i (im, still, wild, licht, liebes, Bild, mir u. s. w.). Hier wie dort sind die Reime durchaus rein und schön (und zwar hier ohne alle Ausnahme, dort mit Einer Ausnahme), hier wie dort bezeichnend und auf die Hauptideen und Hauptempfindungen hindeutend (wild und Bild, mild und Bild, durchstreift und schweift, Verdruß und muß, dich und mich), so daß auch hier schon aus der Verbindung dieser Reimwörter, auch ohne Kenntniß des Gedichts, die Ideen und ihr Gang erfaßt werden könnten. Hier wie dort fließt der Rhythmus leicht und zart, ist der Satz- und Periodenbau einfach und natürlich. Auch hier sind die einzelnen Ausdrücke und Redensarten einfach und schön gewählt und malerisch: schleich' ich still und wild, Feuerrohr, schwebt mir licht vor; still und mild wandelt die Geliebte, er still und wild, mein schnell verrauschend Bild, dein liebes Bild, dein süßes Bild u. s. w. Also auch hier sind Form und Inhalt an sich und in ihrem Einklange unübertrefflich schön. Der Inhalt aber ist hier noch mannigfaltiger, zusammengesetzter und gedankenreicher als dort, weil mehr Leben und Thätigkeit sich darstellt: er schleicht, ihr Bild schwebt ihm vor, sie wandelt jetzt fern, sein Bild naht sich ihr wohl auch vielleicht einmal, während er nach Ost und West schweift, er denkt an sie, der Friede kommt auf ihn. Welch ein Ideenreichthum in so wenigen Strophen! — Ist jenes Gedicht, wie oben erwähnt, an Inhalt und Form wie an beider Harmonie unübertrefflich, so ist es doch von diesem, wenigstens an Inhalt, noch übertroffen.

Die Verbindung still und wild deutet an, daß seine Leidenschaftlichkeit keine äußerliche, sondern eine innerliche, gleichsam still-wilde ist: im Innern will es kochen und brausen, und je innerlicher die Brandung seiner Gefühle, desto stiller sein äußerliches Schleichen, eine Disharmonie, die nur zu sehr in der Liebesbrust begründet liegt und sich in die schönste

Harmonie auflöſt, ſobald das liebe Bild ſeiner Geliebten ihm klar vorſchwebt als ſtill und mild. Den Begriff wild bloß auf die Jagd oder auch mit auf die Jagd zu beziehn, wäre gegen den Zuſammenhang und Ton des Ganzen.

Der Genitiv des Menſchen hängt ab vom vorangegangenen Subſtantiv mein Bild und iſt eine Genitiv-Appoſition, die bei Poſſeſſiv-Pronominibus wie im Griechiſchen und Lateiniſchen ſo auch im Deutſchen beſonders dichteriſche Kraft hat und im Mittel- und Althochdeutſchen ſogar zwiſchen Poſſeſſiv uud Subſtantiv geſetzt wurde, z. B. durch sin eines Sterben (sua unius morte), er si sin selbes bote (suus ipsius nuntius.) Wir können auch dieſe Stellung zuweilen noch gebrauchen, z. B. durch ſeinen, des Einzigen, Tod. Ein ſtiller Friede kommt auf mich. Sehr ſchön dichtet Göthe 53 Jahre ſpäter in ſeiner „Trilogie der Leidenſchaft“ (vgl. unten §. 30. No. 13. B.):

Dem Frieden Gottes, welcher euch hienieden
Mehr als Vernunft beſeliget — wir leſens —
Vergleich' ich wohl der Liebe heitern Frieden
In Gegenwart des allgeliebten Weſens;
Da ruht das Herz, und nichts vermag zu ſtören
Den tiefſten Sinn, den Sinn, ihr zu gehören. —

Vortreffliche Kompoſitionen dieſes Gedichts haben wir von Reichardt, Moſel, A. v. Krafft und C. M. v. Weber.

---

9. Wonne der Wehmuth.

Trocknet nicht, trocknet nicht
Thränen der ewigen Liebe!
Ach nur dem halbgetrockneten Auge,
Wie öde, wie todt die Welt ihm erſcheint!
Trocknet nicht, trocknet nicht
Thränen unglücklicher Liebe!

Ist diese „ewige Liebe" Göthes Liebe zu Friederike, so wird seine Schuld der Untreue allerdings um so größer, oder er irrte sich in sich selber, wie schon im vorigen Paragraphen angedeutet worden. Es wäre aber auch möglich, daß Göthe nicht seine eignen, sondern Friederikens Thränen, also auch ihre Liebe hier meinte, so daß das ganze Gedicht auf sie und ihre Tröster, nicht auf ihn und die seinigen ginge und somit ein zartes Mitgefühl und Mitleiden ausdrückte, das seine Untreue ihm ins Gewissen ruft. — Der Gedanke, daß Thränen der Wehmuth nicht getrocknet sein wollen, ist von Dichtern vielfach gesungen worden. So singt z. B. Klopstock:

Lindernde Thränen, euch gab die Natur dem menschlichen Elend
Weis' als Gesellinnen zu;
Wäret ihr nicht und könnte der Mensch sein Elend nicht weinen,
Ach, wie ertrüg' er es da?

Nur dem halbgetrockneten (statt dem nur halbgetrockneten) Auge erscheint die Welt öde und todt, und ganz sollen und wollen die Thränen nicht unterdrückt sein.

Sehr schön sind die Bemerkungen Göschels (Unterhaltungen zur Schilderung Göthischer Dicht- und Denkweise, III. S. 262) zu diesem Liede. Er sagt: „Wie Thau und Regen der durstigen, schmachtenden Natur unentbehrlich sind, so sind es die Thränen in der Sphäre des Geistes. Thränen sind der Thau der Seele, ohne den sie verschmachtet und vertrocknet, der Regen, welcher den Geist erfrischt und belebt. Ueberall erzeuget der Regen neues Regen und Bewegen der Kräfte, so wie er davon zeuget: auch die Thränen zeugen von dem Leben des leidenden Geistes, so wie sie wieder darauf wirken" u. s. w. Und schließt dann mit den Worten: „Die Thränen fließen der Freude wie dem Leide; der Mensch kann ihrer nicht entbehren: zu weinen ist das echt menschliche Bedürfniß. Ein Mensch, den nie eine Thräne netzte und letzte, müßte der Sphäre entrückt sein, die dem menschlichen Wesen angewiesen ist. So befindet sich Faust durch eigenmächtige Ueberhebung außerhalb der Heimat menschlicher Gefühle und Bedürfnisse; er meint nach langer Dürre und Trockenheit wieder den menschlichen Boden zu berühren und Heimatsluft zu athmen, weil er wieder weinen kann: Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder!" —

Nahe verwandt mit diesem Liede, das recht schön B. Klein und Reichardt, vortrefflich Schnyder von Wartensee und am Ausgezeichnetsten Beethoven*) komponirt hat, ist Göthes Gedicht „Trost in Thränen" (vgl. unten §. 28. Nr. 16).

---

§. 11.

Frankfurt. 1771.

Göthe war, vielfach bereichert an Kenntnissen, Ideen und Erfahrungen, mit der tiefen Herzenswunde in sein väterliches Haus zurückgekehrt. Ein Kreis von alten und neuen Freunden versammelte sich gleich wieder um ihn, besonders schloß sich Merk, sein Mephisto, mehr an ihn an. Und so fand er neue Zerstreuung, Aufmunterung und Förderung. Seine Herzenswunde hatte ihn zugänglicher für den Umgang gemacht. Er sagt: „Woran sollen aber junge Leute das höchste Interesse finden, wie sollen sie unter Ihresgleichen Interesse erregen, wenn die Liebe sie nicht beseelt, und wenn nicht Herzensangelegenheiten, von welcher Art sie auch sein mögen, in ihnen lebendig sind? Ich hatte im Stillen eine verlorne Liebe zu beklagen; dies machte mich mild und nachgiebig und der Gesellschaft angenehmer als in glänzenden Tagen, wo mich nichts an einen Mangel oder einen Fehltritt erinnerte, und ich ganz ungebunden vor mich hinstürmte." —

Den in Straßburg begonnenen Faust setzte er fort, den Götz baute er auf. Auch zum Bibelstudium wandte er sich wieder. Klopstocks Oden fesselten ihn aufs Innigste. Seine Liebeswunde suchte er theils durch solcherlei persönlichen und geistigen Umgang theils durch mannigfache Wanderungen, zu denen gerade Frankfurt vielfache Gelegenheit darbietet, theils durch die Musen zu heilen. Er schildert seinen Herzenszustand also:

„Die Antwort Friederikens auf einen schriftlichen Abschied zerriß mir das Herz. Es war dieselbe Hand, derselbe Sinn, dasselbe Gefühl,

*) Vergl. Göthes Briefwechsel mit Bettina, II. S. 194 ꝛc.

die ſich zu mir, die ſich an mir herangebildet hatten. Ich fühlte nun erſt den Verluſt, den ſie erlitt, und ſah keine Möglichkeit ihn zu erſetzen, ja ihn nur zu lindern. Sie war mir ganz gegenwärtig; ſtets empfand ich, daß ſie mir fehlte, und was das Schlimmſte war, ich konnte mir mein eignes Unglück nicht verzeihen. Gretchen hatte man mir genommen, Annette mich verlaſſen, hier war ich zum erſten Mal ſchuldig; ich hatte das ſchönſte Herz in ſeinem Tiefſten verwundet, und ſo war die Epoche einer düſtern Reue, bei dem Mangel einer gewohnten erquicklichen Liebe, höchſt peinlich, ja unerträglich. Aber der Menſch will leben, daher nahm ich aufrichtigen Theil an andern, ich ſuchte ihre Verlegenheiten zu entwirren, und, was ſich trennen wollte, zu verbinden, damit es ihnen nicht ergehen möchte wie mir. Man pflegte mich daher den Vertrauten zu nennen, auch, wegen meines Umherſchweifens in der Gegend, den Wanderer. Dieſer Beruhigung für mein Gemüth, die mir nur unter freiem Himmel, in Thälern, auf Höhen, in Gefilden und Wäldern zu Theil ward, kam die Lage von Frankfurt zu Statten, das zwiſchen Darmſtadt und Homburg mitten inne lag, zwei angenehmen Orten, die durch Verwandtſchaft beider Höfe in gutem Verhältniß ſtanden. Ich gewöhnte mich auf der Straße zu leben und wie ein Bote zwiſchen dem Gebirg und dem flachen Lande hin und her zu wandern. Oft ging ich allein oder in Geſellſchaft durch meine Vaterſtadt, als wenn ſie mich nichts anginge, ſpeiſte in einem der großen Gaſthöfe in der Fahrgaſſe und zog nach Tiſche meines Weges weiter fort. Mehr als jemals war ich gegen offene Welt und freie Natur gerichtet. Unterwegs ſang ich mir ſeltſame Hymnen und Dithyramben, wovon noch eine, unter dem Titel „Wanderers Sturmlied“ übrig iſt. Ich ſang dieſen Halbunſinn leidenſchaftlich vor mich hin, da mich ein ſchreckliches Wetter unterwegs traf, dem ich entgegen gehen mußte. — Mein Herz war ungerührt und unbeſchäftigt: ich vermied gewiſſenhaft alles nähere Verhältniß zu Frauenzimmern, und ſo blieb mir verborgen, daß mich Unaufmerkſamen und Unwiſſenden ein liebevoller Genius heimlich umſchwebe. Eine zarte liebenswürdige Frau hegte im Stillen eine Neigung zu mir, die ich nicht gewahrte, und mich eben deswegen in ihrer wohlthätigen Geſellſchaft deſto heiterer und anmuthiger zeigte. Erſt mehrere Jahre nachher, ja erſt nach ihrem Tode, erfuhr ich das geheime himmliſche Lieben, auf eine Weiſe, die mich erſchüttern mußte; aber ich war ſchuldlos und konnte ein ſchuldloſes Weſen

rein und redlich betrauern, und um so schöner, als die Entdeckung gerade in eine Epoche fiel, wo ich ganz ohne Leidenschaft, mir und meinen geistigen Neigungen zu leben das Glück hatte. — Aber zu der Zeit, als der Schmerz über Friederikens Lage mich beängstigte, suchte ich, nach meiner alten Art, abermals Hülfe bei der Dichtkunst. Ich setzte die hergebrachte poetische Beichte wieder fort, um durch diese selbstquälerische Büßung einer innern Absolution würdig zu werden. Die beiden Marien in Götz von Berlichingen und Clavigo, und die beiden schlechten Figuren, die ihre Liebhaber spielen, möchten wohl Resultate solcher reuigen Betrachtungen gewesen sein. — Wie man aber Verletzungen und Krankheiten in der Jugend rasch überwindet, weil ein gesundes System des organischen Lebens für ein krankes einstehen und ihm Zeit lassen kann, auch wieder zu gesunden, so traten körperliche Uebungen glücklicher Weise, bei mancher günstigen Gelegenheit, gar vortheilhaft hervor, und ich ward zu frischem Ermannen, zu neuen Lebensfreuden und Genüssen vielfältig aufgeregt. Das Reiten verdrängte nach und nach jene schlendernden, melancholischen, beschwerlichen und doch langsamen und zwecklosen Fußwanderungen; man kam schneller, lustiger und bequemer zum Zweck. Die jüngern Gesellen führten das Fechten wieder ein; besonders aber that sich, bei eintretendem Winter, eine neue Welt vor uns auf, indem ich mich zum Schlittschuhfahren, welches ich nie versucht hatte, rasch entschloß, und es in kurzer Zeit, durch Uebung, Nachdenken und Beharrlichkeit, so weit brachte, als nöthig ist, um eine frohe und belebte Eisbahn mitzugenießen, ohne sich gerade auszeichnen zu wollen." —

Wie wenig aber sein Herz eine gegenwärtige Liebe zu entbehren vermochte und wie leicht sein Sinn dabei war, ergiebt sich daraus, daß er, trotz der Unmöglichkeit Friederike zu vergessen, doch wieder sehr bald aufs Neue Neigungen gefaßt zu haben scheint. Doch nahm er sich ernstlich vor, diese neuen Regungen und Bewegungen schnell zu unterdrücken, was ihm auch gelang. Er erwähnt nichts Spezielleres hievon in seiner Autobiographie. Das Gedicht „Rastlose Liebe" trägt aufs Anschaulichste das Gepräge seiner damaligen Stimmung.

§. 12.

Gedichte.

1. Raſtloſe Liebe.

Dem Schnee, dem Regen,
Dem Wind entgegen,
Im Dampf der Klüfte,
Durch Nebeldüfte,
Immer zu! Immer zu!
Ohne Raſt und Ruh!

Lieber durch Leiden
Möcht' ich mich ſchlagen,
Als ſo viel Freuden
Des Lebens ertragen.
Alle das Neigen
Von Herzen zu Herzen,
Ach wie ſo eigen
Schaffet das Schmerzen!

Wie ſoll ich fliehen?
Wälderwärts ziehen?
Alles vergebens!
Krone des Lebens,
Glück ohne Ruh,
Liebe, biſt du!

Im Rhythmus, welcher Jamben mit Daktylen wechſelt, in der Kürze der Verſe, in der Wahl der Ausdrücke, in der Abgeriſſenheit der Sätze, kurz in der ganzen Form iſt die Leidenſchaft und der Sturm der Gedanken und Empfindungen herrlich ausgeprägt. Fliehend vor der Liebe

wandert er ohne Raſt immer zu und wünſcht ſich lieber Leiden als die Schmerzen der wiederkehrenden Neigung, die ihm Glück ohne Ruhe bringt.

Dem Schnee, dem Regen ꝛc. Den Kampf und die Wildheit der Natur liebt derjenige, deſſen Inneres voll Kampf und Wildheit iſt: eine naturgemäße Sympathie. — Wie ſo eigen; in Proſa würde es heißen: wie ſo eigentlich, oder, wie iſt es doch ſo eigen, daß — —. — Alle das Neigen für das gewöhnlichere: alles das oder all das Neigen. — Von Herzen zu Herzen bezeichnet entweder viele Neigungen oder die Gegenſeitigkeit der Neigung oder hier vielleicht beides. —

Komponirt iſt dies Gedicht oft, beſonders treffend von Zelter (im Jahr 1812), Spohr, O. Kreutzer, auch von F. Ruhland und Nicolai.

---

2. Mit einem goldnen Halskettchen.

Dir darf dies Blatt ein Kettchen bringen,
Das ganz zur Biegſamkeit gewöhnt
Sich mit viel hundert kleinen Schlingen
Um deinen Hals zu ſchmiegen ſehnt.

Gewähr' dem Närrchen die Begierde,
Sie iſt voll Unſchuld, iſt nicht kühn;
Am Tag iſts eine kleine Zierde,
Am Abend wirfſt du's wieder hin.

Doch bringt dir einer jene Kette,
Die ſchwerer drückt und ernſter faßt,
Verdenk' ich dir es nicht, Liſette,
Wenn du ein klein Bedenken haſt.

Wenn dies Gedicht wirklich ins Jahr 1771 fällt, ſo iſt es wohl an eine unbekannte Geliebte gerichtet. Auf Friederike, wie Kannegießer meint („Vorträge über Göthes lyriſche Gedichte, 1835"), kann es, auch abgeſehen von dem Namen Liſette, deshalb nicht ſich beziehn, weil der

Inhalt dagegen ſtreitet. Göthe hat es zwar in der Ausgabe ſeiner Werke unmittelbar hinter dem an Friederike gerichteten Gedichte „Mit einem gemalten Bande“ folgen laſſen, allein aus der von Göthe gewählten Reihenfolge läßt ſich überall nur ſelten mit Beſtimmtheit ſchließen. Auf Lili (Eliſabeth, Liſette) es zu beziehn, wäre nur dann nicht unmöglich, wenn man die Entſtehung des Gedichts aufs Jahr 1774 hinausſchiebt. Daß übrigens Liſette von dem Dichter mehr als Freundinn, weniger als Geliebte, bezeichnet ſei, zeigt die ältere Lesart der dritten Strophe:

Denn wär' es eine andre Kette,
Die feſter hält und ſchwerer drückt,
Dann winkt' ich dir wohl ſelbſt — Liſette,
Ganz recht, mein Kind, nicht gleich genickt!

Jedenfalls ſteht dies Gedicht an Innigkeit dem genannten Gedicht „Mit einem gemalten Bande“ bedeutend nach.

---

§. 13.

Charlotte in Wetzlar*) und Maximiliane in Frankfurt**). 1772 bis 1774.

1772 begab ſich Göthe auf den Wunſch ſeines Vaters nach Wetzlar, um ſich bei dem dortigen Reichskammergericht in der juridiſchen Praxis zu üben. Sein leidenſchaftlicher Schmerz um Friederike war beruhigt durch Poeſie und Natur. Da faßte er nun zu Lotte eine leidenſchaftliche Neigung. Sie war die zweite Tochter des Amtmanns Buff in Wetzlar und verlobt mit dem Bremiſchen Geſandſchafts-Sekretär Keſtner

*) G. W. 26. 151—155. 171—173. Vergl. die vortreffliche Abhandlung „Göthes Lotte und die Leiden des jungen Werther“ in H. Düntzers Studien zu Göthes Werken, S. 89—209.

**) G. W. 26. 179. 184. 188. 223—225.

in Wetzlar. Im Jahr 1828 ist sie als Wittwe (ihr Gatte starb 1800) gestorben. Ihr Sohn war im Jahr 1846 Hannöverscher Ministerresident am Römischen Hofe. Göthe hat sie noch 1816 einmal in ihrem 53sten Jahre zu Weimar gesehn, wo sie eine verheiratete Schwester besuchte*). —

Er sah sich durch ihren Umgang gefesselt, zumal da sie und ihr Verlobter ihn so zutraulich und freundlich behandelten. Doch fühlte er zu bald die Unmoralität seiner Neigung und faßte den Entschluß der Entsagung. Diese kostete ihm einen so schweren Kampf, daß er wirklich einmal in die wahnsinnige Grille verfiel, sich das Leben zu nehmen. Allein seine Vernunft gewann das Uebergewicht, er lachte sich selbst, seine kindischen Ideen und hypochondrischen Gedanken aus und riß sich los. Und so gelang ihm, was einem Bekannten von ihm, dem Sohne des berühmten Philosophen Joh. Friedr. Wilh. Jerusalem, dem Gesandschafts-Sekretär Jerusalem in Wetzlar nicht gelang, welcher aus leidenschaftlicher Liebe zu der Gattinn eines Freundes (des Geheim-Sekretärs H...t) 1774 sich das Leben nahm. Göthe benutzte diese unselige Katastrophe und seine eignen Erfahrungen mit Charlotte zu seinem berühmten Werke „Leiden des jungen Werther" **) und entledigte sich aller seiner peinigenden und drückenden Gefühle auch diesmal auf dieselbe Weise, wie sonst immer, dadurch, daß er seine Subjektivität objektivirte und die Wirklichkeit in Poesie verwandelte. Dies ist ja das charakteristischste Element seiner Individualität gewesen. Und so waren seine beiden ersten Werke, die seinen Ruhm begründeten, Götz und Werther, jener durch seine literarischen, dieser durch seine Liebesstudien fast zu gleicher Zeit entstanden und ausgeführt.

Ueber den Umgang mit Lotte sagt Göthe Folgendes:

„Unter den jungen Männern, welche, der Gesandtschaft zugegeben, sich zu ihrem künftigen Dienstlauf vorüben sollten, fand sich einer, den

*) Viehoff, Göthes Leben II. 63. Er empfing sie aufs Freundlichste und Ehrenvollste. — 1824 ließ er sie durch Eckermann freundlichst grüßen. S. Eckermann III. 55.

**) Zu Eckermann (III. 37) spricht Göthe im Jahre 1824: „Das (Werk) ist auch so ein Geschöpf, das ich gleich dem Pelikan mit dem Blute meines eignen Herzens gefüttert habe. Es ist darin so viel Innerliches aus meiner eignen Brust, so viel von Empfindungen und Gedanken, um damit wohl einen Roman von zehn solcher Bändchen auszustatten ꝛc."

wir kurz und gut den Bräutigam zu nennen pflegten. Er zeichnete sich aus durch ein ruhiges, gleiches Betragen, Klarheit der Ansichten, Bestimmtheit im Handeln und Reden. Seine heitere Thätigkeit, sein anhaltender Fleiß empfahl ihn dergestalt den Vorgesetzten, daß man ihm eine baldige Anstellung versprach. Hierdurch berechtigt, unternahm er, sich mit einem Frauenzimmer zu verloben, das seiner Gemüthsart und seinen Wünschen völlig zusagte. Nach dem Tod ihrer Mutter, hatte sie sich als Haupt einer zahlreichen jüngern Familie höchst thätig erwiesen und den Vater in seinem Wittwerstand allein aufrecht erhalten, so, daß ein künftiger Gatte von ihr das Gleiche für sich und seine Nachkommenschaft hoffen und ein entschiedenes häusliches Glück erwarten konnte. Ein jeder gestand, auch ohne diese Lebenszwecke eigennützig für sich im Auge zu haben, daß sie ein wünschenswerthes Frauenzimmer sei. Sie gehörte zu denen, die, wenn sie nicht heftige Leidenschaften einflößen, doch ein allgemeines Gefallen zu erregen geschaffen sind. Eine leicht aufgebaute, nett gebildete Gestalt, eine reine gesunde Natur und die daraus entspringende frohe Lebensthätigkeit, eine unbefangene Behandlung des täglich Nothwendigen, das alles war ihr zusammen gegeben. In der Betrachtung solcher Eigenschaften ward auch mir immer wohl, und ich gesellte mich gern zu denen, die sie besaßen; und wenn ich nicht immer Gelegenheit fand ihnen wirkliche Dienste zu leisten, so theilte ich mit ihnen lieber als mit andern den Genuß jener unschuldigen Freuden, die der Jugend immer zur Hand sind und ohne große Bemühung und Aufwand ergriffen werden. Da es nun ferner ausgemacht ist, daß die Frauen sich nur für einander putzen und untereinander den Putz zu steigern unermüdet sind, so waren mir diejenigen die liebsten, welche mit einfacher Reinlichkeit dem Freunde, dem Bräutigam die stille Versicherung geben, daß es eigentlich nur für ihn geschehen, und daß ohne viel Umstände und Aufwand ein ganzes Leben so fortgeführt werden könne. Solche Personen sind nicht allzusehr mit sich selbst beschäftigt; sie haben Zeit die Außenwelt zu betrachten und Gelassenheit genug, sich nach ihr zu richten, sich ihr gleich zu stellen; sie werden klug und verständig ohne Anstrengung und bedürfen zu ihrer Bildung wenig Bücher. So war die Braut. Der Bräutigam, bei seiner durchaus rechtlichen und zutraulichen Sinnesart, machte jeden, den er schätzte, bald mit ihr bekannt, und sah gern, weil er den größten Theil des Tages den Geschäften eifrig oblag, wenn seine Verlobte, nach

vollbrachten häuslichen Bemühungen, sich sonst unterhielt und sich gesellig auf Spazirgängen und Landpartieen mit Freunden und Freundinnen ergetzte. Lotte — denn so wird sie denn doch wohl heißen — war anspruchlos in doppeltem Sinne: erst ihrer Natur nach, die mehr auf ein allgemeines Wohlwollen, als auf besondere Neigungen gerichtet war, und dann hatte sie sich ja für einen Mann bestimmt, der, ihrer werth, sein Schicksal an das ihrige fürs Leben zu knüpfen sich bereit erklären mochte. Die heiterste Luft wehte in ihrer Umgebung. Ja, wenn es schon ein angenehmer Anblick ist, zu sehen, daß Eltern ihren Kindern eine ununterbrochene Sorgfalt widmen, so hat es noch etwas Schöneres, wenn Geschwister Geschwistern das Gleiche thun. Dort glauben wir mehr Naturtrieb und bürgerliches Herkommen, hier mehr Wahl und freies Gemüth zu erblicken. — Der neue Ankömmling, völlig frei von allen Banden, sorglos in der Gegenwart eines Mädchens, das, schon versagt, den gefälligsten Dienst nicht als Bewerbung auslegen und sich desto eher daran erfreuen konnte, ließ sich ruhig gehen, war aber dergestalt eingesponnen und gefesselt und zugleich von dem jungen Paare so zutraulich und freundlich behandelt, daß er sich selbst nicht mehr kannte. Müßig und träumerisch, weil ihm keine Gegenwart genügte, fand er das, was ihm abging, in einer Freundinn, die, indem sie fürs ganze Jahr lebte, nur für den Augenblick zu leben schien. Sie mochte ihn gern zu ihrem Begleiter; er konnte bald ihre Nähe nicht missen, denn sie vermittelte ihm die Alltagswelt, und so waren sie, bei einer ausgedehnten Wirthschaft, auf dem Acker und den Wiesen, auf dem Krautland wie im Garten, bald unzertrennliche Gefährten. Erlaubten es dem Bräutigam seine Geschäfte, so war er an seinem Theil dabei; sie hatten sich alle drei an einander gewöhnt, ohne es zu wollen, und wußten nicht, wie sie dazu kamen, sich nicht entbehren zu können. So lebten sie den herrlichen Sommer hin, eine echt Deutsche Idylle, wozu das fruchtbare Land die Prosa und eine reine Neigung die Poesie hergab. Durch reife Kornfelder wandernd erquickten sie sich am thaureichen Morgen; das Lied der Lerche, der Schlag der Wachtel waren ergetzliche Töne; heiße Stunden folgten, ungeheure Gewitter brachen herein, man schloß sich nur desto mehr an einander, und mancher kleine Familienverdruß war leicht ausgelöscht durch fortdauernde Liebe. Und so nahm ein gemeiner Tag den andern auf, und alle schienen Festtage zu sein; der ganze Kalender hätte müssen

roth gedruckt werden. Verſtehen wird mich, wer ſich erinnert, was von dem glücklich unglücklichen Freunde der neuen Heloiſe geweiſſagt worden: „Und zu den Füßen ſeiner Geliebten ſitzend, wird er Hanf brechen; und er wird wünſchen Hanf zu brechen, heute, morgen, übermorgen, ja ſein ganzes Leben.“ —

Ueber die Trennung ſpricht Göthe ſich alſo aus:

„Nun, als er ſich entfernt hatte, trennte ich mich von Charlotten zwar mit reinerem Gewiſſen als von Friederiken, aber doch nicht ohne Schmerz. Auch dieſes Verhältniß war durch Gewohnheit und Nachſicht leidenſchaftlicher als billig von meiner Seite geworden; ſie dagegen und ihr Bräutigam hielten ſich mit Heiterkeit in einem Maße, das nicht ſchöner und liebenswürdiger ſein konnte, und die eben hieraus entſpringende Sicherheit ließ mich jede Gefahr vergeſſen. Indeſſen konnte ich mir nicht verbergen, daß dieſem Abenteuer ſein Ende bevorſtehe; denn von der zunächſt erwarteten Beförderung des jungen Mannes hing die Verbindung mit dem liebenswürdigen Mädchen ab; und da der Menſch, wenn er einigermaßen reſolut iſt, auch das Nothwendige ſelbſt zu wollen übernimmt, ſo faßte ich den Entſchluß mich freiwillig zu entfernen, ehe ich durch das Unerträgliche vertrieben würde.“ —

In ſeiner Entſagung lag eine hohe Sittlichkeit und große Mannhaftigkeit*). Aber auch ſein Freund Merk hatte nicht wenig zu der nun ſo ſchnellen Losreißung beigetragen. Auf ſeine Aufforderung machte Göthe im Spätſommer 1772 einen Ausflug nach dem Rhein und lernte in Coblenz das liebenswürdige La Rocheſche Haus kennen. Vorzüglich liebte er die Unterhaltung mit den Töchtern des Geheimraths La Roche, von denen die älteſte, Maximiliane, ihn gar bald beſonders anzog. „Es iſt eine ſehr angenehme Empfindung, erzählt er, wenn ſich eine neue Leidenſchaft in uns zu regen anfängt, ehe die alte noch ganz verklungen iſt.

---

*) Im Jahre 1812 ſchreibt er: „Wenn das taedium vitae den Menſchen ergreift, ſo iſt er nur zu bedauern, nicht zu ſchelten. Daß alle Symptome dieſer wunderlichen, ſo natürlichen als unnatürlichen Krankheit auch einmal mein Innerſtes durchraſt haben, daran läßt Werther wohl Niemand zweifeln. Ich weiß recht gut, was es mich für Entſchlüſſe und Anſtrengungen koſtete, damals den Wellen des Todes zu entkommen, ſo wie ich mich aus manchem ſpätern Schiffbruche auch mühſam rettete und mühſam erholte.“ —

So ſieht man bei untergehender Sonne gern auf der entgegengeſetzten Seite den Mond aufgehn und erfreut ſich an dem Doppelglanze der beiden Himmelslichter.“ — Bei ſeinem ſpätern Zuſammentreffen mit Maximiliane, die unterdeß mit einem Kaufmann Brentano in Frankfurt ſich vermält hatte*), friſchte er dies Umgangsverhältniß wieder auf.

„Mein früheres Verhältniß zur jungen Frau, eigentlich ein geſchwiſterliches, ward nach der Heirat fortgeſetzt; meine Jahre ſagten den ihrigen zu, ich war der einzige in dem ganzen Kreiſe, an dem ſie noch einen Wiederklang jener geiſtigen Töne vernahm, an die ſie von Jugend auf gewöhnt war. Wir lebten in einem kindlichen Vertrauen zuſammen fort, und ob ſich gleich nichts Leidenſchaftliches in unſern Umgang miſchte, ſo war er doch peinigend genug, weil ſie ſich auch in ihre neue Umgebung nicht zu finden wußte und, obwohl mit Glücksgütern geſegnet, aus dem heitern Thal Ehrenbreitſtein und einer fröhlichen Jugend in ein düſter gelegenes Handelshaus verſetzt, ſich ſchon als Mutter von einigen Stiefkindern benehmen ſollte. In ſo viel neue Familienverhältniſſe war ich ohne wirklichen Antheil, ohne Mitwirkung eingeklemmt. War man mit einander zufrieden, ſo ſchien ſich das von ſelbſt zu verſtehen; aber die meiſten Theilnehmer wendeten ſich in verdrießlichen Fällen an mich, die ich durch eine lebhafte Theilnahme mehr zu verſchlimmern als zu verbeſſern pflegte. Es dauerte nicht lange, ſo wurde mir dieſer Zuſtand ganz unerträglich, aller Lebensverdruß, der aus ſolchen Halbverhältniſſen hervorzugehn pflegt, ſchien doppelt und dreifach auf mir zu laſten, und es bedurfte eines neuen gewaltſamen Entſchluſſes, mich auch hievon zu befreien. Jeruſalems Tod, der durch die unglückliche Neigung zu der Gattinn eines Freundes verurſacht ward, ſchüttelte mich aus dem Traum, und weil ich nicht bloß mit Beſchaulichkeit das, was ihm und mir begegnet, betrachtete, ſondern das Aehnliche, was mir im Augenblicke ſelbſt widerfuhr, mich in leidenſchaftliche Bewegung ſetzte, ſo konnte es nicht fehlen, daß ich jener Production, die ich eben unternahm, alle die Gluth einhauchte, welche keine Unterſcheidung zwiſchen dem Dichteriſchen und dem Wirklichen zuläßt. Ich hatte mich äußerlich völlig iſolirt, ja die Beſuche meiner Freunde verbeten, und ſo legte ich auch innnerlich alles bei Seite, was nicht unmittelbar hierher gehörte. Dagegen faßte ich

*) Ihre Tochter iſt Bettina. Vergl. unten §. 29.

alles zusammen, was einigen Bezug auf meinen Vorsatz hatte, und wiederholte mir mein nächstes Leben, von dessen Inhalt ich noch keinen dichterischen Gebrauch gemacht hatte. Unter solchen Umständen, nach so langen und vielen geheimen Vorbereitungen, schrieb ich den Werther in vier Wochen, ohne daß ein Schema des Ganzen, oder die Behandlung eines Theils irgend vorher wäre zu Papier gebracht gewesen." —

Es geht hieraus hervor, daß zwar nichts Leidenschaftliches, doch aber wohl eine mehr als geschwisterliche Zuneigung zwischen beiden*) geherrscht habe; wie denn auch nicht bloß das Verhältniß zu Lotte, sondern auch das zu Maximiliane und seine Erfahrungen in den innern Verhältnissen zu beiden den Stoff zu Werthers Leiden dargeboten haben. Diesen Stoff aber hat er in dem genannten Roman so ausführlich und gründlich und wahrheitsgetreu wiedergegeben, daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn solch eine Erledigung seines innersten Herzensbedürfnisses nicht mehr vielen lyrischen Ergüssen Raum gegeben hat. Wenigstens kennen wir nur zwei Gedichte, welche sich bestimmt auf Göthes Verhältniß zu Lotten beziehn, 1. Elysium, 2. Pilgers Morgenlied (s. §. 14). Viehoff zieht auch noch das Lied „An Lina" und das Gedicht „An Lottchen" in diesen Liebeskreis. Das erstere von diesen gehört ohne Zweifel nicht hieher, sondern bezieht sich auf spätere Verhältnisse (vergl. §. 21, Nr. 20). Aber auch das letztere, das wir im folgenden Paragraphen als Anhang unter Nr. 3 mit einreihen, ist nicht an Kestners Verlobte, sondern an eine andre Freundinn gerichtet, wie Düntzer (s. unten) mit vollem Recht behauptet.

Ob Göthes Verhältniß zu Maximiliane ihn zu lyrischen Gesängen veranlaßt habe, wissen wir nicht. — —

„Werthers Leiden" sind nun weltberühmt geworden und haben eine bedeutende Werther-Literatur hervorgerufen**). Interessant ist es zu lesen, wie Napoleon, der von der Sentimentalität und Schwärmerei so weit entfernt war wie der Tartarus vom Uranus, diesen Roman im hohen Grade schätzte. Er hat ihn auch auf seinem romantischen Feldzuge

*) Die auf dies Verhältniß bezüglichen Briefe Göthes werden leider noch von der Kestnerschen Familie der Oeffentlichkeit vorenthalten. S. Viehoff, Göthes Leben II. 60.

**) Vergl. Düntzer a. a. O.

in Aegypten in seiner Feldbibliothek mit gehabt. Göthe erzählt uns, Napoleon*) habe bei der Unterredung, die er auf dem Lever zu Erfurt am 2. Oktober 1808 mit ihm gehalten, das Gespräch auf den Werther gewandt. „Nach verschiedenen ganz richtigen Bemerkungen bezeichnete er eine gewisse Stelle und sagte: Warum habt Ihr das gethan? Es ist nicht naturgemäß! welches er weitläufig und vollkommen richtig auseinandersetzte. Ich hörte ihm mit heiterm Gesichte zu und antwortete ihm mit einem vergnügten Lächeln, daß ich zwar nicht wisse, ob mir irgend jemand denselben Vorwurf gemacht habe; aber ich fände ihn ganz richtig und gestehe, daß an dieser Stelle etwas Unwahres nachzuweisen sei. Allein, setzte ich hinzu, es wäre dem Dichter vielleicht zu verzeihen, wenn er sich eines nicht leicht zu entdeckenden Kunstgriffs bediene, um gewisse Wirkungen hervorzubringen, die er auf einem einfachen, natürlichen Wege nicht hätte erreichen können."

Funfzig Jahre nach dem ersten Erscheinen Werthers schrieb Göthe als einleitendes Gedicht zu einer neuen Ausgabe das Gedicht „An Werther", nachdem ihn ein Jahr vorher ein neuer erschütternder Liebesschmerz dem Grabe nahe gebracht hatte. Wir werden hierüber das Genauere unten §. 30 bei Nr. 13 („Trilogie der Leidenschaft") besprechen. —

An einem frühen Morgen hatte Göthe Wetzlar verlassen, ohne von den Verlobten Abschied zu nehmen. Zwei an sie gerichtete Briefe hat er in der Nacht vorher geschrieben. Diese bilden den Anfang einer Reihe von 40 im Besitz der Kestnerschen Familie befindlichen Briefen Göthes, von denen Gervinus sagt, „daß sie mehr als alles Andre das kindliche, durchsichtige, unverdorbne und harmlose Gemüth aufdecken, das Göthe edlen Anforderungen gegenüber entfaltete, aber auch den vertrauensvollen, kühnen und doch gefaßten Muth aussprechen, mit dem er damals der Welt entgegentrat und alle, die ihm begegneten, elektrisirte." —

*) Vergl. Eckermanns Gespr. II. 115. III. 329.

§. 14.

Gedichte.

1. Elysium.

An Uranien.

Uns geben die Götter
Auf Erden Elysium!
Wie du das Erstemal
Liebahnend dem Fremdling
Entgegentratst
Und deine Hand ihm reichtest,
Fühlt' er alles voraus,
Was ihm für Seligkeit
Entgegenkeimte.

Wie du den liebenden Arm
Um den Freund schlangst,
Wie ihm Lilas Brust
Entgegenbebte,
Wie ihr, euch rings umfassend,
In heil'ger Wonne schwebtet,
Und ich, im Anschaun selig,
Ohne sterblichen Neid
Daneben stand!

Wie durch heilige Thäler wir
Händ' in Hände wandelten,
Und des Fremdlings Treu'
Sich euch versiegelt;
Daß du dem liebenden,
Stille sehnenden
Die Wange reichtest
Zum himmlischen Kuß!

Wenn du fern wandelſt
Am Hügelgebüſch,
Wandeln Liebesgeſtalten
Mit dir den Bach hinab;
Wenn mir auf meinem Felſen
Die Sonne niedergeht,
Seh' ich Freundegeſtalten
Mir winken
Durch wehende Zweige
Des dämmernden Hains;

Seh' ich, verſchlagen
Unter ſchauernden Himmels
Oede Geſtade,
In der Vergangenheit
Goldener Myrtenhainsdämmerung
Lilan an deiner Hand;
Seh' mich Schüchternen
Eure Hände faſſen,
Bittend blicken,
Eure Hände küſſen —
Eure Augen ſich begegnen,
Auf mich blicken;

Werfe den hoffenden Blick
Auf Lila; ſie nähert ſich mir,
Himmliſche Lippe!
Und ich wanke, nahe mich,
Blicke, ſeufze, wanke —
Seligkeit! Seligkeit!
Eines Kuſſes Gefühl! —

Mir gaben die Götter
Auf Erden Elyſium!
Ach, warum nur Elyſium? —

An den Unterhaltungen und Spaziergängen des Brautpaars mit Göthe hatte sehr oft eine Freundinn Lottens theilgenommen. Obgleich Göthe gegen die Reize derselben nicht unempfindlich war, so konnten sie doch seine Theilnahme für Lotten nicht schwächen, die durch ihre reine Gemüthlichkeit und Seelenschönheit entschiednen Sieg davon trug.

Diese Freundinn ist nun unter Uranien gemeint, wie Düntzer („Studien zu Göthes Werken" S. 96) mit Recht bemerkt. Wir lassen seine treffende Erklärung dieses Gedichts hier wörtlich folgen.

„Der junge Dichter, der sich eben auf der schmerzlichsten Flucht aus dem Kreise geliebter Menschen befindet, gedenkt unter den tausend Bildern seliger Erinnerung, die ihm heilig warm ums Herz schweben, der seligen Stunde, wo ihm Lottens Freundinn, welche sich bei jener befand, als Kestner ihn seiner Verlobten zuführte, das erstemal liebahnend dem Fremdling entgegentrat und ihre Hand ihm reichte, wo er gleich alles vorausfühlt, was ihm für Seligkeit entgegenkeimte; vor seine Seele tritt das Bild jener seligen Stunde, wo Urania den liebenden Arm um den Freund (Kestner) schlang, dem Lottens Brust entgegenbebte, wie diese drei (Urania und die Verlobten) sich rings umfassend in heiliger Wonne schwebten, und er selbst im Anschauen selig ohne sterblichen Neid danebenstand. Bei dieser ganzen Darstellung muß man sich der krankhaften Empfindsamkeit der damaligen Zeit erinnern, in welcher mit Küssen, Umarmungen, Thränen und Seufzern ein gar lebhafter Verkehr getrieben ward, da eine überzärtliche Weichheit den kräftigen Ausdruck wahren Gefühls zurückdrängte, wovon uns eines der wunderlichsten Beispiele in dem Briefwechsel zwischen Gleim und J. G. Jacobi erhalten ist. Vor der Erinnerung des scheidenden Dichters erheben sich die seligen Tage, wo sie vereint durch heilige Thäler Händ' in Hände wandelten, wo des Fremdlings Treu' sich ihnen versiegelte, daß sie (Lottens Freundinn) dem liebenden, stille sehnenden die Wange reichte zum himmlischen Kuß. Von jetzt an wird der Dichter fern von der Geliebten weilen müssen, aber die Erinnerung wird immerfort ein zauberisches Band um sie geschlungen halten. Wenn die Freundinn fern wandelt am Hügelgebüsch, werden Liebesgestalten (die Bilder der vergangenen, in seiner Nähe verlebten Tage) mit ihr den Bach hinabwandeln.

Wenn er auf ſeinem Felſen den Untergang der Sonne betrachtet, wird ihn die Erinnerung an ihre abendlichen Spazirgänge mit tiefer Wehmuth ergreifen, ſehn wird er Freundegeſtalten ihm winken durch wehende Zweige des dämmernden Hains, ſehn wird er ſich, wie ihm endlich die ſeligſte Wonne in einem Kuſſe, den ihm Lottens Lippen gewähren, zu Theil wird, ſehn, verſchlagen unter ſchauernden Himmels öde Geſtade, in der Vergangenheit goldener Myrtenhainsdämmerung Lila'n (Lotten) an ihrer (Uraniens) Hand, ſehn ſich Schüchternen ihre Hände faſſen, bittend blicken, ihre Hände küſſen, ihre Augen ſich begegnen, auf ihn blicken; er wirft bittend den hoffenden Blick auf Lila; ſie nähert ſich ihm, himmliſche Lippe! und er wanket, nahet ſich, blicket, ſeufzet, wanket, — Seligkeit! Seligkeit! Eines Kuſſes Gefühl! Der Dichter ſpricht es hier gegen Uranien ſelbſt mit der naivſten Offenheit aus, welch ein höheres Wonnegefühl ihm Lottens Kuß gewährte, als der himmliſche Kuß, zu dem Uranie ihm früher die Wange reichte. Leider iſt dieſes ganze Glück, das er in der Erinnerung vor ſich ſieht, nur eine Phantaſie; er iſt auf ewig von den Geliebten getrennt, der lebendige, frohe Beſitz dieſes Glücks flieht vor ihm zurück, ihm bleibt nur die Freude des Schattenlebens der Erinnerung. Daher ſchließt das Gedicht, das mit den Worten: Uns geben die Götter auf Erden Elyſium begonnen hat, mit der wehmüthigen Klage: Mir gaben die Götter auf Erden Elyſium! Ach, warum nur Elyſium? — einer Klage, in welche auch wohl die nachzitternde Erinnerung an Friederikens Verluſt einfließen mochte." —

In einer Note fügt Düntzer die Erklärung der Worte „warum nur Elyſium" hinzu: „Der volle wahre Beſitz des Glückes ſoll ihm nicht werden; wie im Elyſium nach ſpäter, nachhomeriſcher Vorſtellung nur die weſenloſen Schatten der Geſtorbenen leben, ſo wird ihm nur die Ahnung des wahren Liebesglückes und die Erinnerung an das Glück zu Theil, das er einſt in der Nähe der Geliebten genoſſen. Die vollſte Befriedigung iſt ſeinem Herzen verſagt." —

2. Pilgers Morgenlied.

An Lila.

Morgennebel, Lila,
Hüllen deinen Thurm*) ein.
Soll ich ihn
Zum letztenmal nicht ſehn?
Doch mir ſchweben tauſend Bilder
Seliger Erinnerung
Heilig warm ums Herz.
Wie er da ſtand,
Zeuge meiner Wonne,
Als zum erſtenmal
Du dem Fremdling
Aengſtlich liebevoll
Begegneteſt,
Und mit einemmal
Ew'ge Flammen
In die Seel' ihm warfſt! —
Ziſche, Nord,
Tauſend-ſchlangenzüngig
Mir ums Haupt!
Beugen ſollſt du's nicht!
Beugen magſt du
Kind'ſcher Zweige Haupt,
Von der Sonne
Muttergegenwart geſchieden.

Allgegenwärt'ge Liebe!
Durchglühſt mich,

*) Dies iſt der alte, viereckige Thurm, der ſich zwiſchen den mittelalterlichen Ruinen der Reichsfeſte auf dem das ganze Thal der Lahn und Dill bewachenden Berge Kalsmunt befindet, und auf den ſein Blick gefallen war, als er zum erſten Mal Lotten ſah und kennen und lieben lernte.

Beutst dem Wetter die Stirn,
Gefahren die Brust;
Hast mir gegossen
Ins früh welkende Herz
Doppeltes Leben:
Freude zu leben,
Und Muth!

Unter Lila ist Charlotte gemeint. Als Göthe ihr entsagt hatte, faßte er in edler Selbstüberwindung neue Freude und neuen Muth zum Leben, wie wir auch aus seiner Selbstbiographie wissen. Im vorhergehenden Gedicht war die feurigste, leidenschaftlichste Liebe ausgedrückt und am Schlusse bloß kurz die Klage hinzugefügt, daß sein Glück nur ein Traumbild sein dürfe. In diesem prägt sich die Erinnerung an die Seligkeit dieser feurigen Liebe aus, zugleich aber auch der kräftige Muth, ihr zu entsagen und mit der Entfernung von der Geliebten ein neues Leben lieb zu gewinnen*). Und somit bieten beide Gedichte zusammengenommen die Geschichte seiner Liebe zu Charlotten dar. —

*) Aehnliche Gedanken (und vielleicht auch eine ähnliche Beziehung) bieten sich in dem Gedicht „Feiger Gedanken" dar, welches von dem Magus in „Lila" (11. 64) gesungen wird. Es hat auch im 47sten Bande S. 41 unter den „Liedern für Liebende" Platz gefunden und stellt den Gedanken dar: daß der Trotz gegen feindliche Gewalt, namentlich gegen Feigheit und Aengstlichkeit und Zaghaftigkeit, die Hülfe der Götter herbeirufe. Es lautet also:

Feiger Gedanken,
Bängliches Schwanken,
Weibisches Zagen,
Aengstliches Klagen
Wendet kein Elend,
Macht dich nicht frei.

Allen Gewalten
Zum Trutz sich erhalten,
Nimmer sich beugen,
Kräftig sich zeigen,
Rufet die Arme
Der Götter herbei!

Anhang.

3. An Lottchen.

Mitten im Getümmel mancher Freuden,
Mancher Sorgen, mancher Herzensnoth,
Denk' ich dein, o Lottchen, denken dein die beiden,
Wie beim ſtillen Abendroth
Du die Hand uns freundlich reichteſt,
Da du uns auf reich bebauter Flur
In dem Schoße herrlicher Natur
Manche leicht verhüllte Spur
Einer lieben Seele zeigteſt.

Wohl iſt mirs, daß ich dich nicht verkannt,
Daß ich gleich dich in der erſten Stunde,
Ganz den Herzensausdruck in dem Munde
Dich ein wahres gutes Kind genannt.

Still und eng und ruhig auferzogen
Wirft man uns auf Einmal in die Welt;
Uns umſpülen hunderttauſend Wogen,
Alles reizt uns, mancherlei gefällt,
Mancherlei verdrießt uns, und von Stund' zu Stunden
Schwankt das leicht unruhige Gefühl;
Wir empfinden und, was wir empfunden,
Spült hinweg das bunte Weltgewühl.

Wohl, ich weiß es, da durchſchleicht uns innen
Manche Hoffnung, mancher Schmerz.
Lottchen, wer kennt unſer Sinnen?
Lottchen, wer kennt unſer Herz?

Ach es möchte gern gekannt sein, überfließen
In das Mitempfinden einer Kreatur,
Und vertrauend zwiefach neu genießen
Alles Leid und Freude der Natur.

Und da sucht das Aug' so oft vergebens
Rings umher und findet alles zu;
So vertaumelt sich der schönste Theil des Lebens
Ohne Sturm und ohne Ruh;
Und zu deinem ew'gen Unbehagen
Stößt dich heute, was dich gestern zog.
Kannst du zu der Welt nur Neigung tragen,
Die so oft dich trog,
Und bei deinem Weh, bei deinem Glücke
Blieb in eigenwill'ger starrer Ruh?
Sieh, da tritt der Geist in sich zurücke,
Und das Herz — es schließt sich zu.

So fand ich dich und ging dir frei entgegen.
O sie ist werth zu sein geliebt!
Rief ich, erflehte dir des Himmels reinsten Segen,
Den er dir nun in deiner Freundinn giebt.

Es ist schon am Ende des vorigen Paragraphen gesagt, daß dies Gedicht sich nicht auf Lottchen in Wetzlar beziehe. Düntzer hat dies in seiner Abhandlung über Göthes Lotte ꝛc. (Studien zu Göthes Werken S. 98 fgg.) aufs Evidenteste bewiesen. Er vermuthet, das Gedicht sei erst in Weimar entstanden, und Lottchen sei eine Freundinn, deren Bekanntschaft der Dichter auf der mit den Stolbergen unternommenen Reise gemacht und von deren neuem Glück er durch die Stolberge selbst, die sie auf ihrer Rückreise besucht hatten, Kunde erhalten. Die Vermuthung ist namentlich in ihrem zweiten Theile allerdings etwas kühn, doch mag sie wenigstens zur Erklärung des Gedichts so lange, bis eine begründetere Vermuthung oder eine Gewißheit auftaucht, nicht unbeachtet bleiben. Auf keines der bisher bekannten Neigungsverhältnisse Göthes paßt der Inhalt des Gedichts, das ist leicht ersichtlich, aber andrerseits

läßt ſich auch wohl ſchwerlich leugnen, daß der Ton und die Farbe des Gedichts zu jener beruhigteren Stimmung, welche Göthe nach ſeiner Objektivirung durch „Werthers Leiden“ und nach ſeinem Abſchluß der Verhältniſſe zu Keſtners Lottchen und zu Maximiliane Brentano gewonnen hatte, bei weitem mehr paßt als zu ſeinem erſten Leben in Weimar, alſo daß das Gedicht wohl ſchon vor ſeiner Ueberſiedelung nach Weimar entſtanden ſein mag*).

§. 15.

Die „Titulargattinn“ **) und Lili ***) in Frankfurt. 1774 und 1775.

Göthe war durch Götz und Werther ſehr ſchnell berühmt geworden, und ſeine äſthetiſch literariſchen Verbindungen erweiterten ſich immer mehr; beſonders waren es Lenz, v. Klinger, Lavater, Baſedow, die Gebrüder Jacobi und Heinſe, mit denen er hin und wieder größere Ausflüge und kleinere Reiſen unternahm. Wie ſeine Freunde durchſchnittlich über ihn urtheilten, geht aus einem Briefe Jacobis an Wieland (den 27. Auguſt 1774) hervor. Es heißt darin: „Je mehr ichs überdenke, je lebhafter empfinde ich die Unmöglichkeit, dem, der Göthe nicht geſehn noch gehört hat, etwas Begreifliches über dies außerordentliche Geſchöpf Gottes zu ſchreiben. Göthe iſt nach Heinſes Ausdruck Genie vom Scheitel bis zur Schuhſohle; ein Beſeſſener, füge ich hinzu, dem faſt in keinem

*) Düntzer (Studien zu Göthe S. 7) fügt hinzu: „Sollte unter Lottchen vielleicht jenes Mädchen in Offenbach zu verſtehn ſein, welches auch die Stolberge kennen gelernt hatten, und welches er ſelbſt ein ſeltſames Geſchöpf nennt? Vergl. Göthes Briefe an die Gräfinn Auguſte Stolberg S. 94.“ — Das wäre keineswegs unmöglich.

**) G. W. 26. 346—354. 48. 64. 164.

***) G. W. 48. 23—24. 37—42. 44—46. 49—66. 94. 103—105. 158—165. 179—181. 185—187.

Falle geſtattet iſt, willkürlich zu handeln. Man braucht nur eine Stunde bei ihm zu ſein, um es im höchſten Grade lächerlich zu finden, von ihm zu begehren, daß er anders denken und handeln ſoll, als er wirklich denkt und handelt. Hiemit will ich nicht andeuten, daß keine Veränderung zum Schönen und Beſſern in ihm möglich ſei; aber nicht anders iſt ſie in ihm möglich, als ſo, wie die Blume ſich entfaltet, wie die Saat reift, wie der Baum in die Höhe wächſt und ſich krönt." —

Es konnte nicht fehlen, daß er in Frankfurt ſelbſt in vielfache geſellige Beziehungen jetzt um ſo mehr trat. Dabei entſtand zunächſt eine Art von Verhältniß zu einem ſonſt unbekannt gebliebnen, beſonders ſeinem Vater ſehr wohlgefallenden Mädchen, ein Verhältniß, das eben ſo naiv ſich bildete, als von Göthe geſchildert wird. Er beſchreibt es alſo:

„Die früher erwähnte Geſellſchaft von jungen Männern und Frauenzimmern, welche meiner Schweſter wo nicht den Urſprung doch die Conſiſtenz verdankte, war nach ihrer Verheiratung und Abreiſe noch immer beſtanden, weil man ſich einmal an einander gewöhnt hatte und einen Abend in der Woche nicht beſſer als in dieſem freundſchaftlichen Zirkel zuzubringen wußte. Auch jener wunderliche Redner, den wir ſchon aus dem ſechsten Buche kennen, war nach mancherlei Schickſalen geſcheiter und verkehrter zu uns zurückgewandert und ſpielte abermals den Geſetzgeber des kleinen Staats. Er hatte ſich in Gefolg von frühern Scherzen etwas Aehnliches ausgedacht: es ſollte nämlich alle acht Tage geloſt werden, nicht um, wie vormals, liebende Paare, ſondern wahrhafte Ehegatten zu beſtimmen. Wie man ſich gegen Geliebte betrage, das ſei uns bekannt genug; wie ſich Gatte und Gattinn in Geſellſchaft zu nehmen hätten, das ſei uns unbewußt und müſſe nun, bei zunehmenden Jahren, vor allen Dingen gelernt werden. Er gab die Regeln an im Allgemeinen, welche bekanntlich darin beſtehen, daß man thun müſſe, als wenn man einander nicht angehöre; man dürfe nicht neben einander ſitzen, nicht viel mit einander ſprechen, viel weniger ſich Liebkoſungen erlauben: dabei aber habe man nicht allein alles zu vermeiden, was wechſelſeitig Verdacht und Unannehmlichkeit erregen könnte, ja man würde im Gegentheil das gröſte Lob verdienen, wenn man ſeine Gattinn auf eine ungezwungene Weiſe zu verbinden wiſſe. Das Loos wurde hierauf zur Entſcheidung herbeigeholt, über einige barocke Paarungen, die es beliebt, gelacht und geſcherzt, und die allgemeine Eheſtands-Komödie mit gutem

Humor begonnen und jedesmal am achten Tage wiederum erneuert. Hier traf es ſich nun wunderbar genug, daß mir das Loos gleich von Anfang ebendaſſelbe Frauenzimmer zweimal beſtimmte, ein ſehr gutes Weſen, gerade von der Art, die man ſich als Frau gerne denken mag. Ihre Geſtalt war ſchön und regelmäßig, ihr Geſicht angenehm, und in ihrem Betragen waltete eine Ruhe, die von der Geſundheit ihres Körpers und ihres Geiſtes zeugte. Sie war ſich zu allen Tagen und Stunden völlig gleich. Ihre häusliche Thätigkeit wurde höchlich gerühmt. Ohne daß ſie geſprächig geweſen wäre, konnte man an ihren Aeußerungen einen geraden Verſtand und eine natürliche Bildung erkennen. Nun war es leicht einer ſolchen Perſon mit Freundlichkeit und Achtung zu begegnen; ſchon vorher war ich gewohnt es aus allgemeinem Gefühl zu thun, jetzt wirkte bei mir ein herkömmliches Wohlwollen als geſellige Pflicht. Wie uns nun aber das Loos zum dritten Male zuſammenbrachte, ſo erklärte der neckiſche Geſetzgeber feierlichſt: der Himmel habe geſprochen, und wir könnten nunmehr nicht geſchieden werden. Wir ließen es uns beiderſeits gefallen und fügten uns wechſelsweiſe ſo hübſch in die offenbaren Eheſtandspflichten, daß wir wirklich für ein Muſter gelten konnten. Da nun nach der allgemeinen Verfaſſung die ſämmtlichen für den Abend vereinten Paare ſich auf die wenigen Stunden mit Du anreden mußten, ſo waren wir dieſer traulichen Anrede durch eine Reihe von Wochen ſo gewohnt, daß auch in der Zwiſchenzeit, wenn wir uns begegneten, das Du gemüthlich hervorſprang. Die Gewohnheit iſt aber ein wunderliches Ding: wir beide fanden nach und nach nichts natürlicher als dieſes Verhältniß; ſie ward mir immer werther und ihre Art mit mir zu ſein zeugte von einem ſchönen, ruhigen Vertrauen, ſo daß wir uns wohl gelegentlich, wenn ein Prieſter zugegen geweſen wäre, ohne vieles Bedenken auf der Stelle hätten zuſammengeben laſſen. Weil nun bei jeder unſerer geſelligen Zuſammenkünfte etwas Neues vorgeleſen werden mußte, ſo brachte ich eines Abends, als ganz friſche Neuigkeit, das Memoire des Beaumarchais gegen Clavigo im Original mit. Es erwarb ſich ſehr vielen Beifall; die Bemerkungen, zu denen es auffordert, blieben nicht aus, und nachdem man viel darüber hin und wieder geſprochen hatte, ſagte mein lieber Partner: Wenn ich deine Gebieterinn und nicht deine Frau wäre, ſo würde ich dich erſuchen, dieſes Memoire in ein Schauſpiel zu verwandeln, es ſcheint mir ganz dazu geeignet zu

ſein. Damit du ſiehſt, meine Liebe, antwortete ich, daß Gebieterinn und Frau in Einer Perſon vereinigt ſein können, ſo verſpreche ich dir über acht Tage den Gegenſtand dieſes Heftes als Theaterſtück vorzuleſen, wie es jetzt mit dieſen Blättern geſchehen. — Man verwunderte ſich über ein ſo kühnes Verſprechen, und ich ſäumte nicht es zu erfüllen. Denn was man in ſolchen Fällen Erfindung nennt, war bei mir augenblicklich; und gleich, als ich meine Titular-Gattinn nach Hauſe führte, war ich ſtill; ſie fragte, was mir ſei? — Ich ſinne, verſetzte ich, ſchon das Stück aus und bin mitten drin; ich wünſche dir zu zeigen, daß ich dir gerne etwas zu Liebe thue. Sie drückte mir die Hand, und als ich ſie dagegen eifrig küßte, ſagte ſie: Du mußt nicht aus der Rolle fallen! Zärtlich zu ſein, meinen die Leute, ſchicke ſich nicht für Ehegatten. — Laß ſie meinen, verſetzte ich, wir wollen es auf unſere Weiſe halten. — Ehe ich, freilich durch einen großen Umweg, nach Hauſe kam, war das Stück ſchon ziemlich herangedacht; damit dies aber nicht gar zu großſprecheriſch ſcheine, ſo will ich geſtehen, daß ſchon beim erſten und zweiten Leſen der Gegenſtand mir dramatiſch, ja theatraliſch vorgekommen, aber ohne eine ſolche Anregung wäre das Stück, wie ſo viele andere, auch bloß unter den möglichen Geburten geblieben. Wie ich dabei verfahren, iſt bekannt genug. Der Böſewichter müde, die aus Rache, Haß oder kleinlichen Abſichten ſich einer edlen Natur entgegenſetzen, und ſie zu Grunde richten, wollt' ich in Carlos den reinen Weltverſtand mit wahrer Freundſchaft gegen Leidenſchaft, Neigung und äußere Bedrängniß wirken laſſen, um auch einmal auf dieſe Weiſe eine Tragödie zu motiviren. Berechtigt durch unſern Altvater Shakeſpeare, nahm ich nicht einen Augenblick Anſtand, die Hauptſcene und die eigentlich theatraliſche Darſtellung wörtlich zu überſetzen. Um zuletzt abzuſchließen, entlehnt' ich den Schluß einer Engliſchen Ballade, und ſo war ich immer noch eher fertig als der Freitag herankam. Meine gebietende Gattinn erfreute ſich nicht wenig daran, und es war, als wenn unſer Verhältniß, wie durch eine geiſtige Nachkommenſchaft, durch dieſe Production ſich enger zuſammenzöge und befeſtigte. Mephiſtopheles Merk aber that mir zum erſten Mal hier einen großen Schaden. Denn als ich ihm das Stück mittheilte, erwiederte er: Solch' einen Quark mußt du mir künftig nicht mehr ſchreiben; das können die andern auch. Und doch hatt' er hierin Unrecht. Muß ja doch nicht alles über alle Begriffe hinausgehen, die man nun

einmal gefaßt hat; es ist auch gut, wenn manches sich an den gewöhnlichen Sinn anschließt. Hätte ich damals ein Dutzend Stücke der Art geschrieben, welches mir bei einiger Aufmunterung ein Leichtes gewesen wäre, so hätten sich vielleicht drei oder vier davon auf dem Theater erhalten. Jede Direction, die ihr Repertorium zu schätzen weiß, kann sagen, was das für ein Vortheil wäre. — Durch solche und andere geistreiche Scherze ward unser wunderliches Mariage-Spiel wo nicht zum Stadt-, doch zum Familien-Mährchen, das den Müttern unserer Schönen gar nicht unangenehm in die Ohren klang. Auch meiner Mutter war ein solcher Zufall nicht zuwider: sie begünstigte schon früher das Frauenzimmer, mit dem ich in ein so seltsames Verhältniß gekommen war, und mochte ihr zutrauen, daß sie eine eben so gute Schwiegertochter als Gattinn werden könnte. Jenes unbestimmte Rumoren, in welchem ich mich schon seit geraumer Zeit herumtrieb, wollte ihr nicht behagen, und wirklich hatte sie auch die gröste Beschwerde davon. Sie war es, welche die zuströmenden Gäste reichlich bewirthen mußte, ohne sich für die literarische Einquartirung anders als durch die Ehre, die man ihrem Sohne anthat, ihn zu beschmausen, entschädigt zu sehen. Ferner war es ihr klar, daß so viele junge Leute, sämmtlich ohne Vermögen, nicht allein zum Wissen und Dichten, sondern auch zum lustigen Leben versammelt, sich untereinander und zuletzt am Sichersten mir, dessen leichtsinnige Freigebigkeit und Verbürgungslust sie kannte, zur Last und zum Schaden gereichen würden. Sie hielt daher die schon längst bezweckte Italienische Reise, die der Vater wieder in Anregung brachte, für das sicherste Mittel alle diese Verhältnisse auf einmal durchzuschneiden. Damit aber ja nicht wieder in der weiten Welt sich neues Gefährliche anschließen möge, so dachte sie vorher die schon eingeleitete Verbindung zu befestigen, damit eine Rückkehr ins Vaterland wünschenswerther und eine endliche Bestimmung entschieden werde. Ob ich ihr diesen Plan unterlege, oder ob sie ihn deutlich, vielleicht mit der seligen Freundinn, entworfen, mochte ich nicht entscheiden: genug, ihre Handlungen schienen auf einen bedachten Vorsatz gegründet. Denn ich hatte manchmal zu vernehmen, unser Familienkreis sei nach Verheiratung Corneliens doch gar zu eng; man wollte finden, daß mir eine Schwester, der Mutter eine Gehülfinn, dem Vater ein Lehrling abgehe; und bei diesen Reden blieb es nicht. Es ergab sich wie von ungefähr, daß meine Eltern jenem Frauenzimmer

auf einem Spazirgang begegneten, sie in den Garten einluden und sich mit ihr längere Zeit unterhielten. Hierüber ward nun beim Abendtische gescherzt, und mit einem gewissen Behagen bemerkt, daß sie dem Vater wohlgefallen, indem sie die Haupt-Eigenschaften, die er als Kenner von einem Frauenzimmer fordere, besitze. Hierauf ward im ersten Stock Eins und das Andere veranstaltet, eben als wenn man Gäste zu erwarten habe, das Leinwandgeräthe gemustert, und auch an einigen bisher vernachlässigten Hausrath gedacht. Da überraschte ich nun einst meine Mutter, als sie in einer Bodenkammer die alten Wiegen betrachtete, worunter eine übergroße von Nußbaum, mit Elfenbein und Ebenholz eingelegt, die mich ehemals geschwenkt hatte, besonders hervorstach. Sie schien nicht ganz zufrieden, als ich ihr bemerkte, daß solche Schaukelkasten nunmehr völlig aus der Mode seien, und daß man die Kinder mit freien Gliedern in einem artigen Körbchen, an einem Bande über die Schulter, wie andre kurze Ware, zur Schau trage. Genug, dergleichen Vorboten zu erneuernder Häuslichkeit zeigten sich öfter; und da ich mich dabei ganz leidend verhielt, so verbreitete sich, durch den Gedanken an einen Zustand, der fürs Leben dauern sollte, ein solcher Friede über unser Haus und dessen Bewohner, dergleichen es lange nicht genossen hatte." —

Göthe erscheint uns in diesem Verhältniß allerdings sehr passiv, er sagt ja selbst, daß er den Ausgang dessen gelassen abwartete, was man für ihn im Sinne hegte und vornahm. Solch einen Mangel an Selbstständigkeit und Selbstbestimmung gewahren wir, wie schon oben in der Einleitung, §. 1, bemerkt, in mehreren seiner Liebesverhältnisse (bei Gretchen, bei Emilie, selbst bei Friederike, bei Lili) mit um so größerem Befremden, je selbstständiger und selbstbestimmender er in allen sonstigen innern und äußern Verhältnissen überallhin erscheint. Hier mochte wohl seine Passivität, seine Schwäche eine zu getreue Begleiterinn der Kindlichkeit seines Gemüthes sein.

Wir finden diese seine „Titulargattinn" im Verlauf seiner autobiographischen Mittheilungen nur noch zweimal erwähnt. Im 48sten Bande S. 64 erzählt er: „Wir haben die Mäßige, Liebe, Verständige, Schöne, Tüchtige, sich immer Gleiche, Neigungsvolle und Leidenschaftlose zu Ende des dritten Bandes kennen lernen; sie war der passende Schlußstein zu einem schon aufgemauerten zugerundeten Gewölbe." Und in demselben

Bande S. 164: „Alle dieſe innern und äußern Ereigniſſe, inſofern ſie meinen Vater hätten unangenehm berühren können, welcher jene erſte, ihm anmuthig zuſagende Schwiegertochter immer weniger hoffen konnte in ſein Haus eingeführt zu ſehn, wußte meine Mutter auf das Klügſte und Thätigſte abzuwenden. Dieſe Staatsdame (Lili) aber, wie er ſie im Vertrauen gegen ſeine Gattinn zu nennen pflegte, wollte ihn keineswegs anmuthen.“

Sonſt hat Göthe nichts weiter über dieſe Unbekannte mitgetheilt*). Das Verhältniß zu ihr, das doch keineswegs ohne beiderſeitige Neigung, obgleich allerdings auch beiderſeitig leidenſchaftlos war, ſcheint ſich, trotz der ſonſt ſo feſſelnden Gewohnheit, doch allmälig von ſelbſt aufgelöſt zu haben, und zwar ohne den Titulargatten oder die Titulargattinn beſonders ſchmerzlich zu verwunden. Veranlaſſung zu dieſer Auflöſung gab ein neues Liebesverhältniß, das Göthen an Lili feſſelte**). Hören wir ihn ſelbſt zunächſt über ſein erſtes Zuſammentreffen mit Lili im Herbſt 1774.

„Unter andern erſuchte mich ein Freund eines Abends mit ihm ein kleines Konzert zu beſuchen, welches in einem angeſehenen reformirten Handelshauſe gegeben wurde. Es war ſchon ſpät; doch weil ich alles aus dem Stegereife liebte, folgte ich ihm, wie gewöhnlich anſtändig angezogen. Wir traten in ein Zimmer gleicher Erde, in das eigentliche geräumige Wohnzimmer. Die Geſellſchaft war zahlreich, ein Flügel ſtand in der Mitte, an den ſich ſogleich die einzige Tochter des Hauſes niederſetzte und mit bedeutender Fertigkeit und Anmuth ſpielte. Ich ſtand am untern Ende des Flügels, um ihre Geſtalt und Weſen nahe genug bemerken zu können, ſie hatte etwas Kindartiges in ihrem Betragen; die Bewegungen, wozu das Spiel ſie nöthigte, waren ungezwungen und leicht. Nach geendigter Sonate trat ſie ans Ende des Pianos gegen mir über; wir begrüßten uns ohne weitere Rede, denn ein Quartett war ſchon angegangen. Am Schluſſe trat ich etwas näher und ſagte einiges Verbindliche: wie ſehr es mich freue, daß die erſte Bekanntſchaft mich zugleich mit ihrem Talent bekannt gemacht habe. Sie

*) Vielleicht iſt dieſe Unbekannte ein Fräulein Kreſpel, Tochter des Kaufmanns Kreſpel in Frankfurt.

**) Vergl. „Göthes Lili“ von Düntzer in den Blättern für Literariſche Unterhaltung 1849, Nr. 237—246.

wußte ſehr artig meine Worte zu erwiedern, behielt ihre Stellung und ich die meinige. Ich konnte bemerken, daß ſie mich aufmerkſam betrachtete, und daß ich ganz eigentlich zur Schau ſtand, welches ich mir wohl konnte gefallen laſſen, da man auch mir etwas gar Anmuthiges zu ſchauen gab. Indeſſen blickten wir einander an, und ich will nicht leugnen, daß ich eine Anziehungskraft von der ſanfteſten Art zu empfinden glaubte. Das Hin- und Herwogen der Geſellſchaft und ihrer Leiſtungen verhinderte jedoch jede andere Art von Annäherung dieſen Abend. Doch muß ich eine angenehme Empfindung geſtehen, als die Mutter beim Abſchied zu erkennen gab, ſie hofften mich bald wieder zu ſehen, und die Tochter mit einiger Freundlichkeit einzuſtimmen ſchien. Ich verfehlte nicht, nach ſchicklichen Pauſen, meinen Beſuch zu wiederholen, da ſich denn ein heiteres verſtändiges Geſpräch bildete, welches kein leidenſchaftliches Verhältniß zu weiſſagen ſchien."

Er faßte nun gar bald eine leidenſchaftliche Liebe zu dem ſechszehnjährigen Mädchen und fand Gegenliebe. Das Verhältniß ward ernſter als die früheren.

„Wie nun meine Anſichten ſich nach und nach verbeſſerten, hielt ich ſie für bedeutender, als ſie wirklich waren, und dachte um ſo mehr auf eine baldige Entſcheidung, als ein ſo öffentliches Verhältniß nicht länger ohne Mißbehagen fortzuführen war. Und wie es in ſolchen Fällen zu gehen pflegt, ſprachen wir es nicht ausdrücklich gegen einander aus; aber das Gefühl eines wechſelſeitigen unbedingten Behagens, das ineinander gleichmäßig geſetzte Vertrauen, — das alles brachte einen ſolchen Ernſt hervor, daß ich, der ich mir feſt vorgenommen hatte, kein ſchleppendes Verhältniß wieder anzuknüpfen, und mich doch in dieſes, ohne Sicherheit eines günſtigen Erfolges, wieder verſchlungen fand, wirklich von einem Stumpfſinn befangen war, vor dem ich mich zu retten, mich immer mehr in gleichgültige weltliche Geſchäfte verwickelte, aus denen ich auch nur wieder Vortheil und Zufriedenheit an der Hand der Geliebten zu gewinnen hoffen durfte. In dieſem wunderlichen Zuſtande, dergleichen doch auch mancher peinlich empfunden haben mag, kam uns eine Hausfreundinn zu Hülfe, welche die ſämmtlichen Bezüge der Perſonen und Zuſtände ſehr wohl durchſah." —

Dieſe Hausfreundinn, Demoiſelle Delf, welche mit ihrer ältern Schweſter einem kleinen Handelshauſe in Heidelberg vorſtand, oft aber

Bande S. 164: „Alle dieſe innern und äußern Ereigniſſe, inſofern ſie meinen Vater hätten unangenehm berühren können, welcher jene erſte, ihm anmuthig zuſagende Schwiegertochter immer weniger hoffen konnte in ſein Haus eingeführt zu ſehn, wußte meine Mutter auf das Klügſte und Thätigſte abzuwenden. Dieſe Staatsdame (Lili) aber, wie er ſie im Vertrauen gegen ſeine Gattinn zu nennen pflegte, wollte ihn keineswegs anmuthen.“

Sonſt hat Göthe nichts weiter über dieſe Unbekannte mitgetheilt*). Das Verhältniß zu ihr, das doch keineswegs ohne beiderſeitige Neigung, obgleich allerdings auch beiderſeitig leidenſchaftlos war, ſcheint ſich, trotz der ſonſt ſo feſſelnden Gewohnheit, doch allmälig von ſelbſt aufgelöſt zu haben, und zwar ohne den Titulargatten oder die Titulargattinn beſonders ſchmerzlich zu verwunden. Veranlaſſung zu dieſer Auflöſung gab ein neues Liebesverhältniß, das Göthen an Lili feſſelte**). Hören wir ihn ſelbſt zunächſt über ſein erſtes Zuſammentreffen mit Lili im Herbſt 1774.

„Unter andern erſuchte mich ein Freund eines Abends mit ihm ein kleines Konzert zu beſuchen, welches in einem angeſehenen reformirten Handelshauſe gegeben wurde. Es war ſchon ſpät; doch weil ich alles aus dem Stegereife liebte, folgte ich ihm, wie gewöhnlich anſtändig angezogen. Wir traten in ein Zimmer gleicher Erde, in das eigentliche geräumige Wohnzimmer. Die Geſellſchaft war zahlreich, ein Flügel ſtand in der Mitte, an den ſich ſogleich die einzige Tochter des Hauſes niederſetzte und mit bedeutender Fertigkeit und Anmuth ſpielte. Ich ſtand am untern Ende des Flügels, um ihre Geſtalt und Weſen nahe genug bemerken zu können, ſie hatte etwas Kindartiges in ihrem Betragen; die Bewegungen, wozu das Spiel ſie nöthigte, waren ungezwungen und leicht. Nach geendigter Sonate trat ſie ans Ende des Pianos gegen mir über; wir begrüßten uns ohne weitere Rede, denn ein Quartett war ſchon angegangen. Am Schluſſe trat ich etwas näher und ſagte einiges Verbindliche: wie ſehr es mich freue, daß die erſte Bekanntſchaft mich zugleich mit ihrem Talent bekannt gemacht habe. Sie

*) Vielleicht iſt dieſe Unbekannte ein Fräulein Krespel, Tochter des Kaufmanns Krespel in Frankfurt.

**) Vergl. „Göthes Lili“ von Düntzer in den Blättern für literariſche Unterhaltung 1849, Nr. 237—246.

die Zuverſicht der Leidenſchaft iſt groß, aber wir ſehen ſie doch gar oft an dem ihr entgegengeſetzten Wirklichen ſcheitern. Junge Gatten, die, beſonders in der ſpätern Zeit, mit nicht genugſamen Gütern verſehen, in dieſe Zuſtände ſich einlaſſen, mögen ja ſich keine Honigmonde verſprechen; unmittelbar droht ihnen eine Welt mit unverträglichen Forderungen, welche, nicht befriedigt, ein junges Ehepaar abſurd erſcheinen laſſen. — Die Unzulänglichkeit der Mittel, die ich zur Erreichung meines Zwecks mit Ernſt ergriffen hatte, konnte ich früher nicht gewahr werden, weil ſie bis auf einen gewiſſen Punkt zugereicht hätten; nun der Zweck näher heranrückte, wollte es hüben und drüben nicht vollkommen paſſen. Der Trugſchluß, den die Leidenſchaft ſo bequem findet, trat nun in ſeiner völligen Inkongruenz nach und nach hervor. Mit einiger Nüchternheit mußte mein Haus, meine häusliche Lage, in ihrem ganz Beſondern betrachtet werden. Das Bewußtſein, das Ganze ſei auf eine Schwiegertochter eingerichtet, lag freilich zu Grunde; aber auf ein Frauenzimmer welcher Art war dabei gerechnet? Wir haben die Mäßige, Liebe, Verſtändige, Schöne, Tüchtige, ſich immer Gleiche, Neigungsvolle und Leidenſchaftloſe zu Ende des dritten Bandes kennen lernen; ſie war der paſſende Schlußſtein zu einem ſchon aufgemauerten, zugerundeten Gewölbe; aber hier hatte man bei ruhiger, unbefangener Betrachtung ſich nicht leugnen können, daß, um dieſe neue Geworbene in ſolche Function gleichfalls einzuſetzen, man ein neues Gewölbe hätte zurichten müſſen. Indeſſen war mir dies noch nicht deutlich geworden und ihr eben ſo wenig. Betrachtete ich nun aber mich in meinem Hauſe, und gedacht' ich ſie hereinzuführen, ſo ſchien ſie mir nicht zu paſſen, wie ich ja ſchon in ihren Zirkeln zu erſcheinen, um gegen die Tags- und Mode-Menſchen nicht abzuſtechen, meine Kleidung von Zeit zu Zeit verändern, ja wieder verändern mußte. Das konnte aber doch mit einer häuslichen Einrichtung nicht geſchehen, wo in einem neugebauten, ſtattlichen Bürgerhauſe ein nunmehr veralteter Prunk gleichſam rückwärts die Einrichtung geleitet hatte. So hatte ſich auch, ſelbſt nach dieſer gewonnenen Einwilligung, kein Verhältniß der Eltern unter einander bilden und einleiten können, kein Familienzuſammenhang. Andere Religionsgebräuche, andere Sitten! und wollte die Liebenswürdige einigermaßen ihre Lebensweiſe fortſetzen, ſo fand ſie in dem anſtändig geräumigen Hauſe keine Gelegenheit, keinen Raum. — Hatte ich bisher von allem dieſem abgeſehen,

so waren mir zur Beruhigung und Stärkung von außen her schöne Ansichten eröffnet, zu irgend einer gedeihlichen Anstellung zu gelangen. Ein rühriger Geist faßt überall Fuß; Fähigkeiten, Talente erregen Vertrauen; jedermann denkt, es komme ja nur auf eine veränderte Richtung an. Zudringliche Jugend findet Gunst, dem Genie traut man alles zu, da es doch nur ein Gewisses vermag. Das Deutsche, geistig-literarische Terrain war damals ganz eigentlich als ein Neubruch anzusehen. Es fanden sich unter den Geschäftsleuten kluge Menschen, die für den neu aufzuwühlenden Boden tüchtige Anbauer und kluge Haushälter wünschten. Selbst die angesehne wohl gerundete Freimaurer-Loge, mit deren vornehmsten Gliedern ich eben durch mein Verhältniß zu Lili bekannt geworden war, wußte auf schickliche Weise meine Annäherung einzuleiten; ich aber, aus einem Unabhängigkeitsgefühl, welches mir später als Verrücktheit erschien, lehnte jede nähere Verknüpfung ab, nicht gewahrend, daß diese Männer, wenn schon in höherem Sinne verbunden, mir doch bei meinen, den ihrigen so nah verwandten Zwecken, hätten förderlich sein müssen." —

In diesen Mittheilungen beginnen schon Anklänge von Zweifeln. Diese Zweifel treten allmälig immer stärker hervor. Endlich will er einen Versuch machen, ob er Lili entbehren könne; denn eine gewisse peinliche Unruhe macht ihn zu allen bestimmten Geschäften untauglich. Die Aufforderung der Brüder Stolberg, sie nach der Schweiz zu begleiten, ist ihm daher sehr willkommen, und sein Vater empfiehlt ihm, bis in Italien hineinzugehn. Mit einiger Andeutung, aber ohne Abschied trennt er sich von Lili. „Sie war mir, sagt er, so ins Herz gewachsen, daß ich mich gar nicht von ihr zu entfernen glaubte." — Zu allen seinen eignen Zweifeln und Schwankungen kam nun endlich gar noch der Rath seiner Schwester Kornelia*), die, von ihm sehr geliebt und hochgeehrt, mit außergewöhnlicher Anhänglichkeit an ihm hing. Ihr Rath, durch Klätschereien über Lili und falsche Berichte um so dringender geworden, ging ihm sehr zu Herzen. Er erzählt:

*) In Eckermanns Gesprächen (II. S. 331) finden wir Göthes Schilderung des Charakters seiner Schwester und besonders ihrer Abneigung gegen die Ehe. Am Schlusse heißt es: „Und da sie nun, obgleich mit einem der bravsten Männer verheiratet, in der Ehe nicht glücklich war, so widerrieth sie so leidenschaftlich meine beabsichtigte Verbindung mit Lili." —

„Sie ſelbſt hatte an einem langwierigen Brautſtande viel gelitten; Schloſſer, nach ſeiner Redlichkeit, verlobte ſich nicht eher mit ihr, als bis er ſeiner Anſtellung im Großherzogthum Baden gewiß, ja wenn man es ſo nehmen wollte, ſchon angeſtellt war. Die eigentliche Beſtimmung aber verzögerte ſich auf eine undenkliche Weiſe. Soll ich meine Vermuthung hierüber eröffnen, ſo war der wackere Schloſſer, wie tüchtig er zum Geſchäft ſein mochte, doch wegen ſeiner ſchroffen Rechtlichkeit dem Fürſten als unmittelbar berührender Diener, noch weniger den Miniſtern als naher Mitarbeiter wünſchenswerth. Seine gehoffte und dringend gewünſchte Anſtellung in Karlsruhe kam nicht zu Stande. Mir aber klärte ſich dieſe Zögerung auf, als die Stelle eines Oberamtmanns in Emmendingen ledig ward, und man ihn alſobald dahin verſetzte. Es war ein ſtattliches, einträgliches Amt nunmehr ihm übertragen, dem er ſich völlig gewachſen zeigte. Seinem Sinn, ſeiner Handlungsweiſe däuchte es ganz gemäß hier allein zu ſtehen, nach der Ueberzeugung zu handeln und über alles, man mochte ihn loben oder tadeln, Rechenſchaft zu geben. Dagegen ließ ſich nichts einwenden, meine Schweſter mußte ihm folgen, freilich nicht in eine Reſidenz, wie ſie gehofft hatte, ſondern an einen Ort, der ihr eine Einſamkeit, eine Einöde ſcheinen mußte; in eine Wohnung, zwar geräumig, amtsherrlich, ſtattlich, aber aller Geſelligkeit entbehrend. Einige junge Frauenzimmer, mit denen ſie früher Freundſchaft gepflogen, folgten ihr nach, und da die Familie Gerock mit Töchtern geſegnet war, wechſelten dieſe ab, ſo daß ſie wenigſtens bei ſo vieler Entbehrung, eines längſtvertrauten Umgangs genoß. — Dieſe Zuſtände, dieſe Erfahrungen waren es, wodurch ſie ſich berechtigt glaubte, mir aufs Ernſteſte eine Trennung von Lili zu befehlen. Es ſchien ihr hart, ein ſolches Frauenzimmer, von dem ſie ſich die höchſten Begriffe gemacht hatte, aus einer wo nicht glänzenden, doch lebhaft bewegten Exiſtenz herauszuzerren, in unſer zwar löbliches, aber doch nicht zu bedeutenden Geſellſchaften eingerichtetes Haus, zwiſchen einen wohlwollenden, ungeſprächigen, aber gern didaktiſchen Vater, und eine in ihrer Art höchſt häusliche thätige Mutter, welche doch nach vollbrachtem Geſchäft, bei einer bequemen Handarbeit nicht geſtört ſein wollte, in einem gemüthlichen Geſpräch mit jungen herangezogenen und auserwählten Perſönlichkeiten. Dagegen ſetzte ſie mir Lili's Verhältniſſe lebhaft ins Klare; denn ich hatte ihr theils ſchon in Briefen, theils aber in leidenſchaftlich geſchwätziger

Vertraulichkeit alles haarklein vorgetragen. Leider war ihre Schilderung nur eine umständliche wohlgesinnte Ausführung dessen, was ein Ohrenbläser von Freund, dem man nach und nach nichts Gutes zutraute, mit wenigen charakteristischen Zügen einzuflüstern bemüht gewesen. — Versprechen konnt' ich ihr nichts, ob ich gleich gestehen mußte, sie habe mich überzeugt. Ich ging mit dem räthselhaften Gefühl im Herzen, woran die Leidenschaft sich fortnährt; denn Amor das Kind hält sich noch hartnäckig fest am Kleide der Hoffnung, eben als sie schon starken Schrittes sich zu entfernen den Anlauf nimmt." —

Er gab sich nun alle Mühe, die lieben Erinnerungen zu verscheuchen (s. das Lied „Auf dem See" §. 16, Nr. 3). Aber überall hin folgt ihm ihr Bild, und er kann sich nicht bewogen finden nach Italien zu gehn, sondern kehrt alsbald nach Hause zurück. Neue Pein und Qual!

„Ich vermied nicht und konnte nicht vermeiden, Lili zu sehen; es war ein schonender, zarter Zustand zwischen uns beiden. Ich war unterrichtet, man habe sie in meiner Abwesenheit völlig überzeugt, sie müsse sich von mir trennen, und dieses sei um so nothwendiger, ja thunlicher, weil ich durch meine Reise und eine ganz willkürliche Abwesenheit mich genugsam selbst erklärt habe. Dieselben Lokalitäten jedoch in Stadt und auf dem Land, dieselben Personen, mit allem Bisherigen vertraut, ließen denn doch kaum die beiden noch immer Liebenden, obgleich auf eine wundersame Weise auseinander Gezogenen, ohne Berührung. Es war ein verwünschter Zustand, der sich in einem gewissen Sinne dem Hades, dem Zusammensein jener glücklich unglücklichen Abgeschiedenen, verglich. Es waren Augenblicke, wo die vergangenen Tage sich wieder herzustellen schienen; aber gleich, wie wetterleuchtende Gespenster verschwanden. Wohlwollende hatten mir vertraut, Lili habe geäußert, indem alle die Hindernisse unsrer Verbindung ihr vorgetragen worden: sie unternehme wohl aus Neigung zu mir alle dermaligen Zustände und Verhältnisse aufzugeben und mit nach Amerika zu gehen. Amerika war damals vielleicht noch mehr als jetzt das Eldorado derjenigen, die in ihrer augenblicklichen Lage sich bedrängt fanden. Aber eben das, was meine Hoffnungen hätte beleben sollen, drückte sie nieder. Mein schönes väterliches Haus, nur wenig hundert Schritte von dem ihrigen, war doch immer ein leidlicherer, zu gewinnender Zustand, als die über das Meer entfernte ungewisse Umgebung; aber ich leugne nicht, in ihrer Gegenwart traten alle Hoffnungen,

alle Wünſche wieder hervor, und neue Unſicherheiten bewegten ſich in mir. Freilich ſehr verbietend und beſtimmt waren die Gebote meiner Schweſter; ſie hatte mir mit allem verſtändigen Gefühl, deſſen ſie fähig war, die Lage nicht nur ins Klare geſetzt, ſondern ihre wahrhaft ſchmerzlich mächtigen Briefe verfolgten immer mit kräftigerer Ausführung denſelben Text. Gut, ſagte ſie, wenn ihrs nicht vermeiden könntet, ſo müßtet ihrs ertragen; dergleichen muß man dulden, aber nicht wählen. — Einige Monate gingen hin in dieſer unſeligſten aller Lagen, alle Umgebungen hatten ſich gegen dieſe Verbindung geſtemmt; in ihr allein glaubt' ich, wußt' ich, lag eine Kraft, die das alles überwältigt hätte. Beide Liebende, ſich ihres Zuſtandes bewußt, vermieden ſich allein zu begegnen; aber herkömmlicher Weiſe konnte man nicht umgehen, ſich in Geſellſchaft zu finden. Da war mir denn die ſtärkſte Prüfung auferlegt, wie eine edle fühlende Seele einſtimmen wird, wenn ich mich näher erkläre. — Geſtehen wir im Allgemeinen, daß bei einer neuen Bekanntſchaft, einer neu ſich anknüpfenden Neigung, über das Vorhergegangene der Liebende gern einen Schleier zieht. Die Neigung kümmert ſich um keine Antecedentien, und wie ſie blitzſchnell genialiſch hervortritt, ſo mag ſie weder von Vergangenheit noch Zukunft wiſſen. Zwar hatte ſich meine nähere Vertraulichkeit zu Lili gerade dadurch eingeleitet, daß ſie mir von ihrer frühern Jugend erzählte: wie ſie von Kind auf durchaus manche Neigung und Anhänglichkeit, beſonders auch in fremden ihr lebhaftes Haus Beſuchenden, erregt und ſich daran ergetzt habe, obgleich ohne weitere Folge und Verknüpfung. — Wahrhaft Liebende betrachten alles, was ſie bisher empfunden, nur als Vorbereitung zu ihrem gegenwärtigen Glück, nur als Baſe, worauf ſich erſt ihr Lebensgebäude erheben ſoll. Vergangene Neigungen erſcheinen wie Nachtgeſpenſter, die ſich vor dem anbrechenden Tage wegſchleichen. — Aber was ereignete ſich! Die Meſſe kam, und ſo erſchien der Schwarm jener Geſpenſter in ihrer Wirklichkeit; alle Handelsfreunde des bedeutenden Hauſes kamen nach und nach heran, und es offenbarte ſich ſchnell, daß keiner einen gewiſſen Antheil an der liebenswürdigen Tochter völlig aufgeben wollte noch konnte*). Die Jüngeren, ohne zudringlich zu ſein, erſchienen doch

*) In dem Schwarm von Verehrern befand ſich auch ihr ſpäterer Gatte, v. Türckheim, der aber noch lange an der Erfüllung ſeiner Wünſche zweifeln mußte. Vergl. W. v. Humboldt „Briefe an eine Freundinn" II. 257.

als Wohlbekannte; die Mittlern mit einem gewissen verbindlichen Anstand, wie solche, die sich beliebt machen und allenfalls mit höhern Ansprüchen hervortreten möchten. Es waren schöne Männer darunter, mit dem Behagen eines gründlichen Wohlstandes. Nun aber die alten Herren waren ganz unerträglich mit ihren Onkelsmanieren, die ihre Hände nicht im Zaum hielten, und bei widerwärtigem Tätscheln sogar einen Kuß verlangten, welchem die Wange nicht versagt wurde. Allein auch die Gespräche erregten manches bedenkliche Erinnern. Von jenen Luftfahrten wurde gesprochen zu Wasser und zu Lande, von mancherlei Fährlichkeiten mit heiterem Ausgang, von Bällen und Abendpromenaden, von Verspottung lächerlicher Werber, und was nur eifersüchtigen Aerger in dem Herzen des Liebenden aufregen konnte, der gleichsam das Facit so vieler Jahre auf eine Zeit lang an sich gerissen hatte. Aber unter diesem Zudrang, in dieser Bewegung, versäumte sie den Freund nicht, und wenn sie sich zu ihm wendete, so wußte sie mit wenigem das Zarteste zu äußern, was der gegenseitigen Lage völlig geeignet schien." —

In seinen weiteren Mittheilungen über dies Verhältniß fährt er also fort:

„Ich hatte auf Lili mit Ueberzeugung Verzicht gethan, aber die Liebe machte mir diese Ueberzeugung verdächtig. Lili hatte in gleichem Sinne von mir Abschied genommen, und ich hatte die schöne zerstreuende Reise angetreten; aber sie bewirkte gerade das Umgekehrte. So lange ich abwesend war, glaubte ich an die Trennung, glaubte nicht an die Scheidung. Alle Erinnerungen, Hoffnungen und Wünsche hatten ein freies Spiel. Nun kam ich zurück und wie das Wiedersehen der frei und freudig Liebenden ein Himmel ist, so ist das Wiedersehen von zwei nur durch Vernunftgründe getrennten Personen ein unleidliches Fegefeuer, ein Vorhof der Hölle. Als ich in die Umgebung Lilis zurückkam, fühlte ich alle jene Mißhelligkeiten doppelt, die unser Verhältniß gestört hatten; als ich wieder vor sie selbst hintrat, fiel mirs hart aufs Herz, daß sie für mich verloren sei. Ich entschloß mich daher abermals zur Flucht, und es konnte mir deshalb nichts erwünschter sein, als daß das junge herzoglich Weimarsche Paar von Karlsruhe nach Frankfurt kommen und ich, früheren und späteren Einladungen gemäß, ihnen nach Weimar folgen sollte." —

Er konnte sich zwar nicht überwinden, noch einmal wenigstens in ihrer Nähe zu sein.

„Seit mehreren Jahren gewohnt unter freiem Himmel zu leben, gesellt zu Freunden, mit denen ich in dem aufrichtigsten, geschäftigsten Wechselverhältnisse stand, in der Nähe einer Geliebten, von der ich zwar mich zu trennen den Vorsatz gefaßt, die mich aber doch, so lange noch die Möglichkeit war mich ihr zu nähern, gewaltsam zu sich forderte, — alles dieses fing an, mich dergestalt zu beunruhigen, daß die Anziehungskraft meiner Tragödie sich zu vermindern und die poetische Produktionskraft durch Ungeduld aufgehoben zu werden drohte. Schon einige Abende war es mir nicht möglich gewesen zu Haus zu bleiben. In einen großen Mantel gehüllt schlich ich in der Stadt umher, an den Häusern meiner Freunde und Bekannten vorbei, und versäumte nicht auch an Lilis Fenster zu treten. Sie wohnte im Erdgeschoß eines Eckhauses, die grünen Rouleaux waren niedergelassen; ich konnte aber recht gut bemerken, daß die Lichter am gewöhnlichen Platze standen. Bald hörte ich sie zum Klaviere singen; es war das Lied: „Ach wie ziehst du mich unwiderstehlich!" das nicht ganz vor einem Jahr an sie gedichtet ward. Es mußte mir scheinen, daß sie es ausdrucksvoller sänge als jemals, ich konnte es deutlich Wort vor Wort verstehn; ich hatte das Ohr so nahe angedrückt, wie nur das auswärts gebogene Gitter erlaubte. Nachdem sie es zu Ende gesungen, sah ich an dem Schatten, der auf die Rouleaux fiel, daß sie aufgestanden war; sie ging hin und wieder, aber vergebens suchte ich den Umriß ihres lieblichen Wesens durch das dichte Gewebe zu erhaschen. Nur der feste Vorsatz mich wegzubegeben, ihr nicht durch meine Gegenwart beschwerlich zu sein, ihr wirklich zu entsagen und die Vorstellung, was für ein seltsames Aufsehen mein Wiedererscheinen machen müßte, konnte mich entscheiden, die so liebe Nähe zu verlassen." —

Demnach blieb für immer die Entfernung von Lili bestimmt*), und

*) Ueber seine damaligen Herzenszustände sprechen sich wunderbar offen seine Briefe an seine Freundinn Auguste Stolberg aus. Vergl. unten §. 18. — Die schönen, der Liebe und der geselligen Freundschaft gewidmeten Tage in Offenbach hat Göthe in dem vortrefflichen Gedicht „Bundeslied" („In allen guten Stunden") aufs Schönste geschildert. Dies Gedicht, ursprünglich dem Hochzeitstage des Pfarrers Ewald gewidmet, enthält eine Andeutung über die Trennung von dem

die Heilung seiner Herzenswunde war um so leichter, da er bald darauf nach Weimar ging, wo ihn eine neue Welt erwartete.

Viele Züge von Lili nahm er in Egmonts Klärchen auf: in diese Zeit fällt gerade seine erste Arbeit an Egmont.

Lili war die Tochter eines reichen Kaufmanns in Frankfurt und hieß Anna Elisabeth Schönemann, geboren den 23. Juni 1758. Ihr Vater starb schon 1763; die Wittwe setzte das Bankgeschäft fort und machte unverändert ein großes Haus. Elisabeth heiratete 1778 einen Bankier v. Türckheim in Straßburg, einen edeln und geistreichen Mann, und ist den 6. Mai 1817 gestorben.

Auf seiner Schweizerreise, die Göthe im Herbst 1779 mit dem Herzoge unternahm, besuchte er Friederike in Sesenheim und Lili in Straßburg. Ueber den Besuch bei Letzterer schreibt er an Frau von Stein (I. 246): „Den 26. (September) traf ich wieder mit der Gesellschaft zusammen, und gegen Mittag waren wir in Straßburg. Ich ging zu Lili und fand den schönen Grasaffen*) mit einer Puppe von 7 Wochen spielen und ihre Mutter bei ihr. Auch da wurde ich mit Verwunderung und Freude empfangen, erkundigte mich nach Allem und sah in alle Ecken. Da ich denn zu meinem Ergetzen fand, daß die gute Kreatur recht glücklich verheiratet ist. Ihr Mann, aus Allem, was ich höre, scheint brav, vernünftig und beschäftigt zu sein, er ist wohlhabend, ein schönes Haus, ansehnliche Familie, einen stattlichen bürgerlichen Rang u. s. w., Alles was sie brauchte. Er war abwesend, ich blieb zu Tisch. — Dann aß ich wieder bei Lili und ging in schönem Mondschein weg. Die schöne Empfindung, die mich begleitet, kann ich nicht sagen. So prosaisch als ich nun mit diesen Menschen bin, so ist doch in dem Gefühl von durchgehendem, reinem Wohlwollen, und wie ich diesen Weg her gleichsam einen Rosenkranz der treusten, bewährtesten, unauslöschlichsten Freundschaft abgebetet habe, eine recht ätherische Wollust. Ungetrübt

---

Freundschaftskreise und vielleicht auch von Lili und überhaupt spezielle Beziehungen auf damalige Verhältnisse, wurde aber späterhin von Göthe selbst zu einem allgemeinen Gesellschaftsliede umgeändert.

*) Dieser Ausdruck war damals ein Lieblingsausdruck Göthes zur Bezeichnung von geliebten Kindern. Daher hat er auch hier nichts Anstößiges, noch weniger wirft er ein schlechtes Licht auf Göthes Herz.

von einer beſchränkten Leidenſchaft treten nun in meine Seele die Verhältniſſe zu den Menſchen, die bleibend ſind, meine entfernten Freunde und ihr Schickſal liegen nun vor mir wie ein Land, in deſſen Gegenden man von einem hohen Berge oder im Vogelflug ſieht." —

Lili hatte vier Söhne und eine Tochter: die beiden älteſten Söhne leben noch, eben ſo die Tochter, die an einen Franzöſiſchen Civilbeamten, Namens Brunk, verheiratet iſt. 1795 floh ihr Gemahl, um der Guillotine zu entgehn, mit dreien ſeiner Kinder nach Frankfurt. Auch Lili ſtand, wie ſie noch zu rechter Zeit erfuhr, auf der Liſte der Geächteten und rettete ſich nur dadurch, daß ſie als Bäuerinn verkleidet, den jüngſten Sohn auf dem Arme, den älteren an der Hand, aus der Stadt ging und den gröſten Theil des Weges zu Fuß zurücklegte. Im folgenden Jahre kehrte ſie nach Straßburg zurück. —

Sehr rührend muß es für Göthe geweſen ſein, 30 Jahre ſpäter in den Kriegsunruhen (am 14. Oktober 1806) mitten unter dem ſchreckenden Getümmel hereinſtürmender Feinde einen Sohn Lilis, einen Franzöſiſchen Huſarenoffizier*), geſehn und geſprochen zu haben. Sehr Schade, daß wir über dieſes intereſſante Zuſammentreffen nichts weiter wiſſen als folgende magre Mittheilung Riemers („Mittheilungen über Göthe" I. S. 363): „Zu gleicher Zeit oder bald darauf bemerkte ich, daß Göthe zu Fuß an der Seite eines Huſarenoffiziers nach dem Markte zu, alſo vermuthlich auf das Schloß ging. Erſt lange nachher erfuhr ich, dieſer Offizier, der mir als ein Bekannter Göthes bezeichnet wurde, habe ſich ſehr geheimnißvoll nach ihm erkundigt; es war ein Baron v. Türckheim, Sohn der unter dem Namen Lili als Göthes frühere Geliebte berühmt gewordnen Frau v. Türckheim, geb. Schönemann." — Es iſt das derſelbe Türckheim, von welchem Bettina in ihrem Göthiſchen Briefwechſel (I. S. 100) ſpricht. Sie erzählt alſo:

Am andern Tage führte ich ihr (Günderode) einen jungen Franzöſiſchen Huſarenoffizier zu mit hoher Bärenmütze; es war der Wilhelm v. Türckheim, der ſchönſte aller Jünglinge, das wahre Kind voll Anmuth und Scherz; er war unvermuthet angekommen; ich ſagte: Da habe ich dir einen Liebhaber gebracht, der ſoll dir das Leben wieder lieb machen.

*) Er iſt der jüngſte von Lilis Söhnen und ſtarb 1840 als Obriſtlieutenant, 60 Jahre alt.

Er vertrieb uns allen die Melancholie; wir scherzten und machten Verse, und da der schöne Wilhelm die schönsten gemacht zu haben behauptete, so wollte die Günderode, ich sollte ihm den Lorbeerkranz schenken; ich wollte mein Erbtheil nicht geschmälert wissen, doch mußte ich ihm endlich die Hälfte des Kranzes lassen" ꝛc.

Im Verfolg des Briefwechsels (I. 137) erzählt Bettina sehr naiv dem Göthe auch ihre „fünftägige Liebe" zu diesem „Sohne der ersten Heißgeliebten ihres geliebten Freundes." —

Im März 1830 war eine Verwandte Lilis einige Zeit in Weimar. Es ist höchst interessant, was bei dieser Gelegenheit Eckermann im dritten Theil seiner Gespräche mit Göthe S. 297—300 niedergeschrieben hat. Er erzählt also:

Ich drückte heute gegen Göthe mein Bedauern über ihre (Fräulein v. Türckheim) Abreise aus. Sie ist so jung, sagte ich, und zeigt eine so erhabne Gesinnung und einen so reifen Geist, wie man ihn bei solchem Alter selten findet. Ihr Erscheinen hat überhaupt in Weimar großen Eindruck gemacht. Wäre sie länger geblieben, sie hätte für manchen gefährlich werden können.

Wie sehr thut es mir Leid, erwiederte Göthe, daß ich sie nicht öfter gesehen und daß ich anfänglich immer verschoben habe sie einzuladen, um mich ungestört mit ihr zu unterhalten und die geliebten Züge ihrer Verwandten in ihr wieder aufzusuchen.

Der vierte Band von Wahrheit und Dichtung, fuhr er fort, wo Sie die jugendliche Glücks- und Leidensgeschichte meiner Liebe zu Lili erzählt finden werden, ist seit einiger Zeit vollendet. Ich hätte ihn längst früher geschrieben und herausgegeben, wenn mich nicht gewisse zarte Rücksichten gehindert hätten, und zwar nicht Rücksichten gegen mich selber, sondern gegen die damals noch lebende Geliebte. Ich wäre stolz gewesen, es der ganzen Welt zu sagen, wie sehr ich sie geliebt; und ich glaube, sie wäre nicht erröthet, zu gestehn, daß meine Neigung erwiedert wurde. Aber hatte ich das Recht, es öffentlich zu sagen, ohne ihre Zustimmung? Ich hatte immer die Absicht sie darum zu bitten; doch zögerte ich damit hin, bis es denn endlich nicht mehr nöthig war.

Indem Sie, fuhr Göthe fort, mit solchem Antheil über das liebenswürdige junge Mädchen reden, das uns jetzt verläßt, erwecken Sie in mir alle meine alten Erinnerungen. Ich sehe die reizende Lili wieder in

aller Lebendigkeit vor mir, und es ist mir, als fühlte ich wieder den Hauch ihrer beglückenden Nähe. Sie war in der That die Erste, die ich tief und wahrhaft liebte. Auch kann ich sagen, daß sie die Letzte gewesen; denn alle kleinen Neigungen, die mich in der Folge meines Lebens berührten, waren mit jener ersten verglichen, nur leicht und oberflächlich.

Ich bin, fuhr Göthe fort, meinem eigentlichen Glück nie so nahe gewesen, als in der Zeit jener Liebe zu Lili. Die Hindernisse, die uns auseinander hielten, waren im Grunde nicht unübersteiglich — und doch ging sie mir verloren!

Meine Neigung zu ihr hatte etwas so Delikates und etwas so Eigenthümliches, daß es jetzt, in Darstellung jener schmerzlich glücklichen Epoche auf meinen Stil Einfluß gehabt hat. Wenn Sie künftig den vierten Band von Wahrheit und Dichtung lesen, so werden Sie finden, daß jene Liebe etwas ganz Anderes ist, als eine Liebe in Romanen.

Dasselbige, erwiederte ich, könnte man auch von Ihrer Liebe zu Gretchen und Friederike sagen. Die Darstellung von Beiden ist gleichfalls so neu und originell, wie die Romanschreiber dergleichen nicht erfinden und ausdenken. Es scheint dies von der großen Wahrhaftigkeit des Erzählers herzurühren, der das Erlebte nicht zu bemänteln gesucht, um es zu größerem Vortheil erscheinen zu lassen, und der jede empfindsame Phrase vermieden, wo schon die einfache Darlegung der Ereignisse genügte. Auch ist die Liebe selbst, fügte ich hinzu, sich niemals gleich; sie ist stets original und modifizirt sich stets nach dem Charakter und der Persönlichkeit derjenigen, die wir lieben.

Sie haben vollkommen Recht, erwiederte Göthe; denn nicht bloß wir sind die Liebe, sondern es ist es auch das uns anreizende liebe Objekt. Und dann, was nicht zu vergessen, kommt als ein mächtiges Drittes noch das Dämonische hinzu, das jede Leidenschaft zu begleiten pflegt und das in der Liebe sein eigentliches Element findet. In meinem Verhältniß zu Lili war es besonders wirksam; es gab meinem ganzen Leben eine andre Richtung, und ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß meine Herkunft nach Weimar und mein jetziges Hiersein davon eine unmittelbare Folge war.

§. 16.

Gedichte.

1. Neue Liebe neues Leben.

Herz, mein Herz, was ſoll das geben?
Was bedränget dich ſo ſehr?
Welch ein fremdes neues Leben!
Ich erkenne dich nicht mehr.
Weg iſt Alles, was du liebteſt,
Weg, warum du dich betrübteſt,
Weg dein Fleiß und deine Ruh' —
Und wie kamſt du nur dazu!

Feſſelt dich die Jugendblüthe,
Dieſe liebliche Geſtalt,
Dieſer Blick voll Treu' und Güte
Mit unendlicher Gewalt?
Will ich raſch mich ihr entziehen,
Mich ermannen, ihr entfliehen,
Führet mich im Augenblick
Ach, mein Weg zu ihr zurück.

Und an dieſem Zauberfädchen,
Das ſich nicht zerreißen läßt,
Hält das liebe loſe Mädchen,
Mich ſo wider Willen feſt;
Muß in ihrem Zauberkreiſe
Leben nun auf ihre Weiſe.
Die Verändrung, ach wie groß!
Liebe! Liebe! laß mich los!

Das Lied ſtellt vortrefflich das ganze Leben und Weſen der neuen Liebe des Dichters (zu Lili) dar. Er fühlt ſich bedrängt, und weiß nicht,

was daraus werden ſoll; fremd der Liebe, fängt er ein neues Liebesleben an. Seine früheren Neigungen und Betrübniſſe ſind vergeſſen, ſein literariſcher Thätigkeitstrieb, ſeine Ruhe und Behaglichkeit haben ihn verlaſſen. Er verſteht ſich ſelbſt nicht mehr; er weiß nicht, ob ihn ihre Schönheit oder ihr Herz feſſelt; er will ihr entfliehn und muß doch nur zu bald zu ihr zurückkehren. Wider Willen ſieht er ſich von ihr bezaubert und in ihr Leben verflochten und ſehnt ſich, in dieſem Sturm und dieſer Pein ſich von ihr loszureißen.

Göthe erzählt (**48.** 38—41): „Ein wechſelſeitiges Bedürfniß, eine Gewohnheit, ſich zu ſehn, trat nun ein; wie hätte ich aber manchen Tag, manchen Abend bis in die Nacht hinein entbehren müſſen, wenn ich mich nicht hätte entſchließen können, ſie in ihren Zirkeln zu ſehen? Hieraus erwuchs mir mannigfaltige Pein. Mein Verhältniß zu ihr war von Perſon zu Perſon, zu einer ſchönen, liebenswürdigen, gebildeten Tochter; es glich meinen früheren Verhältniſſen und war noch höherer Art. An die Aeußerlichkeiten jedoch, an das Miſchen und Wiedermiſchen eines geſelligen Zuſtandes hatte ich nicht gedacht. Ein unbezwingliches Verlangen war herrſchend geworden; ich konnte nicht ohne ſie, ſie nicht ohne mich ſein; aber in den Umgebungen und bei den Einwirkungen einzelner Glieder ihres Kreiſes, was ergaben ſich da oft für Mißtage und Fehlſtunden! Die Geſchichte von Luſtpartien, die zur Unluſt ausliefen, ein retardirender Bruder, mit dem ich nachfahren ſollte, welcher ſeine Geſchäfte erſt mit der gröſten Gelaſſenheit, ich weiß nicht ob mit Schadenfreude, langſamſt vollendete, und dadurch die ganze wohldurchdachte Verabredung verdarb, auch ſonſtiges Antreffen und Verfehlen, Ungeduld und Entbehrung, alle dieſe Peinen, die in irgend einem Roman umſtändlicher mitgetheilt gewiß theilnehmende Leſer finden würden, muß ich hier beſeitigen. Um aber doch dieſe betrachtende Darſtellung einer lebendigen Anſchauung, einem jugendlichen Mitgefühl anzunähern, mögen einige Lieder, zwar bekannt, aber vielleicht beſonders hier eindrücklich, eingeſchaltet ſtehen."

Und nun läßt er dies und das nächſte Gedicht folgen und fährt dann alſo fort:

„Hat man ſich dieſe Lieder aufmerkſam vorgeleſen, lieber noch mit Gefühl vorgeſungen, ſo wird ein Hauch jener Fülle glücklicher Stunden gewiß vorüber wehen."

Ausgezeichnet schön und charakteristisch dem Sturm und der Unstätigkeit der Gedanken und Gefühle sich anschmiegend ist Beethovens Komposition dieses Liedes. Auch Zelter hat es komponirt.

---

2. An Belinden.

Warum ziehst du mich unwiderstehlich
Ach, in jene Pracht?
War ich guter Junge nicht so selig
In der öden Nacht?

Heimlich in mein Zimmerchen verschlossen
Lag im Mondenschein
Ganz von seinem Schauerlicht umflossen,
Und ich dämmert' ein;

Träumte da von vollen goldnen Stunden
Ungemischter Lust,
Hatte schon das liebe Kind empfunden
Tief in meiner Brust.

Bin ichs noch, den du bei so viel Lichtern
An dem Spieltisch hältst?
Oft so unerträglichen Gesichtern
Gegenüber stellst?

Reizender ist mir des Frühlings Blüthe
Nun nicht auf der Flur;
Wo du, Engel, bist, ist Lieb' und Güte,
Wo du bist, Natur.

Belinde ist hier (wie auch in den Widmungsversen von Erwin und Elmire) Lili. Die Mittheilungen bei dem vorhergehenden Liede und im

vorigen Paragraphen geben über den Inhalt den genaueſten Aufſchluß. — Den Ausdruck Junge gebraucht Göthe hier vom Jünglingsalter, wie auch im Gedicht „Die Bekehrte“ (§. 28, Nr. 2): „Und der gute Junge blies“. Auf gleiche Weiſe ſteht bei ihm auch Knabe für Jüngling, z. B. im „Heidenröslein“ (§. 17, Nr. 4): „Sah' ein Knab' ein Röslein ſtehn“; ferner in der Ballade „Der Junggeſell und der Mühlbach“ (§. 28, Nr. 8. B.): „Was ſtill der Knabe fühlt und hofft“; ferner in dem Liede „Am Fluſſe“ (§. 28, Nr. 7): „Kein Knabe ſing' entzückt euch wieder“ und in der Ballade „Der Müllerin Reue“ (§. 28, Nr. 8. D.) u. ſ. w. — Lag für lag ich; die Auslaſſung des ich iſt nur in dieſem Konſtruktionszuſammenhange etwas anſtößig; ſie kommt ſonſt bei Göthe in Gedichten und noch häufiger in ſeinen Briefen unzähligemal vor und iſt von Anderen noch häufiger nachgeahmt und nachgeäfft worden.

---

3. Auf dem See.

Und friſche Nahrung, neues Blut
Saug' ich aus freier Welt;
Wie iſt Natur ſo hold und gut,
Die mich am Buſen hält!
Die Welle wieget unſern Kahn
Im Rudertakt hinauf,
Und Berge, wolkig himmelan,
Begegnen unſerm Lauf. —

Aug', mein Aug', was ſinkſt du nieder?
Goldne Träume, kommt ihr wieder?
Weg, du Traum! ſo Gold du biſt;
Hier auch Lieb' und Leben iſt.

Auf der Welle blinken
Tauſend ſchwebende Sterne;
Weiche Nebel trinken
Rings die thürmende Ferne,

Morgenwind umflügelt
Die beschattete Bucht,
Und im See bespiegelt
Sich die reifende Frucht.

Die Einleitung des Gedichts mit der Konjunktion: und*) deutet darauf hin, daß es nur einen (kleineren) Theil von der Seelenszene des Dichters mittheilt und dem Leser überläßt, das Vorangegangene und somit den Zusammenhang des Theils mit dem Ganzen sich selbst zu bilden und zu ergänzen. Diese Ergänzung ist schon aus dem Gedichte selbst möglich, noch bestimmter aber in Göthes Autobiographie dargeboten. Vervollständigen wir uns zunächst aus dem Gedichte selbst die ganze Seelenszene.

Der Dichter befindet sich in einem Verhältniß, welches nicht mehr so wie früher fesselt und von welchem er nicht mehr gefesselt sein möchte („Goldne Träume, kommt ihr wieder?"). Dies Verhältniß und was aus ihm gefolgt, ist für seinen weiten Blick zu begrenzt („Welt"), für seine jugendliche Freiheitslust zu beengend („saug' ich aus freier Welt") geworden. Die Gedanken und Ideen und Rathschlüsse, welche in seiner Seele, bei dem über die Lösung des Verhältnisses entstandnen innern Kampf hervorgerufen, ein ewiges Schwanken und Wanken und dadurch ein peinigendes Mißbehagen zur Folge haben, hemmen seine freiere Seelenthätigkeit, sie gewähren ihm immer wieder nur die alte, gewohnte Nahrung („frische Nahrung") und erschlaffen seine Geister („neues Blut"). So tief dies Verhältniß auch in der Seele gewurzelt hat („goldne Träume"), und so schwer seinem Gemüthe auch der Kampf und seinem Gewissen die Entscheidung wird („Aug', mein Aug', was sinkst du nieder?"): er widersteht nicht seinem Drange nach Freiheit. Der frische Morgenwind („Morgenwind umflügelt") treibt ihn zu frischer That. Wie sich die Frucht bereits aus der schwankenden Blüthe gedrängt („die reifende Frucht"): so drängt sich der

*) Erklärungen zu solcher ein Bruchstück bezeichnenden Einleitungsart im Allgemeinen und zu obigem Gedicht insbesondere habe ich in einer Programmsabhandlung („Ueber Göthes Lieblingswendungen und Lieblingsausdrücke, 1840", erster Abschnitt) dargeboten.

feſte Entſchluß, frei von der Liebe und ihrem Traum zu werden, aus ſeinem träumenden Schwanken heraus. Der Dichter macht ſeinem Herzen Luft, verſcheucht die Beengung ſeiner Bruſt, entflieht der Begrenzung ſeines Zimmers, wandert ins Freie hinaus — — und friſche Nahrung, neues Blut ſaugt er aus freier Welt! Da ergetzen in der liebenden Natur ſeine frei gewordene Seele wieder der wiegende Wellenſchlag beim Takte der Ruder und die Berge, die gleich den Wolken himmelan ſtreben. — Aber die Erinnerung an die goldnen Träume kehrt zurück; er drängt ſie aus ſeinem Herzen trotz ihres Goldes*); er findet ja auch in der alliebenden Natur**) Liebe und Leben wieder, welches ihn rings nah und fern in tauſendfachen Geſtalten tröſtet und erhebt und neu beſeligt, wie bei der ſchwebenden Welle und ihren Sternen und wie bei dem weichen Nebel, der die thürmende Flut trinkt, ſo bei dem Morgenwinde, der die beſchattete Bucht umweht, und bei dem See, der die reifende Frucht abſpiegelt.

Iſt hienach das Gedicht als Bruchſtück und in ſeinem Zuſammenhange mit der ganzen Seelenſzene des Dichters auch ohne ſpezielle Be-

*) Die Worte „ſo Gold du biſt" bedeuten wohl: „falls du auch wirklich Gold biſt oder mir wieder als Gold in meiner Einbildung und Erinnerung erſcheinen willſt." Es liegt alſo darin der geheime Zweifel über dies Liebesverhältniß, den er immer mit ſich herumtrug, der Zweifel, ob er auch wirklich liebe und wiedergeliebt werde. Und ſchon dieſer Zweifel an ſich trägt mit zur Begründung des Entſchluſſes, den Traum zu verſcheuchen, weſentlich bei. Daher erſcheint auch dieſer Entſchluß minder auffallend: eine Liebe, die noch irgend wann und irgend wie zweifeln kann, iſt keine wahre Liebe und ihre Auflöſung ſonach minder ſchmerzlich.

**) Göthes unendlicher Liebe zur Natur kommt nur noch ſeine unendliche Meiſterſchaft in der Darſtellung der Natur gleich. A. v. Humboldt ſagt in ſeinem Kosmos (II. S. 75): Wo iſt das ſüdlichere Volk, welches uns nicht den großen Meiſter der Dichtung beneiden ſollte, deſſen Werke alle ein tiefes Gefühl der Natur durchdringt, in den Leiden des jungen Werther wie in den Erinnerungen an Italien, in der Metamorphoſe der Gewächſe wie in ſeinen vermiſchten Gedichten? Wer hat beredter ſeine Zeitgenoſſen angeregt, „des Weltalls heilige Räthſel zu löſen", das Bündniß zu erneuern, welches im Jugendalter der Menſchheit Philoſophie, Phyſik und Dichtung mit Einem Bande umſchlang? Wer hat mächtiger hingezogen in das ihm geiſtig heimiſche Land, wo

Ein ſanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte ſtill und hoch der Lorbeer ſteht? —

ziehungen schon an sich durchaus verständlich, so gewinnt diese Verständlichkeit noch mehr eben durch die historischen Beziehungen, die wir aus Göthes Autobiographie kennen lernen. 18. S. 113 theilt Göthe das Gedicht mit den einführenden Worten mit: „Möge ein eingeschaltnes Gedicht von jenen glücklichen Momenten einige Ahnungen herüberbringen." Und die vorhergehenden Worte: „Wir schifften uns ein und fuhren an einem glänzenden Morgen den herrlichen See hinauf" beweisen deutlich, daß unser Gedicht nach dem Zusammentreffen mit seinem Landsmanne Passavant bei der Fahrt auf dem Zürcher See im Juli 1775 oder bald nachher entstanden ist. Warum Göthe diese ganze Schweizerreise unternommen und wie er, schon früher in Zweifel über sein Liebesverhältniß zu Lili verfallen, auf dringendes Anrathen seiner Schwester immer mehr zum Entschluß der Auflösung dieses Verhältnisses getrieben wurde, erzählt der vorige Paragraph. Und somit ist die Beziehung des obigen Gedichts auf Lili eben so klar, als seine Pointe, der Entschluß sich von ihr und den Erinnerungen an sie loszureißen. — Daß er, wenigstens zunächst, nicht im Stande war, diesen Entschluß sofort auszuführen, geht aus dem in §. 15 mitgetheilten weitern Verlauf seiner Schweizerreise und seiner Rückkehr nach Frankfurt hervor.

Wie melodiös und klangreich das Gedicht gleitet, welche treffliche Malerei im Wechsel der Rhythmen und Verse liegt, hört ein jeder sogleich heraus. Aber auch wie bedeutungsvoll und gedankenreich jeder Ausdruck und jede Wendung ist, liegt nicht minder zu Tage, was die obige Darlegung des Inhaltes und seiner Ergänzung zum vollständigen Bilde bezeugt. Und die Frische und Lebendigkeit der Anschauungen und Empfindungen verbindet sich auf eine wunderbar schöne Weise mit der mannigfaltigen Thätigkeit der zwischen den Zeilen zu lesenden Handlung. Erst reißt er sich heraus aus der Enge der Umgebung, und zwar gewaltsam („Und"), in die frische Natur, in die freie Welt. Dann wiegt er sich auf dem Kahn den Bergen vorbei („die Welle wieget" ꝛc.). Nun senkt er das Auge nieder und wandelt in goldnen Träumen umher („Aug', mein Aug'" ꝛc.). Endlich verscheucht er die Träumereien („Weg du Traum") und genießt in tausend Zügen die mannigfachen Wonnen der Natur rings um sich. So ist Alles in ihm und um ihn lebensvoll und thätig, sein Geist, sein Herz, sein Auge, sein Ohr, seine Hand, sein Fuß. Und alles dies Leben, alle diese Thätigkeit, äußerlich

und innerlich, mit ſo wenigen Zügen, mit ſo kurzen Andeutungen doch ſo reich und ſchön und klar geſchildert! —

Wir beſitzen, ſo viel ich weiß, nur zwei Kompoſitionen dieſes vortrefflichen Liedes, von Hauptmann und von F. Mendelsſohn-Bartholdy.

---

4. Vom Berge.

Wenn ich, liebe Lili, dich nicht liebte,
Welche Wonne gäb' mir dieſer Blick!
Und doch, wenn ich, Lili, dich nicht liebte,
Fänd' ich hier und fänd' ich dort mein Glück?

Der Zauber der Natur ſchwindet vor der Allgewalt der Liebe! ſagen dieſe ſchönen, ſinnigen Zeilen, die Göthe bei nochmaligem Anblick des Zürcher Sees in ein Gedenkheft niederſchrieb. Sie widerſprechen der Pointe des vorhergehenden Gedichts, die den Entſchluß zur Entſagung in ſich trägt, und ſtimmen dagegen mit der Schlußſtrophe des Liedes „An Belinde" überein:

Reizender iſt mir des Frühlings Blüthe
Nun nicht auf der Flur;
Wo du, Engel, biſt, iſt Lieb' und Güte,
Wo du biſt, Natur. —

Der ſchöne Klang, beſonders die lieblichen Alliterationen des l in Verbindung mit den durchherrſchenden Aſſonanzen des i (— ich, liebe, Lili, dich, nicht, liebte, dieſer, Blick, ich, Lili, dich, nicht, liebte, ich, hier, ich —) ſo wie die Alliteration des w (— wenn, welche, Wonne, wenn —) fallen aufs Angenehmſte ins Ohr und malen vortrefflich das Wehen der Liebe und den Gleichklang der Herzen. Die beiden Gegenſätze bei gleichen Vorausſetzungen, der Gleichlaut dieſer Vorausſetzungen und die Verſchiedenheit der Einkleidung jener

Gegenſätze geben in ihrer Kürze und Klarheit ein unvergleichlich ſchönes Bild kunſtreichſter Einfachheit und Natürlichkeit, die mit dem Inhalt des Gedankens, mit der Allgewalt der Liebe, in harmoniſchem Einklange ſteht.

---

5. Blumengruß.

Der Strauß, den ich gepflücket,
Grüße dich viel tauſendmal!
Ich habe mich oft gebücket,
Ach, wohl ein tauſendmal,
Und ihn ans Herz gedrücket
Wie hunderttauſendmal!

Dies zarte Gedicht, von Göthe mit dem vorhergehenden zuſammengeſtellt, iſt mit demſelben von gleichem Charakter und bezieht ſich wohl ebenfalls auf Lili. Sehr ſchön iſt die Verbindung des Antiklimax mit dem Klimax: viel tauſendmal, ein tauſendmal, wie hunderttauſendmal. In dieſer Verbindung liegt der tiefe Sinn und die zärtliche Bedeutung ſeiner Liebe und ihrer Aeußerung ausgeprägt.

Zelter und Curſchmann haben dies Gedicht komponirt.

---

6. Herbſtgefühl.

(Im Herbſt 1775.)

Fetter grüne, du Laub'
Am Rebengeländer,
Hier mein Fenſter herauf!
Gedrängter quellet,
Zwillingsbeeren, und reifet
Schneller und glänzet voller!

Euch brütet der Mutter Sonne
Scheideblick, euch umsäuselt
Des holden Himmels
Fruchtende Fülle;
Euch kühlet des Mondes
Freundlicher Zauberhauch,
Und euch bethauen, ach!
Aus diesen Augen
Der ewig belebenden Liebe
Vorschwellende Thränen!

Göthes tiefe Liebeswehmuth spricht sich in diesem Gedicht, das am weinumrankten Fenster seines Zimmers entstand, deutlich aus. Die Thränen erscheinen ihm hier auf sinnige und zarte Weise wie eine belebende Naturkraft, die zum Gedeihen der Beeren mitwirkt. Sehr passend nicht bloß in Bezug auf das dargebotene Anschauungsbild sondern auch auf seine Herzensstimmung ist die Ueberschrift „Herbstgefühl" gewählt. Die Frühlings- und Sommersonne seiner Liebe war dahin; der düstre Herbst war in seine Seele eingekehrt.

Die Lesart glänzend voller (statt glänzet voller) ist älter und offenbar besser. — Zwillingsbeeren deutet wohl auf rothe und weiße Trauben hin, welche neben einander wuchsen und deren Verschlingung vielleicht gleichfalls symbolisch zu verstehn ist.

Das Gedicht erschien zuerst in der Iris mit der Ueberschrift: „Im Herbst 1775." Wir besitzen eine Zelterſche Komposition dieses Wehmuthsliedes. —

7. Liebeslieder aus den Singspielen: „Erwin und Elmire" und „Claudine von Villa Bella."

Die fünf nächsten Liebeslieder (A. bis E.) finden sich in dem Singspiel: Erwin und Elmire (1775), das sechste (F.) in dem Singspiel: Claudine von Villa Bella. Als Göthe von Lili sich trennen zu müssen glaubte und mit sich einiger geworden war, wurde sein Schmerz etwas

milder und machte ſich in den beiden genannten Singſpielen Luft. Er erzählt (**48.** 162) alſo: „Doch! Wenden wir uns von dieſer noch in der Erinnerung beinahe unerträglichen Qual zur Poeſie, wodurch einige geiſtreich herzliche Linderung in den Zuſtand eingeleitet wurde. — Nachſtehendes Lied (hier Nr. A.) drückt eher die Anmuth jenes Unglücks aus. — Die Oper: Erwin und Elmire war aus Goldſmiths liebenswürdiger, im Landprediger von Wakefield eingefügten Romanze entſtanden, die uns in den beſten Zeiten vergnügt hatte, wo wir nicht ahneten, daß uns etwas Aehnliches bevorſtehe." —

Es erſcheint daher zweckmäßig, dieſen 6 Liebesliedern hier einen Platz anzuweiſen, da eine Anregung zu ihnen aus Göthes Liebe zu Lili und ihre Beziehung auf Lili deutlich hervortritt. Das zweite, „das Veilchen", hat Göthe unter ſeinen Balladen (**1.** 180) mit aufgenommen; die übrigen ſind in dem ſiebenten Band ſeiner nachgelaſſenen Werke (**47.** 15 ꝛc.) unter der Rubrik „Lieder für Liebende" mitgetheilt, mit der Bemerkung: „Für die Zwecke des Komponiſten und Sängers neu zuſammengeſtellt." —

A. Ihr verblühet, ſüße Roſen.

Ihr verblühet, ſüße Roſen,
Meine Liebe trug euch nicht;
Blühtet, ach, dem Hoffnungsloſen,
Dem der Gram die Seele bricht!

Jener Tage denk' ich trauernd,
Als ich, Engel, an dir hing,
Auf das erſte Knöspchen lauernd
Früh zu meinem Garten ging,

Alle Blüthen, alle Früchte
Noch zu deinen Füßen trug,
Und vor deinem Angeſichte
Hoffnung in dem Herzen ſchlug.

Ihr verblühet, süße Rosen,
Meine Liebe trug euch nicht;
Blühtet, ach, dem Hoffnungslosen,
Dem der Gram die Seele bricht!

Dies Lied singt Erwin (im Singspiel: Erwin und Elmire) am Anfang des zweiten Aufzugs, im Garten arbeitend. Seine Beziehung auf Lili geht aus den obigen Worten Göthes hervor*).

Sowohl an dieser Stelle als auch im 47sten Bande S. 27 enthält der dritte Vers der ersten und der letzten Strophe einen Druckfehler: blühet statt blühtet**). Auch im Singspiel selbst (10. 311) begegnet dieser Druckfehler in der ersten Strophe, dagegen in der vierten nicht. In der Gesammtausgabe von 1840 ist er korrigirt.

B. Das Veilchen.

Ein Veilchen auf der Wiese stand,
Gebückt in sich und unbekannt;
Es war ein herzig's Veilchen,
Da kam eine junge Schäferinn
Mit leichtem Schritt und munterm Sinn
Daher, daher,
Die Wiese her und sang.

Ach! denkt das Veilchen, wär' ich nur
Die schönste Blume der Natur,
Ach, nur ein kleines Veilchen,
Bis mich das Liebchen abgepflückt,
Und an dem Busen matt gedrückt!
Ach nur, ach nur
Ein Viertelstündchen lang!

*) Viehoff (Göthes Leben II. 249) meint, daß dies Lied offenbar einer frühern Zeit angehöre.

**) Auch in der Schäferschen Auswahl Göthischer Gedichte für Schule und Haus (Stuttgart und Tübingen 1846) findet sich dieser Druckfehler.

Ach! aber ach! das Mädchen kam
Und nicht in Acht das Veilchen nahm,
Ertrat das arme Veilchen.
Es sang und starb' und freut sich noch:
Und sterb' ich denn, so sterb' ich doch
Durch sie, durch sie,
Zu ihren Füßen doch!

Dies zarte Lied singen im ersten Aufzug des Singspiels: Erwin und Elmire (**10.** 297) Rosa, Valerio und Elmire im Wechselgesang. Die Allegorie stellt den Gedanken dar, daß die zarte Liebe auch in ihrem Schmerze über Unzartheit, ja im Tode noch liebt und bescheiden glücklich ist. Der Dichter hat auch hier wahrscheinlich an Lili gedacht, die ihm, wie er wenigstens glaubte, Veranlassung zu tiefem Schmerz und zu der ihm schweren Entsagung gegeben; und doch konnte er nicht aufhören sie zu lieben. Auch im tiefsten Schmerze fühlt er sich noch glücklich.

Wir besitzen eine Komposition dieses Gedichts von S. v. Seckendorf und von Mozart.

C. Höret alle mich, ihr Götter.

Höret alle mich, ihr Götter,
Die ihr auf Verliebte schauet:
Dieses Glück, so schön gebauet,
Reiß' ich voll Verzweiflung ein.

Ach! ich hab' in deinen Armen
Mehr gelitten als genossen!
Nun es sei! Es ist beschlossen!
Ende, Glück, und ende, Pein!

Der Liebende reißt sich verzweiflungsvoll von seiner Geliebten los und hofft so mit dem Glück auch die Pein zu endigen. Die Beziehung auf Lili stellt sich leicht heraus.

Valerio singt dies Lied im ersten Aufzuge von Erwin und Elmire (**10.** 307).

D. Sie liebt mich!

Sie liebt mich!
Sie liebt mich!
Welch ſchreckliches Beben!
Fühl' ich mich ſelber?
Bin ich am Leben?
Sie liebt mich!
Sie liebt mich!

Ach, rings ſo anders!
Biſt du's noch, Sonne?
Biſt du's noch, Hütte?
Trage die Wonne,
Seliges Herz!
Sie liebt mich!
Sie liebt mich!

Die Wonne, geliebt zu werden, läßt ihm jetzt Alles anders erſcheinen und kann von ſeinem ſeligen Herzen kaum ertragen werden.

Erwin ſingt dieſe Verſe im achten Auftritt des zweiten Aufzugs von Erwin und Elmire (**10.** 329).

E. Ein Schauſpiel für Götter.

Ein Schauſpiel für Götter,
Zwei Liebende zu ſehn!
Das ſchönſte Frühlingswetter
Iſt nicht ſo ſchön.

Wie ſie ſtehn, nach einander ſehn!
In vollen Blicken
Ihre ganze Seele ſtrebt!
In ſchwebendem Entzücken
Zieht ſich Hand und Hand,
Und ein ſchauervolles Drücken
Knüpft ein dauernd Seelenband.

Wie um ſie ein Frühlingswetter
Aus der vollen Seele quillt!
Das iſt euer Bild, ihr Götter!
Götter, das iſt euer Bild!

Im erſten Aufzuge von Erwin und Elmire ſingt Valerio ſeiner Geliebten dies Lied (**10.** 291). Göthe dichtete dies Lied an dem Abende, da er Nicolais bekannten Oppoſitionsroman: „Die Freuden des jungen Werther" erhielt.

F. Lebet wohl, geliebte Bäume*).

Lebet wohl, geliebte Bäume!
Wachſet in der Himmelsluft.
Tauſend liebevolle Träume
Schlingen ſich durch euren Duft.

Doch was ſteh' ich und verweile?
Wie ſo ſchwer, ſo bang iſts mir?
Ja, ich gehe, ja, ich eile!
Aber, ach! mein Herz bleibt hier.

Dies liebliche Lied, welches die Bangigkeit und Schwere der Trennung und das Zurückbleiben des Herzens darlegt, ſingt Pedro im zweiten

*) Vergl. unten §. 20, Nr. 8.

Aufzuge des Singſpiels: Claudine von Villa Bella (**10.** 230). Göthe hat dieſe Töne oft genug in ſeinem Herzen wiederholt, am Innigſten wohl bei Friederike und bei Lili; aber ſeine weiteren Bahnen und namentlich Weimar drängten dieſe Herzensklänge in den Hintergrund zurück, aus dem ſie in ruhigen Zeiten der Erinnerung häufig ſich ſelbſt hervordrängten. —

---

§. 17.

Drei Lieder. 1774 und 1775.

Wir ſchalten hier drei Lieder ein, welche wahrſcheinlich in den Jahren 1774 und 1775 gedichtet ſind. Das erſtere ſteht in ſpezieller Verbindung mit dem innern Leben des Dichters, die beiden anderen gehn zwar ins Allgemeine, hängen aber (Nr. 2) mit der Tiefe und (Nr. 3) mit dem Sturme ſeiner damaligen Herzensgefühle aufs Innigſte zuſammen.

1. Der Muſenſohn. 1774.

Durch Feld und Wald zu ſchweifen,
Mein Liedchen wegzupfeifen,
So gehts von Ort zu Ort!
Und nach dem Takte reget
Und nach dem Maß beweget
Sich alles an mir fort.

Ich kann ſie kaum erwarten
Die erſte Blum' im Garten,
Die erſte Blüth' am Baum.
Sie grüßen meine Lieder,
Und kommt der Winter wieder,
Sing' ich noch jenen Traum.

Ich ſing' ihn in der Weite,
Auf Eiſes Läng' und Breite,
Da blüht der Winter ſchön!
Auch dieſe Blüthe ſchwindet,
Und neue Freude findet
Sich auf bebauten Höhn.

Denn wie ich bei der Linde
Das junge Völkchen finde,
Sogleich erreg' ich ſie.
Der ſtumpfe Burſche bläht ſich,
Das ſteife Mädchen dreht ſich
Nach meiner Melodie.

Ihr gebt den Sohlen Flügel
Und treibt durch Thal und Hügel
Den Liebling weit von Haus.
Ihr lieben holden Muſen,
Wann ruh' ich ihr am Buſen
Auch endlich wieder aus?

Das Gedicht fällt in die Zeit zu Frankfurt, wo Göthe ein Wanderleben führte, ins Frühjahr 1774, alſo nach den Verhältniſſen zu Charlotte und vor der Liebe zu Lili. Er ſpricht ſelbſt von der Entſtehung deſſelben: „Ich war dazu gelangt, das mir inwohnende dichteriſche Talent ganz als Natur zu betrachten, um ſo mehr, als ich darauf gewieſen war, die äußere Natur als den Gegenſtand deſſelben anzuſehn. Die Ausübung dieſer Dichtergabe konnte zwar durch Veranlaſſung erregt und beſtimmt werden; aber am Freudigſten und Reichlichſten trat ſie unwillkürlich, ja wider Willen hervor:

Durch Feld und Wald zu ſchweifen,
Mein Liedchen wegzupfeifen,
So gings den ganzen Tag.

Auch beim nächtlichen Erwachen trat derſelbe Fall ein," u. ſ. w.

Frisches Leben in und außer ihm athmet dies Lied, und der Titel bezeichnet aufs Passendste den Hauptcharakter. Die Form ist vollendet schön. —

Sing' ich nach jenem Traum vom Erwachen der ersten Blüthen. — Auf Eises Läng' und Breite. Schon oben in §. 11 haben wir seine Erzählung über den Beginn seines Schlittschuhlaufens, das er gleich Klopstock sehr liebte, mitgetheilt. Vom Winter 1774—1775 erzählt er also (**48.** 21): „Ein sehr harter Winter hatte den Main völlig mit Eis bedeckt und in einen festen Boden verwandelt. Der lebhafteste, nothwendige und lustig gesellige Verkehr regte sich auf dem Eise. Grenzenlose Schlittschuhbahnen, glattgefrorne weite Flächen wimmelten von bewegter Versammlung. Ich fehlte nicht vom frühen Morgen an" u. s. w. — Denn wie ich ꝛc. Er selbst fühlte den Mangel „einer gewohnten erquicklichen Liebe"; sein warmes Herz nahm daher um so inniger an den frohen Verhältnissen andrer Menschen Theil. Vergl. oben §. 11. — Wann ruh' ich ꝛc. Die Sehnsucht nach Liebesglück fand bald im Verhältniß zu Lili Befriedigung. — Zelter hat dies Gedicht komponirt.

2. Der König in Thule. 1774.

Es war ein König in Thule
Gar treu bis an das Grab,
Dem sterbend seine Buhle
Einen goldnen Becher gab.

Es ging ihm nichts darüber,
Er leert' ihn jeden Schmaus;
Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus.

Und als er kam zu sterben,
Zählt' er seine Städt' im Reich,
Gönnt' Alles seinem Erben,
Den Becher nicht zugleich.

Er ſaß beim Königsmahle,
Die Ritter um ihn her,
Auf hohem Väterſaale
Dort auf dem Schloß am Meer.

Dort ſtand der alte Zecher,
Trank letzte Lebensgluth
Und warf den heil'gen Becher
Hinunter in die Flut.

Er ſah ihn ſtürzen, trinken,
Und ſinken tief ins Meer.
Die Augen thäten ihm ſinken,
Trank nie einen Tropfen mehr.

Dieſe allberühmte Ballade iſt 1774 entſtanden. Gretchen ſingt ſie dem Fauſt vor. Sie wird von dem Gedanken: Treue bis in den Tod! getragen und vereinigt auf ſchönſte Weiſe den gemüthlichen Volksliederton mit der Würde und Weihe einer feierlichen Ballade.

Thule iſt bei den Alten im Allgemeinen das nördlichſte ihnen bekannte Land Europas, ausgeſchmückt mit allerlei fabelhaften Erzählungen. Viele halten es für die Inſel Mainland, die gröſte der Schottlandsinſeln, andre für Island oder Norwegen. — Buhle. Der und die Buhle iſt ſoviel als der und die Geliebte, wird aber oft in nachtheiligem Sinne von einer unerlaubten, unreinen Liebe verſtanden. Hier hat es natürlich dieſe Nebenbedeutung nicht. — Die Augen gingen ihm über vor Freude und Freudenthränen in der Erinnerung an ſie. — Als er kam zu ſterben iſt eine ältere Redeweiſe; die neuere „als es kam zum Sterben" iſt mehr der platten Alltagsſprache eigen. — Der alte Zecher nicht in der ſchlechten Nebenbedeutung als leidenſchaftlicher Liebhaber des Trinkens. Solche Bedeutung würde die Weihe des Balladentons ſehr ſchlecht unterbrechen. — Er ſah ihn ſtürzen, trinken. Ungewöhnlich, aber höchſt poetiſch iſt die Phantaſie, daß der Becher aus den Wellen des Meers trinkt. Nicht ungewöhnlich, aber nicht minder poetiſch iſt der Gedanke, daß das Gefäß, aus welchem man in treueſter Erinnerung an geliebte Verſtorbne oder an ferne Freunde oder in heiliger

Begeiſterung erhabener Ideen und Gefühle trinkt, nicht fernerhin bei anderen minder würdigen und heiligen Gedanken und Empfindungen berührt werden dürfe und demnach zertrümmert oder überhaupt dem ferneren Gebrauch entzogen werden müſſe.*) —

*) Die frühere Faſſung dieſer Ballade findet man in der dritten Sammlung der Lieder, die 1782 unter dem Titel erſchien: „Volks- und andre Lieder, mit Begleitung des Fortepiano in Muſik geſetzt von Siegmund Freiherrn von Seckendorf.“ Wie bedeutend Göthes Verbeſſerung geworden, leuchtet aus der Vergleichung beider Faſſungen ein (vergl. Blätter für literariſche Unterhaltung, 1849, Nr. 230). Die ältere Faſſung iſt folgende:

Es war ein König in Thule.
Einen goldnen Becher er hätt'
Empfangen von ſeiner Buhle
Auf ihrem Todesbett.

Den Becher hätt' er lieber,
Trank draus bei jedem Schmaus.
Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus.

Und als er kam zu ſterben,
Zählt' er ſeine Städt' und Reich',
Gönnt' alles ſeinem Erben,
Den Becher nicht zugleich.

Am hohen Königsmahle
Die Ritter um ihn her
Im alten Väterſaale
Auf ſeinem Schloß am Meer,

Da ſaß der alte Zecher,
Trank neue Lebensglut
Und warf den heiligen Becher
Hinunter in die Flut.

Er ſah ihn ſinken und trinken
Und ſtürzen tief ins Meer.
Die Augen thäten ihm ſinken,
Trank keinen Tropfen mehr.

Komponirt iſt dieſe Ballade oft, namentlich von v. Seckendorf, Zelter, v. Radzivil, Bernh. Klein und Löwe.

---

3. Heidenröslein. 1774.

Sah' ein Knab' ein Röslein ſtehn,
Röslein auf der Heiden!
War ſo jung und morgenſchön,
Lief er ſchnell es nah zu ſehn,
Sah's mit vielen Freuden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden!

Knabe ſprach: Ich breche dich,
Röslein auf der Heiden!
Röslein ſprach: Ich ſteche dich,
Daß du ewig denkſt an mich,
Und ich wills nicht leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden!

Und der wilde Knabe brach
's Röslein auf der Heiden;
Röslein wehrte ſich und ſtach,
Half ihm doch kein Weh und Ach,
Mußt' es eben leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden!

Dies Lied iſt eine, obwohl nur auf weniges ſich beſchränkende, doch höchſt glückliche Veränderung des durch Herder bekannten Volks-

liedes*). Kurz (in seinem Kommentar S. 217) sagt: „Es ist das zarte Sinnbild der Jungfrau, deren Bestimmnng es ist, des Mannes Eigenthum zu werden; je schöner und reizender sie emporblüht, desto mehr erregt sie den Wunsch nach ihrem Besitz in der Seele des Jünglings, dem sie endlich, wenn auch widerstrebend, zu eigen werden muß." Viehoff stimmt dieser Erklärung bei, ich nicht: denn ich möchte in diesem Sinnbilde zwar auch die Allgewalt der Liebe, aber zugleich auch den Leichtsinn, die Wildheit und den Uebermuth der Jugend dargelegt finden, der das zarte Gemüth und das reine Herz erschüttert oder zerknickt. Und in dieser Auffassung finden wir uns um so mehr zu der Vermuthung

*) Das Herdersche Lied lautet also:

Röschen auf der Haide.

(Aus der mündlichen Sage.)

Es sah ein Knab' ein Röslein stehn,
  Röslein auf der Haiden:
Sah, es war so frisch und schön,
Und blieb stehn es anzusehn,
  Und stand in süßen Freuden:
    Röslein, Röslein, Röslein roth,
    Röslein auf der Haiden!

Der Knabe sprach: Ich breche dich,
  Röslein auf der Haiden!
Röslein sprach: Ich steche dich,
Daß du ewig denkst an mich,
  Daß ichs nicht will leiden.
    Röslein, Röslein, Röslein roth,
    Röslein auf der Haiden!

Doch der wilde Knabe brach
  Das Röslein auf der Haiden;
Röslein wehrte sich und stach,
Aber er vergaß darnach
  Beim Genuß das Leiden.
    Röslein, Röslein, Röslein roth,
    Röslein auf der Haiden! —

hingezogen, daß Göthe hier unter der allegorischen oder paraboliſchen Form wirklich an eigne Zuſtände und Erfahrungen gedacht, vielleicht an Seſenheim. Der Sturm dieſer jugendlich wilden, zerknickenden Leidenſchaft iſt ſehr klar und anſchaulich entgegengeſetzt jener ſorgſam hegenden Liebe, wie ſie ſich ſo ſchön ſinnbildlich in der Parabel „Gefunden“ (vergl. unten §. 30, Nr. 11) darſtellt.

Das Lied an ſich iſt vollendet ſchön und erſcheint noch ſchöner, wenn man an keine Allegorie oder Parabel denkt*) (vergl. unten die Bemerkungen zu Nr. 11 und 12 in §. 30). Es dürfte nicht unintereſſant ſein, auch zum gründlichern Verſtändniß des Liedes weſentlich beitragen, zu unterſuchen, wie höchſt glücklich die Veränderungen Göthes in demſelben zu nennen ſind.

Sah ein Knab'**) und Knabe ſprach. Die Herderſchen Anfänge: Es ſah ein Knab' und der Knabe ſprach ſind nicht ſo kurz und volkstonartig, auch ſtören ſie durchs Eindrängen des jambiſchen

*) Sehr richtig ſagt Kurz S. 218: „Man könnte ſich leicht beſtimmen laſſen, dieſe drei Balladen (Heidenröslein, Veilchen, König in Thule) für Allegorieen zu halten, weil ſie allerdings Zuſtände des menſchlichen Lebens in ſinnbildlicher Form darſtellen; aber ſo wenig ſich der allegoriſche Sinn verkennen läßt, ſo ſind dieſe Gedichte deshalb noch keine Allegorieen, weil ſie ein ſelbſtſtändiges Leben haben, das auch ohne die allegoriſche Beziehung und Deutung ſein vollkommnes Daſein findet. So enthält auch jede Sage einen tiefern Sinn, der ihre Geſtaltung hervorgerufen haben mag; aber es hat ſich die ihr zu Grunde liegende Idee ſo verkörpert, ſie hat ſich ſo ganz in der Welt des Realen eingebürgert, daß ſie in dieſer, wie jede äußere Erſcheinung fortwuchert und ihre reelle Exiſtenz geltend macht. Es iſt z. B. nicht unwahrſcheinlich, daß in der Sage vom Erlkönig die tödtende Kraft feuchter Nachtluft, in der vom Fiſcher die verlockende Kraft des verſchlingenden Elements, das die Menſchen gern hinabzieht, im König von Thule endlich das tiefe Gefühl von Liebe und Treue bis über das Grab hinaus verſinnlicht iſt, wie das Leben der Jungfrau im Heidenröslein und „Gefunden“ oder das Loos beſcheidner Liebe im Veilchen u. ſ. w. Der einzige Unterſchied beſteht darin, daß in jenen die Idee durch geiſtige Weſen, in dieſen aber durch Blumen dargeſtellt iſt, ein Unterſchied, der übrigens nur für den Zuſtand der Ziviliſation beſteht, nicht aber für das poetiſche Gemüth des Volkes, für welches alle Natur ſelbſtſtändiges Leben hat.“ —

**) Ueber den Ausdruck: Knabe (Jüngling) ſiehe oben §. 16, Nr. 2.

Rhythmus. Göthe hat auch im fünften Vers der erſten und im erſten Vers der dritten Strophe die Jamben vermieden und mit vollſtem Recht den trochäiſchen Rhythmus durchgängig ohne alle Ausnahmen herrſchen laſſen. Dadurch bekommt das ganze Lied einen einheitlichen Klang und beſſern muſikaliſchen Takt. — Echt liederartig und bei Göthe ſehr beliebt iſt die Auslaſſung des Artikels der vor Knabe ſprach; Göthe ſah, wie alle Volksdichter, gewiſſe Subſtantiva, namentlich Vater, Mutter, Sohn u. dgl. als Eigennamen an und ließ daher bei ihnen oft den Artikel aus. Die Umgangsſprache und noch mehr die Sprache des Kindes und der Kindlichkeit ſagt ja noch heute Vater ſtatt der Vater, Mutter für die Mutter. — Die Stellung „Sah ein Knab'" ſtatt „Ein Knabe ſah" (oder „Es ſah ein Knab') iſt ebenfalls in dem Ton des Volksliedes und überhaupt der leichten, einfachen, naiven, kindlichen, mährchenartigen Darſtellung nicht ungewöhnlich. Göthe liebt dieſe Stellung (die ſogenannte frageſätzliche) vorzugsweiſe. In dem Gedicht: „Amor als Landſchaftsmaler" (ſiehe unten §. 24) gebraucht er ſie viermal: „Saß ich", „Stellt' ein Knabe ſich", „Sah ich an", „Fängt das Mädchen an". —

War ſo jung und morgenſchön. Herder ſingt: Sah, es war ſo friſch und ſchön. Das Göthiſche Adjektiv morgenſchön iſt höchſt glücklich gebildet und gewählt, auch keineswegs, wie Viehoff meint, geſucht, ſondern ganz natürlich zuſammengeſetzt, wie morgenroth: ſchön, wie der rothe (und friſche) Morgen. Es ſagt alſo anſchaulicher und poetiſcher das, was Herder abſtrakter bezeichnet mit den Worten „friſch und ſchön." Und überdies hebt Göthe durch das vorangeſtellte Adjektiv jung die Bedeutung des Begriffs friſch noch deutlicher hervor. —

Lief er ſchnell, es nah zu ſehn. Herder hat: Und blieb ſtehn, es anzuſehn. Der Ausdruck anzuſehn iſt nicht ſehr poetiſch; auch trägt dies Kompoſitum die hier ſehr matte Nüance der Oberflächlichkeit in ſich: ſehn ſagt viel mehr als anſehn. Und daß er ſchnell läuft und es nahe ſehn will, drückt ohne allen Zweifel die jugendliche Leidenſchaftlichkeit viel ſchöner und poetiſcher aus, als das Stehnbleiben, ſowie auch Herders folgende Worte „Und ſtand in ſüßen Freuden" wohl minder lebensvoll ſind, als die Göthiſche Wiederholung ſah's.

Und ich wills nicht leiden ist jedenfalls besser, als, was wir bei Herder lesen: „Daß ichs nicht will leiden“*). Denn erstlich ist die grammatische Beziehung dieses von daß eingeleiteten Satzes um so undeutlicher, da sein ihm übergeordneter Satz ebenfalls von daß eingeleitet wird (daß du ewig denkst an mich) und man daher in die Versuchung kommt, beide Sätze irrthümlich zu koordiniren. Ueberdies thut es der Einfachheit der Konstruktion, die im leichten Volksliede herrschen soll, Abbruch, bis zum zweiten Grade eines Nebensatzes hinabzusteigen. Die Leichtigkeit und Einfachheit des Liedes und der Volkssprache liebt am meisten Hauptsätze und ihnen subordinirte Nebensätze. Subordiniren sich diesen auch noch andre Nebensätze (des zweiten oder gar noch höherer Grade), so wird die Konstruktion zu verwickelt, zu künstlich. Zweitens bringt die Wiederholung der unmittelbar auf einander folgenden Einleitungen daß einen bedeutenden Mißklang herein.

Half ihm doch kein Weh und Ach, mußt' es eben leiden ist offenbar bei Weitem schöner, als der Herdersche Schluß: „Aber er vergaß danach beim Genuß das Leiden“, und zwar aus zwiefachem Grunde. Einmal nämlich deckt der Ausdruck Genuß die sonst so zart verhüllte Bedeutung des Bildes zu grell auf. Zweitens aber soll, wie auch der Refrain deutlich zeigt, das Schicksal des Rösleins, nicht aber des Knaben, das wichtigere sein und demnach muß gerade am Schlusse des Liedes nicht das Röslein, wie bei Herder, sondern der Knabe, wie bei Göthe, in den Hintergrund treten.

Diese Veränderungen, die durchgängig bedeutende Verschönerungen zu nennen sind, haben wohl Göthen veranlassen können, seine Bearbeitung, trotz der innern und äußern Gleichheiten mit dem von Herder „aus der mündlichen Sage“ mitgetheilten Volksliede, als ein eignes Gedicht unter seine übrigen Musenerzeugnisse zu setzen, auch wenn er nicht, wie Viehoff vermuthet, schon bei der ersten Aufzeichnung und Fassung dieses Volksliedes durch Herder betheiligt gewesen**).

Wir besitzen mehrere sehr gelungne Kompositionen dieses ungemein schönen Gedichts, namentlich von H. Werner und Hauptmann.

*) Viehoff verschlimmert diese Stelle noch sehr durch eine andre Lesart: „Daß ich wills nicht leiden.“

**) Vergl. Schölls Briefe und Aufsätze von Göthe, S. 123 u. fg.

§. 18.

Auguſte Stolberg.

Die Gräfinn Auguſte Stolberg, welche als verwittwete Gräfinn von Bernſtorf in Kiel 1835, 82 Jahre alt, verſtorben iſt, war die Schweſter der beiden berühmten Grafen Leopold und Chriſtian zu Stolberg, mit denen Göthe ſchon in den erſten Jahren ſeines Ruhms in ein inniges Verhältniß getreten war und lebhafte Korreſpondenz fortgeſetzt hatte, bis das Verhältniß allmälig erkaltete und zuletzt ſich ganz auflöſte. Durch ihre enthuſiaſtiſchen Brüder war die liebenswürdige, für Poeſie glühende Auguſte in den Austauſch der freundlichſten Geſinnungen zu Göthe mit hineingezogen worden, ſo daß ſie, Anfangs ohne Nennung ihres Namens, ſpäterhin unter ihrem Namen mit Göthe einen zärtlichſten Briefwechſel einging, welcher faſt ein Jahr vor ſeiner Ueberſiedelung nach Weimar begann und im März 1782 aufhörte. Da ſich die Gräfinn und Göthe niemals im Leben geſehn haben, ſo kann ihr Verhältniß zu einander nicht mit dem Namen der Liebe im gewöhnlichen Sinne des Worts bezeichnet werden, aber eben um ſo geiſtigerer Natur war ihr Verhältniß zu einander, das wunderbarerweiſe zu gleicher Zeit mit Göthes Liebesverhältniß zu Lili erblühte, beſonders glühend aber erſcheint, ſeitdem Göthe ἐκὼν ἀέκοντίγε θυμῷ ſich hatte bewegen laſſen, das Verhältniß zu Lili gänzlich aufzugeben.

Göthe bekundet ſich in ſeinen Briefen als den leidenſchaftlichen, ſtürmenden, feurigen, kindlich offenherzigen Jüngling, der ſeiner Freundinn Auguſte ſelbſt die tiefſten Geheimniſſe ſeiner Liebe zu Lili und auch ſogar in der erſten Weimariſchen Zeit noch ſein buntes Treiben offenbart und in ihr Ruhe und Troſt ſucht. Um ſo auffallender iſt es, daß er dieſer Freundinn in ſeiner Autobiographie auch nicht mit einer Sylbe erwähnt, und daß er in ſeinen Gedichten nirgend eine Beziehung zu ihr hervortreten läßt.

Eben ſo auffallend iſt es, daß er Auguſtens Briefe nicht aufbewahrt hat. Wir würden daher ſehr wenig von dieſem zärtlich wunderbaren Verhältniß wiſſen, wären nicht ſeine Briefe an ſie von ihr ſelbſt

aufbewahrt und nach ihrem Tode durch den Druck (1839) veröffentlicht worden*).

Diese Briefe gewähren einen sehr schätzbaren Beitrag zur Kenntniß der damaligen innern Zustände Göthes: die Wonnen und Qualen, die Stürme und Thränen seiner Liebe tief empfunden und in kurzen, treffenden Zügen meist poetisch erfaßt und mitgetheilt. Sehr schön hat A. Jung diese Briefe charakterisirt. Er sagt namentlich (in seinen geistreichen Charakteren ꝛc. 1848) von diesen Briefen Folgendes: „Hier habt ihr ganz die Sprache, in der Göthe Bettinan auf ihre Gluthbriefe hätte antworten können, wenn er ihr gegenüber noch der Jugend angehört. Hier ist Göthe, wie Bettina später, selbst das Kind. Hier könntet ihr, wenn das überhaupt der rechte Maßstab wäre für solche Poesie, nur gleich wieder auch diese Göthebriefe in Verse bringen wollen, und welche Gedichte würden daraus entstehn, wenn die Briefe nicht schon solche wären! — Welch reiner und reicher, welch unmittelbarer Ausdruck des Erlebens, des Empfangens von Andern und des Gebens an den Andern! Man merkt es dieser süßen, mitten im glühenden Metallfluß des Augenblicks plötzlich starr und hie und da sogar etwas steif gewordnen Sprache und Orthographie ab, aus welch herrlichem Familienleben Göthe eben hergekommen war, in welcher Gefälligkeit der Literatur und Zeit er sich eben bewegt hatte. — Es ist die Sprache zum Theil von Klopstock und seiner Fanny und Cidli und Ebert und Giseke und Schmidt und Bodmer. Es ist die Sprache der Liebe und kindlichen Seligkeit, sich in der Liebe und im Besitz der Geliebten zu wissen. — Es ist jener einzige Seelenbund, jenes einzige Zusammenleben, jene Lebensversicherung auf das Jenseits, auf die Unsterblichkeit und doch schon zu gegenwärtiger Freude, zum unausgesetzten Glücklichsein durch den Umgang hienieden. Es ist das naiv eifrige einander Auftragen von Schattenrissen und das Empfangen derselben, und ein Hangen und Bangen in Liebe daran, und ein tief poetischer, aber doch schwärmender Aberglaube und Kindheitssinn, wie er, von Lavater an, Allen durch die Reihe so liebenswürdig eigen war. Nur bei Göthe das alles ausgeprägter, unabhängiger, männlicher, zugleich antik, und doch ganz im Geist und oft sogar in der Form des Deutschen Volksliedes geschrieben.“ u. s. w.

*) Von A. v. Binzer mit schätzenswerthen Anmerkungen.

Daß dieſer ſo feurig und leidenſchaftlich begonnene Briefwechſel flauer werden, einſchlafen und ganz aufhören konnte, hat ſeinen Grund weniger in der allmäligen Erkaltung der Verhältniſſe Göthes zu den Stolbergen oder in Auguſtens immer ernſter werdenden Religionsrichtung und im Uebertritt ſeines früheren Lieblinges Leopold Stolberg zum Katholizismus, noch weniger in ſeiner zunehmenden Amtsthätigkeit, als vielmehr im Verrauchen ſeiner Jugendträume, im Erfaſſen neuer flüchtiger Erſcheinungen der Gegenwart, und überhaupt in der neuen Richtung ſeines innern Lebens und Strebens ſo wie ſeiner äußern Verhältniſſe. Höchſt intereſſant aber und rührend iſt es zu leſen, wie nach 40 Jahren die Gräfinn in ihrer herzlichen und aufrichtigen Seelenangſt um Göthes Seelenheil, nach Ueberwindung aller Zweifel und Furcht, mißverſtanden oder verſpottet zu werden, an ihren Jugendfreund geſchrieben, in der Hoffnung, vielleicht in ihm eine Sinnesänderung zu bewirken, und wie Göthe mit Liebe und Würde und in erhabner Weiſe ihr geantwortet hat. Beide Briefe ſind ſo überaus ſchön, daß wir uns nicht enthalten können, ſie hier mitzutheilen.

I.

Die Gräfinn Bernſtorf an Göthe.

Bordesholm, den 15. Oktbr. 1822.

Würden Sie, wenn ich mich nicht nennte, die Züge der Vorzeit, die Stimme, die Ihnen ſonſt willkommen war, wieder erkennen? nun ja ich bins — Auguſte — die Schweſter der ſo geliebten, ſo heiß beweinten, ſo vermißten Brüder Stolberg. Könnten doch dieſe aus der Wohnung ihrer Seligkeit, von dort, wo ſie den ſchauen, an den ſie hier glaubten — könnten doch dieſe, mit mir vereint, ſie bitten: „Lieber, lieber Göthe, ſuchen Sie den, der ſich ſo gerne finden läßt, glauben Sie auch an den, an den wir unſer Lebelang glaubten.“ Die ſelig Schauenden würden hinzufügen, „den wir nun ſchauen!“ und ich ſage: „der das Leben meines Lebens iſt, das Licht in meinen trüben Tagen, und uns allen dreien Weg, Wahrheit und Leben, unſer Herr und unſer Gott war.“ Und nun, ich rede auch im Namen der verklärten Brüder, die ſo oft den Wunſch mit mir ausſprachen: „Lieber, lieber Göthe, Freund unſerer Jugend! Genießen auch Sie das Glück, was ſchon im

irdiſchen Leben uns zu Theil ward, Glaube, Liebe, Hoffnung!" und die Vollendeten ſetzen hinzu: „Gewißheit und ewiger ſeliger Frieden harrt dann auch deiner hier." — Ich lebe zwar nur noch in Hoffnung deſſen, was zukünftig iſt, aber in ſeliger Hoffnung, die mir ſo zur Gewißheit geworden iſt, daß ich Mühe habe, die unendliche Sehnſucht darnach zu ſtillen. — Ich las in dieſen Tagen wieder einmal alle Ihre Briefe nach — the Songs of other times — die Harfe von Selma ertönte — Sie waren der kleinen Stolberg ſehr gut — und ich Ihnen auch ſo herzlich gut — das kann nicht untergehen — muß aber für die Ewigkeit beſtehen — dieſe unſre Freundſchaft — die Blüthe unſrer Jugend, muß Früchte für die Ewigkeit tragen, dachte ich oft — und ſo ergriff es mich beim letzten Ihrer Briefe, und ſo nahm ich die Feder. — Sie bitten mich einmal in Ihren Briefen, „Sie zu retten;" — nun maße ich mir wahrlich nichts an, aber ſo ganz einfältigen Sinnes bitte ich Sie, retten Sie ſich ſelbſt. Nicht wahr, Ihre Bitte giebt mir dazu einiges Recht? — und ich bitte Sie immer, hören Sie in meinen Worten, die Stimme meines Bruders, die ſie ſo herzlich liebten. — Ich habe dann einen Wunſch, einen dringenden Wunſch ausgeſprochen, den ich ſo oft wollte laut werden laſſen: o ich bitte, ich flehe Sie, lieber Göthe! abzulaſſen von Allem, was die Welt Kleines, Eitles, Irdiſches und nicht Gutes hat, — Ihren Blick und Ihr Herz zum Ewigen zu wenden. — Ihnen ward viel gegeben, viel anvertraut, wie hat es mich oft geſchmerzt, wenn ich in Ihren Schriften fand, wodurch Sie ſo leicht andern Schaden zufügen — O machen Sie das gut, weil es noch Zeit iſt — Bitten Sie um höhern Beiſtand und er wird Ihnen, ſo wahr Gott iſt, werden. — Ich dachte oft, ich könnte nicht ruhig ſterben, wenn ich nicht mein Herz ſo gegen den Freund meiner Jugend ausgeſchüttet hätte — und ich denke, ich ſchlafe ruhiger darum ein, wann mein Stündlein ſchlägt — die Jahre nicht nur, ſondern viel früher haben unſägliche Leiden mein Haar ſchneeweiß gebleicht — aber nie wankte in mir das feſte Vertrauen zu Gott, und die Liebe zu meinem Erlöſer — Bei allem was mich traf tönte es tief und ſtark in meinem Innern: „Der Herr hat alles wohlgemacht!" — Der Gott meiner Jugend, iſt auch der Gott meines Alters — Als wir uns ſchrieben, war ich mir das glücklichſte Geſchöpf auf Erden, wie reich war ich! früh durch die beſten Eltern — geliebt von den beſten Geſchwiſtern — ſpäter das geliebte

Weib des Mannes meines Herzens — Mutter der beſten Kinder. — Aber welche Trübſale wurden mir zu Theil — der einzige von mir geborne Knabe, ein Kind von 4 Jahren, der die Wonne der Eltern und der Stolz der Mutter — ich ſage nicht daß ich ihn verlor, — was für ihn Gewinn war, ſah mein Mutterherz nie für Verluſt an; er gewann den Himmel, und nur mir ward der unſägliche Schmerz zu Theil, und ſo konnte ich ſelbſt im heißen Schmerz Gott danken; und ſpäter — verlor ich den angebeteten Gatten — O dies war mir ein ganz neuer, eigens, mit nichts zu vergleichender Schmerz — mir blieben noch die lieben Geſchwiſter. Ach die herrlichen, die unausſprechlich geliebten Brüder! Ein Sturm riß den Jüngern hin und zerſtörte die vorher noch jugendvolle Lebenskraft des Aeltern — durch dieſen doppelten, ſo ſchnell auf einander folgenden Verluſt, fühlte ich mich wie aufs neue verwaiſet, — Aber dennoch pries ich Gott — Ich finde ſie ja alle wieder, Eltern, Geſchwiſter, Freunde, Kinder und den geliebten Gatten — So gerne nähme ich auch die Hoffnung mit mir hinüber, Sie, lieber Göthe, auch einſt da kennen zu lernen — Noch einmal bitte ich Sie — ſchlagen Sie es der nicht ab, die Sie einſt Freundinn, Schweſter, nannten. — Ich bete für Sie, daß Sie es ganz erfahren mögen, wie freundlich und gütig der Herr iſt, wie glücklich die auf ihn trauen.

Bitte, laſſen Sie dieß unter uns bleiben. — Wollen Sie mir antworten? Ich möchte wiſſen wo Sie ſind, was Sie treiben. Ich lebe meiſtens ſtill auf dem Lande — meine liebe Enkelin, Tochter meines jüngſten Sohnes, iſt bei mir — Sie iſt 13 Jahre — meine Liebe, meine Freude. Ich reiche Ihnen freundſchaftlich meine Hand. Ihr Andenken iſt nie in mir erloſchen und meine Theilnahme für Sie immer lebendig geblieben. Meine Wünſche für Ihr wahres Wohl auch. — Manches betrübte mich oft — Ich will ſo lange ich lebe, noch recht für Sie beten — Möchten Sie ſich darin noch recht mit mir vereinigen — Mein Erlöſer iſt ja auch der Ihrige, es iſt auch in keinem andern Heil und Seligkeit zu finden. Ob Sie wohl noch an mich dachten? Bitte ſchreiben Sie ein Paar Worte.

Die Adreſſe iſt: An Auguſte Bernſtorf — Stolberg in Bardesheim, durch Hamburg.

Den 23ſten: Sie bitten mich in einem Ihrer Briefe, nach dem Sie

ſo lange geſchwiegen hatten: „den alten Faden wieder anzuſpinnen, es ſei dieß ja ohnehin ein weibliches Geſchäft.“ Da iſt er denn wieder angeſponnen, und o! möge er ſich denn nun bis in die Ewigkeit hineinſpinnen! — So leben Sie denn wohl, und verkennen Sie meine Abſicht nicht — Laſſen Sie, ich bitte Sie, dieß ganz unter uns bleiben. — —

Die Antwort war folgende.

II.

Göthe's letzter Brief an Auguſte Stolberg.

Von der frühſten, im Herzen wohlgekannten, mit Augen nie geſehenen theuren Freundinn endlich wieder einmal Schriftzüge des traulichſten Andenkens zu erhalten, war mir höchſt erfreulich-rührend; und doch zaudre ich unentſchloſſen, was zu erwiedern ſein möchte. Laßen Sie mich im Allgemeinen bleiben, da von beſonderen Zuſtänden uns wechſelſeitig nichts bekannt iſt.

Lange leben heißt gar vieles überleben, geliebte, gehaſſte, gleichgültige Menſchen, Königreiche, Hauptſtädte ja Wälder und Bäume, die wir jugendlich geſäet und gepflanzt. Wir überleben uns ſelbſt und erkennen durchaus noch dankbar, wenn uns auch nur einige Gaben des Leibes und Geiſtes übrig bleiben. Alles dieſes Vorübergehende laſſen wir uns gefallen; bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, ſo leiden wir nicht an der vergänglichen Zeit.

Redlich habe ich es mein Lebelang mit mir und andern gemeint und bei allem irdiſchen Treiben immer aufs höchſte hingeblickt; Sie und die Ihrigen haben es auch gethan. Wirken wir alſo immerfort, ſo lang es Tag für uns iſt, für andere wird auch eine Sonne ſcheinen, Sie werden ſich an ihr hervorthun und uns indeſſen ein helleres Licht erleuchten*)

*) Im Oktober 1782 ſchrieb Göthe an Lavater: „Großen Dank verdient die Natur, daß ſie in die Exiſtenz jedes lebendigen Weſens ſo viel Heilungskraft gelegt hat, daß es ſich, wenn es an dem einen oder andern Ende zerriſſen wird, ſelbſt wieder zuſammenflicken kann; und was ſind die tauſendfältigen Religionen anders, als tauſendfache Aeußerungen dieſer Heilungskraft? Mein Pflaſter ſchlägt bei Dir nicht an, Deines nicht bei mir; in unſers Vaters Apotheke ſind viele Rezepte.“

Und so bleiben wir wegen der Zukunft unbekümmert! In unseres Vaters Reiche sind viel Provinzen, und, da er uns hier zu Lande ein so fröhliches Ansiedeln bereitete, so wird drüben gewiß auch für beide gesorgt sein; vielleicht gelingt alsdann, was uns bis jetzo abging, uns angesichtlich kennen zu lernen und uns desto gründlicher zu lieben. Gedenken Sie mein in beruhigter Treue.

Vorstehendes war bald nach der Ankunft Ihres lieben Briefes geschrieben, allein ich wagte nicht es wegzuschicken, denn mit einer ähnlichen Aeußerung hatte ich schon früher Ihren edlen, wackern Bruder wider Wissen und Willen verletzt. Nun aber, da ich von einer tödtlichen Krankheit ins Leben wieder zurückkehre, soll das Blatt dennoch zu Ihnen, unmittelbar zu melden: daß der Allwaltende mir noch gönnt, das schöne Licht seiner Sonne zu schauen; möge der Tag ihnen gleichfalls freundlich erscheinen und Sie meiner im Guten und Lieben gedenken, wie ich nicht aufhöre mich jener Zeiten zu erinnern, wo das noch vereint wirkte, was nachher sich trennte.

Möge sich in den Armen des allliebenden Vaters alles wieder zusammen finden.

Weimar den 17ten April 1833.

Wahrhaft anhänglich

Goethe.

Auch hier führen wir A. Jungs Urtheil über diese Briefe an (Charaktere ꝛc. S. 101—103):

„Es ist nichts Geringeres als ein Brief, so zu sagen: vor den Pforten des Todes, der Ewigkeit geschrieben, und zwar — Göthe zu mahnen, ihm das Auge zu öffnen, ihn zu beschwören, sein bisher dem Eiteln gewidmetes Leben aufzugeben, und sich zu den Füßen, in die Wunden des Erlösers zu flüchten. Führwahr, ein schöner Brief, ein Brief in dem Sinne geistreich, schon aus himmlischem Aether gewoben, wie es jene feuchten Physiognomien sind, welche wir in der Brüdergemeinde, unter den Pietisten so häufig bemerken, wie es jener Jung-Stilling'sche Teint ist, dessen weißes-Incarnat blaue Aederchen durchkreuzen, dessen verweintes Fleisch kaum mehr Materie zu nennen. Ein

solcher Brief mußte Göthen erschüttern, denn wer war Goethe! Nicht aber so, daß er auch nur einen Augenblick an seinem Reiseplan, an der Richtigkeit seines innern Gnadenbriefes irre geworden wäre. — Nein, das Phänomen traf ihn nur deshalb so schmerzhaft, weil es aus einem seltsamen Erschrecken vor Gott sich in nothwendigem Prozeß gebildet hatte, aus einem Erschrecken vor Gott, das in der Geschichte aller Bekehrungen eine so krank- und krampfhafte Rolle spielt. — Was Göthe antwortet? Lest es, und lest es wieder; es ist eine der größten, treffendsten, erhabensten Antworten, welche je ein Mensch gegeben. — Wir bemerken nur dieses noch. — Das Gemüth, das bloße Gemüth stößt in Bezug auf Gott und die Natur auf denselben dunkeln Grund, welchen, wie wir eben schon erwähnten, dieselben Objekte für den Verstand haben. Die Vernunft aber, in der allein der Riß und das Verständniß, keineswegs aber die Ausführung und Erlösung der Welt zu finden ist, dringt auf Tilgung dieses dunkeln Grundes. Es ist die Tiefe und Kraft der Mystik, daß sie bis zu diesem Grunde hinzudringen vermag, während viele andere Richtungen keine Ahnung von dem haben, was noch ein solcher Grund sein könnte. Aber es ist zugleich die Unselbstständigkeit und Ohnmacht der Mystik, daß sie diesen Grund nicht zu beleuchten, nicht wegzuschaffen vermag. — Jener dunkle Grund indessen gebiert allemal das Erschrecken, und das Erschrecken ist Schwäche und bewirkt Schwäche, und so entsteht bei minder gebildeten Individuen, als Gustchen, eine völlig grausame Bekehrungs-Wuth. — Wo nur überhaupt die Verklärung des Irdischen durch das Himmlische, des Menschlichen durch das Göttliche (Christus), welches allein verklären kann, da es allein das Licht ist, gewonnen worden, gleichviel, in welcher Form, da ist dasjenige, was die ewige, nothwendig aus sich herausgehende Substanz der Erlösung bildet, da ist die Erlösung als Person, welche dem Wesen, dem Geiste nach die Person des Einen Gottes selber ist. Und daran sollte man bei sich und bei Anderen genug haben, und nicht mehr rechten und richten in der Weise, wie sie sich der Pietismus so oft zu Schulden kommen läßt. — Was Göthe betrifft, so müssen wir demjenigen erst die eigene Erleuchtung und Verklärung wünschen, welcher zweifeln wollte, daß Göthe als Mensch des ewigen Lichtes inne geworden, des ewigen Lichtes, nicht bloß des Lichtes, aus dem er eine neue Farbentheorie entwickeln könnte. Göthe kannte ein anderes Licht, als

das ist, welches die Frommen par excellence unter den Scheffel ihres stolzen Bewußtseins zu stellen pflegen, Göthe, der, wie er mit dem Aufgang, dem steigenden Lichte, seine Laufbahn begann, mit den Worten: „der Morgen kam, es scheuchten seine Tritte," mit der Sehnsucht nach einem neuen Aufgang', nach einem erhöheten Lichte endete, mit den Worten: „mehr Licht!" —

Wie innig und zart das Verhältniß Göthes zu Augusten in den Tagen der Jugend gewesen war, kann auch noch aus dem „Anfang eines Reisetagebuchs im Spätherbst 1775" entnommen werden, welchen Schöll („Briefe und Aufsätze von Göthe von 1766—1786. Weimar 1846 S. 143 ꝛc.) bekannt macht. Göthe sagt hier von ihr, daß er sie „wie eine Frühlingsblume am Herzen trage". Die bezügliche Stelle lautet also:

„Lili Adieu! Lili zum zweitenmal! Das erste Mal schied ich noch hoffnungsvoll, unsre Schicksale zu verbinden. Es hat sich geschieden, wir müssen einzeln unsre Rollen ausspielen. Mir ist in dem Augenblicke weder bange für dich noch für mich, so verworren es aussieht! — Adieu! — Und du! wie soll ich dich nennen, dich, die ich wie eine Frühlingsblume am Herzen trage! Holde Blume sollst du heißen! — Wie nehme ich Abschied von dir? Getrost! denn noch ist es Zeit! Noch die höchste Zeit — einige Tage später — und schon — O lebe wohl! — bin ich denn in der Welt, mich in ewiger unschuldiger Schuld zu winden — —?" — —*).

*) Viehoff (Göthes Leben II. 254) bezieht diese Stelle nicht auf Auguste, sondern sagt in einer Note: „Offenbar hatte sich in der letzten Zeit schon wieder ein neues Verhältniß angeknüpft." Ich finde durchaus keinen Grund dafür, die obigen Worte nicht auf Auguste zu beziehn.

Zweiter Abſchnitt.

1775 bis 1806.

---

§. 19.

Weimar. Freundinnen. Frau von Stein (Lida).

Durch den edeln v. Knebel, den damaligen Hofmeiſter des Prinzen Konſtantin von Weimar, war Göthe mit dieſem und ſeinem ältern Bruder, dem Erbprinzen, ſchon in Frankfurt bekannt geworden; beide hatten ihn gar bald und für immer lieb gewonnen. Daher rief der Erbprinz, ſobald er die Regierung in Weimar angetreten, Göthen an ſeinen Hof und in ſeine nächſte Umgebung. Göthe aber hatte viele Gründe dieſem Rufe zu folgen; auch ſein Verhältniß zu Lili gehörte nicht zu den unwichtigſten. Und ſo traf er am 7. November 1775 in Weimar ein, „von wo die Thore und Straßen nach allen Enden der Welt gehn."

Der Weimariſche Hof bildete damals eine Tafelrunde für Geiſt und Gemüth, für Wiſſenſchaft und Kunſt, für Ernſt und Heiterkeit. Heroen wie Wieland, Herder, Knebel, Heldinnen wie Fräulein v. Imhof, v. Göchhauſen, auswärtshin ſchon bekannt durch Werke und Thaten, hatten ſich hier niedergelaſſen, und unter den Alles belebenden, Alles erheiternden Panieren der geiſtreichen und liebenswürdigen Herzoginn Anna Amalia *),

*) Dieſe ausgezeichnete Frau, ein Schutzgeiſt für Weimars Größe, hatte von jeher auf ſchönſte Weiſe nach höherer Bildung geſtrebt, vom regſten Lerneifer

die sich nunmehr von den äußern Regierungsgeschäften zurückzog, reihten sich die schönsten Musenturnire und Festlichkeiten und Ritterfahrten nach den nächsten Umgebungen in ununterbrochner Folge an einander, an denen alle, die irgend einen Namen hatten und die Straße gezogen kamen, als wohlempfangne Gäste würdigen Antheil nahmen, theils zuschauend, theils selbst eine Lanze brechend.

Göthes Geist und Sinn und Wesen war zur Theilnahme an solchem musischen Treiben und zur erhöhteren Förderung desselben geschaffen, und der junge, edle Fürst, heiter und geistreich, wußte ihm und sich auf alle Weise ein fröhliches Leben zu bereiten. Wie liebenswürdig, wie allbelebend sich Göthe in diesen Zirkeln gezeigt, geht unter andern auch aus Wielands Briefen hervor, welche Göthes Schönheit und Herrlichkeit in allen Beziehungen des innern und äußern Lebens nicht begeistert genug schildern können*).

---

getrieben; noch spät lernte sie Griechisch und brachte es so weit, daß sie sogar den Aristophanes übersetzen konnte. Ihre große Liebe zur Poesie hieß sie einen Dichterkreis um sich gestalten, welcher Anfangs sie mit Wieland, Einsiedel, v. Seckendorf, v. Knebel, Musäus und Bertuch in innersten Verkehr brachte, sodann durch den Zutritt Göthes und Herders, mit denen zugleich der junge Herzog und dessen Gemahlinn eintraten, eine hohe Bedeutung und Blüthe gewann und seit ihrer und Göthes Rückkunft aus Italien so wie nach der Schweizerreise des Herzogs eine dritte Umgestaltung erfuhr. — Sie ist den 10. April 1807 gestorben.

*) Wieland schreibt an Jacobi (10. November 1775): „Dienstag — ist Göthe in Weimar angelangt. O mein bestes Brüderchen, was soll ich Dir sagen? Wie ganz der Mensch beim ersten Anblick nach meinem Herzen war! Wie verliebt ich in ihn wurde, da ich beim Geh. Rath v. Kalb (wo er wohnt) am nämlichen Tage an der Seite des herrlichen Jünglings zu Tische saß! — — Seit dem heutigen Morgen ist meine Seele so voll von Göthen, wie ein Thautropfen von der Morgensonne! — — Der göttliche Mensch wird, denke ich, länger bei uns bleiben, als er anfangs selbst dachte; und wenns möglich ist, daß aus Weimar was Gescheites wird, so wird es seine Gegenwart wirken" u. s. w. Und am 16. November 1775 schreibt er an Meusel: „Göthe, den wir seit 9 Tagen hier besitzen, ist das größte Genie und der beste, liebenswürdigste Mensch, den ich kenne." — Ferner am 8. Januar 1776 an Zimmermann: „Ich lebe nun 9 Wochen mit Göthe und lebe ganz — — in ihm. Er ist in allen Betrachtungen und von allen Seiten das größte, beste, herrlichste menschliche Wesen, das Gott geschaffen

Daß Göthe nun nicht bloß an äußerm Rang von Stufe zu Stufe stieg, sondern auch trotz aller Zerstreuungen und aller seitabliegender Beschäftigungen innerlich sich immer weiter förderte, war natürlich. Daß bei dem Allen seine Neigung zu Verhältnissen der Liebe häufig genug Gelegenheit und Nahrung fand, war eben so natürlich, d. h. seinem innersten Wesen nach sowohl an sich als auch für seine Produktivität ein dringendes Bedürfniß. Wachsmuth sagt in seinen vortrefflichen Schilderungen „Weimars Musenhof von 1772 bis 1807" S. 40 also:

---

hat. — Möchte alle Welt den liebenswürdigsten der Menschen so kennen, so durchschauen, so lieben, wie ich. Heute war eine Stunde, wo ich ihn erst in seiner ganzen Herrlichkeit, der ganzen schönen, gefühlvollen, reinen Menschheit sah. Außer mir kniete ich neben ihn, drückte meine Seele an seine Brust, und betete Gott an." — Ferner an Gleim: „Von Göthe schreibe ich Ihnen nichts. Komm und siehe! Genug, daß ich nichts Besseres, Edleres, Herzlicheres, Lieberes und Größeres in der Menschheit kenne, als ihn, so wild und sieben[s]eltsam der holde Unhold auch zuweilen ist oder scheint." — Ferner an Merk: „Er (Göthe) grüßt Sie. Der Hof oder vielmehr seine liaison mit dem Herzog verderbt ihm viel Zeit, um die es herzlich Schade ist. Und doch bei diesem herrlichen Gottesmenschen geht nichts verloren." — Und in seinem Gedicht an Psyche vom Jahr 1776 schildert er mit gleicher Begeisterung den holden „Zaubrer" und „Geisterkönig" und „Hexenmeister." —

Wie Herder nicht bloß bei seinem ersten Zusammentreffen mit Göthe in Straßburg denselben liebgewonnen, sondern auch späterhin noch nicht bloß sein Genie sondern auch sein tiefes Gemüth gewürdigt hat, ist bekannt. Von Weimar aus schreibt er am 2. März 1785 an v. Knebel: „— Er (Göthe) trägt seinen Kopf und sein Herz immer auf der rechten Stelle und ist in jedem Schritt seines Lebens ein Mann. Wie viele giebts solcher?" — Ueberhaupt giebt es wohl keinen Klassiker des vorigen wie des jetzigen Jahrhunderts, der nicht Göthes persönliche Liebenswürdigkeit und Anziehungskraft zu rühmen hätte, nicht nur in Göthes Jugendjahren, sondern auch in seinem Mannes- und Greisenalter. — W. v. Humboldt sagt (in einer Vorlesung bald nach Göthes Tode): „Zu den schönsten Eigenthümlichkeiten Göthes gehört sein Bemühen, auf die Geistesthätigkeit seiner Zeitgenossen hinzuwirken, ja man kann mit gleicher Wahrheit hinzusetzen, daß er ohne alle Absicht, gleichsam unbewußt, bloß durch sein Dasein und sein Wirken an sich den mächtigen Einfluß darauf ausübte, der ihn vorzugsweise auszeichnet. Es ist dies noch geschieden von seinem geistigen Schaffen, als Denker und Dichter, es liegt in seiner großen und einzigen Persönlichkeit." —

„Daß Göthes männliche Unwiderſtehlichkeit bei den Weimariſchen Frauen Verwirrung anrichtete, würde man in der Geſchichte, auch wenn ſie davon ſchwiege, zwiſchen den Zeilen leſen. Der ſtolze, ſchlanke und doch nervige Gliederbau, die prachtvolle Stirn, das glühende Auge, die gebieteriſche Naſe und die zauberiſchen Lippen Göthes ſchienen ihres gleichen nicht zu haben; er war Virtuos als Reiter, Tänzer, Fechter, Schwimmer, Schlittſchuhfahrer; ſelbſt die Werther-Uniform, in der Göthe nach Weimar kam, half zur Eroberung der Herzen und Sinne*)."

Leider aber fehlen uns von jetzt ab ſeine eignen Mittheilungen und Bekenntniſſe in ſeinen Herzensangelegenheiten faſt gänzlich, auch ſonſtige Nachrichten ſind ſehr kurz und unſicher. Nur über Ein Verhältniß der Liebe und Freundſchaft haben wir durch Schölls ſehr werthvolle Herausgabe der Briefe Göthes an Frau von Stein (Weimar 1848) genaue Aufſchlüſſe erhalten, die um ſo intereſſanter und belehrender ſind, je länger dies innige Verhältniß gewährt und je einflußreicher es auf ſeine Entwickelung in der Zeit ſeines Reifens geweſen. Der Herausgeber ſagt mit Recht (Einleitung S. XI.): „Wenn ſie (dieſe Briefe) nicht bergen, daß der Tiefe und gemüthlichen Macht dieſes Verhältniſſes auch das Leidenſchaftliche und Gefährliche nahe lag, ſo wird reinen Augen deſto mehr die Beſonnenheit und Wachſamkeit der Frau entgegenleuchten, die den jugendlich lebhaften und geiſtreich anhaltenden Vereher, nicht ohne ihn zu prüfen und zu zähmen, in wohlthätiger Theilnehmung mit äußeren und inneren Anfechtungen verſöhnte, auf ſeinen ſchönſten Beruf eingehend, ihn darin beſtärkte, und dann durch ſo viele Jahre ihn zugleich in ſchwunghafter Stimmung und in der Beruhigung ſichrer Freundſchaft erhielt."

Mehr als 50 Jahre umfaſſen dieſe Briefe (von 1775 bis 1826). Schölls**) Einleitungen zu den einzelnen Jahrgängen, mit ſehr dankenswerther und ſachkundiger Genauigkeit verfaßt, gewähren für dieſen Liebes-

---

*) Schreibt Göthe doch ſelber einmal an Frau v. Stein (II. 74): „Ich bin und bleibe einmal der Frauen Günſtling, und als einen ſolchen mußt Du mich auch lieben." —

**) Der Verfaſſer des Buchs „Aus Göthes Leben. Wahrheit und keine Dichtung" verſteht ſehr wenig, dieſe Göthiſchen Briefe und die Erläuterungen Schölls zu würdigen.

und Freundschaftsweg eine sehr klare Uebersicht, durch welche eine tiefere Einsicht in Göthes Herz und Geist um so mehr ermöglicht wird. Wenn wir Göthes Selbstbiographie ausnehmen, so besitzen wir nirgend über eine seiner Herzensangelegenheiten so authentische Quellen und so genaue Nachrichten, als in diesem Werke, auf das wir die Leser um so mehr verweisen müssen, als wir hier nur kürzere Notizen aus demselben zusammenstellen können.

Charlotte Albertine Erneſtine, älteste Tochter des Hofmarschalls v. Schardt, geboren den 25. Dezember 1742 (also 7 Jahre älter als Göthe), von schöner Gestalt, einnehmenden und redenden Zügen, von einem natürlich lebhaften, leicht fassenden, wohlwollend offnen Wesen und sittlicher Würde, war als Hofdame der Herzoginn Amalia eine der anmuthigsten Gestalten in Weimar und seit 1764 vermält mit dem Stallmeister Baron von Stein, Erbherrn auf Kochberg. Gesellig und freundschaftlich blieb sie dem Hofe verbunden, auch die beiden Herzöge waren und blieben ihr anhänglich und vertrauend. Sie lebte meistens im Sommer auf ihrem Gute Kochberg mit ihren Kindern, wo sie heitre Gesellschaften um sich versammelte. Sie kannte und liebte Musik und Zeichnung und war besonders der sogenannten schönen Literatur zugänglich.

Schon seit dem Erscheinen des Götz und noch mehr seit Werthers Leiden verehrte sie Göthen, der den 7. November 1775 in Weimar ankam. Diese Epoche für ganz Weimar war es auch für Frau v. Stein. Ihre Berührungen mit dem Hofe, mit Wieland und v. Knebel, späterhin mit Herder, wurden überflügelt von dem bedeutungsvolleren und reichhaltigeren Verhältniß mit Göthe in den ersten 12 Jahren seines Aufenthalts zu Weimar. Wechselndere und dauerndere Neigungen hatten in ihrem Durcheinander seine Unruhe vermehrt, die nicht durch die heitern Bewegungen und huldigenden Begegnungen in Weimar gesänftigt werden konnte. Der 26jährige Götterliebling sah sich zu gesteigerten Aufregungen hingezogen und hingerissen, fühlte aber um so mehr das Bedürfniß, eine Stätte des Vertrauens, der Besänftigung, der Aufklärung und des Rathes für solche neue Verhältnisse und für die Erinnerung an frühere zu finden, namentlich an das Verhältniß mit Lili, die ihn durch unaussprechliche Reize zur feurigsten Liebesglut entflammt, aber auch durch ihre Glanz- und Gefallsucht ihm den schweren Kampf der Entsagung erleichtert hatte. Solch eine Stätte fand er in der Frau von Stein,

deren einnehmendes und wohlthuendes Weſen ihn gar bald ergriffen hatte und um ſo mehr gefeſſelt hielt, da ſie ſo überaus empfänglich für ſein Dichten und ſeinen Kunſtſinn war. Er theilt ihr ſeine neue Dichtungen mit, giebt und empfängt Ermunterung im Zeichnen, macht ſie mit Lavaters Phyſiognomik bekannt, und außer dieſen geiſtigen Berührungen verbindet beide der Austauſch von Fürſorge für beider Angehörige und Freunde. Immer vertrauter geworden mit dem innern Werth der neuen Freundinn fand er ſeine Neigung gar bald zu einer leidenſchaftlichen Wärme geſteigert*), die durch den Kontraſt mit der angenommenen „Wildfangsnatur" um ſo mehr angefacht wurde und, bei beſonnener, ſittlicher Ablehnung Seitens der Frau von Stein, in das Extrem des trotzenden Humors ſich hineinwarf, ſo daß er zwiſchen Zärtlichkeit und Wildheit, Wehmuth und Ausgelaſſenheit taumelt, wie auch noch ſeine Briefe an A. v. Stolberg**) bezeugen. Die ernſte Beſonnenheit, zarte

*) Im April 1776 ſchreibt er (I. 23): „Warum ſoll ich Dich plagen, liebſtes Geſchöpf? Warum mich betrügen und Dich plagen und ſo fort. Wir können einander nichts ſein und ſind einander zu viel. — Glaub mir, wenn ich ſo klar wie Faden mit Dir redte, Du biſt mit mir in Allem einig. Aber eben weil ich die Sachen nur ſah wie ſie ſind, das macht mich raſend. Gute Nacht, Engel, und guten Morgen. Ich will Dich nicht wiederſehn, nur — Du weißt Alles. — Ich hab mein Herz — Es iſt Alles dumm, was ich ſagen könnte. — Ich ſeh Dich aber künftig wie man Sterne ſieht. — Denk das durch." —

**) In einem Briefe an A. v. Stolberg am 17. Mai 1776 ſchreibt Göthe: „Nach Tiſche ging ich zu Frau v. Stein, einem Engel von einem Weibe, der ich ſo oft die Beruhigung meines Herzens und manche der reinſten Glückſeligkeiten zu verdanken habe." — Wie Frau v. Stein allgemein für geehrt und liebenswürdig gegolten, geht auch aus Herders Diſtichen hervor:

Herder an Frau v. Stein,
den 25. Dezember 1789.

Nur der Dichter der Grazien kann am heutigen Tage
Dir, wie dir es gebührt, bringen den lieblichen Gruß.
Und ſo ſag' er dir denn, was dem mit dir geborenen Knaben
Heut' ein fröhlicher Chor ſegnender Engel geſagt.
Friede ſang er der Erde: der ſanften Gefälligkeit Blume
Binde die Guten darauf mit unverwelklichem Kranz!

Strenge und innerlichste Sanftheit der Frau von Stein machte wohl hin und wieder seine Unruhe steigen, hatte aber den wohlthätigsten Einfluß auf Gewinnung einer gesetzten und ernsten Stimmung und einer sittlichen Würdigung ihrer gegenseitigen Verhältnisse. Seine Sehnsucht nach Friede des Herzens spricht sich so schön in „Wandrers Nachtlied" (s. §. 20, Nr. 1) und die unerwünschte Klarheit in der Auffassung des Verhältnisses in dem Gedicht vom 14. April 1776 (s. §. 20, Nr. 3) aus. Seine schmerzensreichen Uebungen in Entfernung und Entsagung, durch der Freundinn sittliche Würde und den imponirenden Ernst ihrer Ermahnungen, die hemmenden Schranken im Auge zu behalten, veranlaßt, in den Briefen an Auguste Stolberg leise angedeutet, und durch mannigfache Ausflüge und Stürmereien (zu denen er zum Theil auch als Freund, Günstling und Mentor des Herzogs sich veranlaßt fand) und vielleicht durch andre Schwärmerei ein wenig erleichtert, sind wahre Feuerproben, gewiß schwieriger und härter als die Versuchungen in Wetzlar und Frankfurt und späterhin in Rom.

Aber diese Uebungen in Entfernung und Entsagung haben auch den erwünschten Erfolg, wenigstens zunächst in der Form des Verhältnisses zur Freundinn: er nimmt die Grenzen an, in welche ihre Haltung ihn weist, und so wird schon im zweiten Jahr der Bekanntschaft und Korrespondenz (1777) sein Uebergang aus wilder Genialität und kühner Natürlichkeit zur besonnenen Selbstprüfung und überlegten Pflege alles Edeln und Schönen immer sichtlicher. Und wenn auch hie und da noch Unruhe wühlen und Leidenschaftlichkeit aufflackern möchte, so weiß er wie im Dichten so im Leben sich an Selbstbeherrschung immer mehr zu gewöhnen*), nicht ohne Wink und Besänftigung seiner Freundinn, aber

*) Aus Eisenach schreibt er am 12. September 1777 (I. S. 115): „Nun gute Nacht, bester Engel; was für wunderbare Operationen muß mein Kopf machen! Und doch sind nur wenig Dinge, die drinnen auf und abgehn wies Firmament über unsern Häuptern. Den ganzen Nachmittag habe ich mit tollen Imaginationen gewirthschaftet, diesen Abend mit einem sehr braven Manne von unsrer Landschaft unzähliges geschwätzt. Stündlich sehe ich mehr, daß man sich aus diesem Strome des Lebens ans Ufer retten, drinne mit allen Kräften arbeiten, oder ersaufen muß." — Und am 13. September (I. 115—117): „Hier wohne ich nun, Liebste, und singe Psalmen dem Herrn, der mich aus Schmerzen und

auch nicht ohne Wachsthum in freundschaftlichem Vertrauen, in offenherziger Mittheilung, die sich durch mancherlei Prüfungen beiderseits nicht hemmen läßt.

Er sah in seiner Seelenfreundinn den Halt*) seiner Seele**).

In seiner Amtsgeschäftigkeit, die trotz aller seiner redlichen Bestrebungen doch dem Uebergewicht innerer Entfaltungen weichen muß***),

---

Enge wieder in Höhe und Herrlichkeit gebracht hat. Der Herzog u. s. w. — Hier oben! Wenn ich Ihnen nur diesen Blick, der mich nur kostet aufzustehn vom Stuhl, hinübersegnen könnte! In dem grausen, linden Dämmer des Monds die tiefen Gründe, Wieschen, Büsche, Wälder und Walbläßchen, die Felsenabhänge davor, und hinten die Wände, und wie der Schatten des Schloßberges und Schlosses unten alles finster hält und drüben an den sachten Wänden sich noch anfaßt; wie die nackten Felsspitzen im Monde röthen, und die lieblichen Auen und Thäler ferner hinunter, und das weite Thüringen hinterwärts im Dämmer sich dem Himmel mischt. Liebste, ich habe eine rechte Fröhlichkeit dran, ob ich gleich sagen mag, daß der belebende Genuß mir heute mangelt; wie der lange Gebundene recke ich erst meine Glieder. Aber mit dem echten Gefühl von Dank, wie der Durstige ein Glas Wasser nimmt, und die Heiligkeit des Brunnens, und die Liebheit der Welt, nur nebenweg schaut. — — O, man sollte weder zeichnen noch schreiben! — Indeß wollte ich doch, daß Sie wüßten, daß ich lebe! und Sie gleich wieder recht liebe, da mirs anfängt wieder wohl zu sein. Und zu Trost in der Oede bilde ich mir ein, Sie freuen sich über einen Brief oder sonst ein Gekritzel von mir." —

*) Im Jahr 1782 schreibt Göthe an Knebel: „Ich danke Gott, daß er mich bei meiner Natur in eine so engweite Situation gesetzt hat, wo die mannigfaltigen Fasern meiner Existenz alle durchgebeizt werden können und müssen. Die Stein hält mich wie ein Korkwamms über dem Wasser, daß ich mich auch mit Willen nicht ersäufen könnte." —

**) Am 2. Juni 1778 schreibt er (I. 171): „Sie sollten schon einen guten Morgen von mir haben. In meinem Thal ist mirs lieber und wohler, als in der weiten Welt. Gestern Abend dachte ich, daß mich die Götter wohl für ein schönes Gemälde haltzn mögen, weil sie so einen überkostbaren Rahm drum machen wollten. Daß Sie mich lieb haben, glaube ich und fühls. Sie und der Herzog wohnen über mir wie Nagel und Schleife, daran Rahm und Gemälde hängt." —

***) Was in den Wahlverwandtschaften der Hauptmann sagt, kommt aus Göthes Seele: „Trenne Alles, was eigentlich Geschäft ist, vom Leben. Das Geschäft verlangt Ernst und Strenge, das Leben Willkür; das Geschäft die reinste

tröſtet und ermuthigt ſie ihn, und er wird durch ſie immer wieder zu den Menſchen und der Welt, von der er ſich ſo gerne entfernen möchte, und zu ihrer Kenntniß hingeführt, während ihm der Genuß der Naturbetrachtung unendlich hoch ſtehn bleibt und ſeine Neigung und Kraft zum Dichten ſich dem Höhepunkt nähert, wie Iphigenie, Taſſo, Egmont und Meiſter bezeugen. Seine Schweizerreiſe hat eine günſtige Bedeutung für ſein Selbſtgefühl und ſein Verhältniß zu Frau von Stein und wirkt beim Wiederſehn Friederikens (vgl. §. 9) und Lilis (vgl. §. 15) wohlthätig im Abſchluß mit der Vergangenheit und im Anſchluß an die Gegenwart, wobei auch das Zuſammenſein mit Lavater, welches er „das Siegel, die oberſte Spitze" der Reiſe nennt*), unverkennbar auf ihn eine ſittliche Wirkung ausübt. Wie hoch er ſein Verhältniß zu Frau von Stein anſchlägt, geht aus ſeinem unumwundenen Geſtändniß in einem Briefe an Lavater**) hervor. Er ſchließt alſo: „Auch thut der Talisman einer ſchönen Liebe, womit die Stein mein Leben würzt, ſehr viel. Sie hat meine Mutter, Schweſter und Geliebten nach und nach geerbt, und es hat ſich ein Band geflochten, wie die Bande der Natur ſind." Und bei den ätheriſchen Geſtalten der Iphigenie und vorzugsweiſe der Prinzeſſinn des Taſſo***) hat wohl ſein Magnet ihn am meiſten

---

Folge; dem Leben thut eine Inconſequenz oft noth; ja ſie iſt liebenswürdig und erheiternd."

*) Vergl. I. S. 276 und 277.

**) Hirzel, Göthes Briefe an Lavater S. 101.

***) Hier hat Göthe den Spiegel ſeiner eignen Dichterſeele, wie ſie durch die Erziehungs- und Anziehungskraft der Frau von Stein ſich weiter und höher entfaltete, in dem auf den Dichter Taſſo wohlthätig einwirkenden Erziehungselement der Prinzeſſin am Schönſten und Klarſten und im reinſten Selbſtbewußtſein dargelegt. Sehr richtig ſagt F. Gregorovius („Göthes Wilhelm Meiſter in ſeinen ſozialiſtiſchen Elementen", Königsberg 1849, S. 128): „— Göthe aber vor allen, weil ihn die Natur mit einem faſt weiblichen Gemüthe ausſtattete, daher er wie kein zweiter fähig war, gerade Frauengeſtalten mit unnachahmlicher Grazie und Vollendung idealiſch darzuſtellen, als der Praxiteles unter den Dichtern. Kein andrer auch hat, wie er, die ſeltene Gunſt erfahren, im Umgange mit den edelſten Frauen ſein Weſen zu jener Kalokagathie zu geſtalten, wie ſie den Griechen eigen war zur Zeit der Diotima und Aſpaſia. Er wußte, daß, wie der Mann überhaupt nur am ſchönen Weibe ſich ſchön vollendet, im Beſondern der Dichter nur

zu Frau von Stein hingezogen und den Kampf der Freundschaft und der Liebe aufs Zarteste dargestellt, nach eignem Erlebniß, nach eigner Zügelung und Besänftigung und Beruhigung*). (Vergl. die Anmerkung am Schlusse dieses Paragraphen.)

Wenn nun auch sein Wesen milder und klarer und seine Gemüthsstimmung zarter geworden war, so blitzten hin und wieder doch noch seine Tassoschen Leidenschaftlichkeiten und Wehmuth, obwohl spärlicher als früher, mündlich und schriftlich durch. Allein je mehr sich sein Tasso

---

mit Hülfe des Weibes sich vollenden könne. Denn was in der Poesie mit Wettergewalten fortreißt und das Innere der Seele erschüttert und aufregt, das ist das Männliche; was aber mit dem Zauber der sittigen Schönheit das Leben idealisirt und liebend erhält, was den tragischen Widerstreit der Natur mild versöhnt, das ist in ihr weiblich. Nur das edle Weib, als geborne Priesterinn der Schönheit, kann daher den edeln Dichter pflegen und zur Harmonie erziehn. Göthe hat dies tiefe Verhältniß des Weibes zu dem Dichter auf das Herrlichste im Tasso darzustellen gewußt, dessen erste Szene gleich diese Schutzherrlichkeit der Frauen über die Dichter meisterhaft ausdrückt. Man erinnre sich nur, welche Frauengestalten Göthe durch das Leben geführt haben, von seiner Mutter an bis zu den Frauen von Weimar, unter denen neben so vielen reich begabten und schön gebildeten Amalie und später Luise von Weimar, welche letztere selbst die Frau von Staël neidlos bewundern mußte, auf die Bildung des Jahrhunderts überhaupt den größten Einfluß ausgeübt haben; und man wird es gern zugeben, daß Göthe, der Dichter eines Gretchen, einer Leonore, Iphigenie und Makarie, dem Weibe, worin ihm die Schönheit körperliches Ideal gewann, nichts anders als die höchste Verehrung und die höchste Stelle in der Menschheit geben konnte." —

Es ist auffallend, daß Gregorovius gar nicht der Frau v. Stein hiebei gedacht hat, da ihre Neigung und ihr Talent zur Erziehung und Förderung des Dichters so bedeutsam vor allen andern hervorragt und durch die That sich bestätigt hat. —

*) Im März 1778 sandte Göthe mit einigen Briefzeilen an Auguste Stolberg auch eine Grabschrift:

Ich war ein Knabe, warm und gut,
Als Jüngling hatt' ich frisches Blut,
Versprach einst einen Mann.
Gelitten hab' ich und geliebt
Und liege nieder ohnbetrübt,
Da ich nicht weiter kann.

und schickte eine Abschrift hievon auch an Frau von Stein. —

aus seiner Seele ablöst und der Vollendung reift, desto mehr fühlt er die Beseligung, von dem Drang der Liebe immer weiter in die Harmonie der Freundschaft, die auch noch für die nächsten 5 Jahre die Weihe seiner Lebensgenüsse blieb und ihn in seiner poetischen Weltbetrachtung förderte, hinüber wandern zu können. Und so wird auch sein Tasso wieder eine Seelenbeichte, die ihn frei macht, reinigt und läutert.

Die Seelen-Verbindung Göthes mit Frau v. Stein erreichte im Jahre 1781 die höchste Harmonie, mit der ganzen Lebhaftigkeit wie vor 5 Jahren, aber in dem höhern Aether der Besonnenheit und Reinheit; seine Vertraulichkeit ist jetzt erst recht der endliche Lohn des bestandenen langen „Noviziats", das ihm die edle Frau mit weiser Zartheit auferlegt hatte. Seine Beschäftigungen mit Wissenschaft und Kunst, besonders seine poetischen Erzeugnisse finden Entstehung und Förderung in ihr und durch sie, namentlich entwickelt sich Wilhelm Meister, der überall die Analogie zur Lage des Dichters darbietet; die sonstigen Beziehungen des Romans gehn deutlich auf seinen damaligen Umgang hinaus.

Besonnenheit und Begeisterung bringt er auch ins Jahr 1782 und nimmt sie mit ins folgende. Doch wird seine Liebe stiller als früherhin, vielleicht auf Veranlassung der Lasten seines Amtes. Ihren zehnjährigen Sohn Fritz nimmt er in liebende Aufsicht und Führung*). Der Friede und die Eintracht im Steinschen Hause ist durch Göthes Verhältniß niemals gestört worden. Der Gemahl der Frau v. Stein, ein Mann von sehr strenger Rechtschaffenheit und Frömmigkeit, blieb immer im besten Verhältniß mit Göthe, der am 9. Dezbr. 1781 selbst schreibt: „Es wird mir recht natürlich Steinen leben zu helfen und ihm gefällig zu sein. Ich bin es Dir schuldig; und was bin ich Dir nicht jeden Tag

*) Vgl. Ebers und Kahlert, Briefe von Göthe und dessen Mutter an Frau v. Stein, 1846. Friedr. v. Stein schreibt in seinem spätern Alter: „Unendlich war die Sorge und Liebe, mit der er (Göthe) mich behandelte, und ich verdanke ihm sehr viel in dieser glücklichen Epoche von 1782—86, wo er nach Italien reiste." — Göthe schrieb 1781 an Frau v. Stein: „Meine Liebste, ich habe mich immer mit Dir unterhalten und Dir in Deinem Knaben Gutes und Liebes erzeigt. Ich habe ihn gewärmt und weichgelegt, mich an ihm ergötzt und seiner Bildung nachgedacht." — Und dieser Fritz ist ein tüchtiger Mann geworden. Vgl. Viehoff, Leben Göthes III. 365.

und den Deinigen schuldig! Was hilft all das Kreuzigen und Segnen der Liebe, wenn sie nicht thätig wird?" —

Nur bis zum Schlusse des Jahrs 1783 gehn die bis jetzt von Schöll mitgetheilten Briefe Göthes an Frau v. Stein. Wir sehn mit gespannter Hoffnung der Fortsetzung dieser Herausgabe entgegen. Aus der Einleitung entnehmen wir, daß ein großer Unterschied zwischen den ersten 11 Jahrgängen (1776—86) und den spätern ist. „Jene stellen (sagt Schöll S. V.) in sehr zahlreichen Zettelchen und Briefen ein Verhältniß der Neigung und Freundschaft dar, welches allmälig sich bis zur größten Innigkeit und ununterbrochnen Theilnahme steigert und auf dieser Höhe während der letzten 5 Jahre vor Göthes Reise nach Italien sich behauptet. So auch die Briefe aus Italien (Herbst 86 bis Frühjahr 88), nur daß die große Zahl derselben in dieser Herausgabe fehlt, weil sie Göthe zurück erhielt und sie in seiner „Italienischen Reise" verarbeitete. Nach der Rückkehr aber geben aus dem Sommer 88 und dem Frühjahr 89 nur wenige Briefe die Voranbeutung und dann den sichtlichen Ausdruck von der Lösung dieses vieljährigen Verhältnisses. Und von einer Wiederanknüpfung, obwohl sie in gewissem Sinne schon früher stattfand, ist das erste schriftliche Zeugniß in dieser Sammlung aus 1796. Aus den darauf folgenden 7 Jahren liegen sehr wenige Briefchen vor. 1804 sieht man die gesellige Begegnung regelmäßig und die Zuschriften durch die nächsten 5 Jahre etwas zahlreicher werden. Und dies Verhältniß verbindlicher Mittheilung, das für Freundschaft gelten könnte, ließe sich der Maßstab des ehedem so viel tieferen Antheils fernhalten, bestand wohl von da an, minder unterbrochen, als es die Daten der wenigen, meist unbedeutenden Billetchen sind, bis zum Tode der Freundinn zu Anfang 1827." *)

*) In meiner Programmsabhandlung Ueber Göthes Novelle „das Kind mit dem Löwen" (1846) habe ich (Seite 18) es für nicht unwahrscheinlich erklärt, daß Göthe auch in dieser Novelle wieder etwas selbst Erlebtes schildre und bei Honorio vielleicht an eigne Entsagung und Ueberwindung und Läuterung gedacht habe. Jetzt, nach Bekanntmachung seiner Briefe an Frau v. Stein, kann ich die Vermuthung nicht zurückdrängen, daß Göthe bei dem Verhältniß zwischen Honorio und der Fürstinn und somit bei der Hauptpointe der Novelle wohl mit seiner poetischen Erinnerung in seine Weimarischen Wertherjahre herabgestiegen sein und an die sittliche Erziehungskraft der Frau v. Stein sich erinnert haben mag.

Daß Göthe nun nicht bloß an äußerm Rang von Stufe zu Stufe stieg, sondern auch trotz aller Zerstreuungen und aller seitabliegender Beschäftigungen innerlich sich immer weiter förderte, war natürlich. Daß bei dem Allen seine Neigung zu Verhältnissen der Liebe häufig genug Gelegenheit und Nahrung fand, war eben so natürlich, d. h. seinem innersten Wesen nach sowohl an sich als auch für seine Produktivität ein dringendes Bedürfniß. Wachsmuth sagt in seinen vortrefflichen Schilderungen „Weimars Musenhof von 1772 bis 1807" S. 40 also:

---

hat. — Möchte alle Welt den liebenswürdigsten der Menschen so kennen, so durchschauen, so lieben, wie ich. Heute war eine Stunde, wo ich ihn erst in seiner ganzen Herrlichkeit, der ganzen schönen, gefühlvollen, reinen Menschheit sah. Außer mir kniete ich neben ihn, drückte meine Seele an seine Brust, und betete Gott an." — Ferner an Gleim: „Von Göthe schreibe ich Ihnen nichts. Komm und siehe! Genug, daß ich nichts Besseres, Edleres, Herzlicheres, Lieberes und Größeres in der Menschheit kenne, als ihn, so wild und siebenseltsam der holde Unhold auch zuweilen ist oder scheint." — Ferner an Merk: „Er (Göthe) grüßt Sie. Der Hof oder vielmehr seine liaison mit dem Herzog verderbt ihm viel Zeit, um die es herzlich Schade ist. Und doch bei diesem herrlichen Gottesmenschen geht nichts verloren." — Und in seinem Gedicht an Psyche vom Jahr 1776 schildert er mit gleicher Begeisterung den holden „Zaubrer" und „Geisterkönig" und „Hexenmeister." —

Wie Herder nicht bloß bei seinem ersten Zusammentreffen mit Göthe in Straßburg denselben liebgewonnen, sondern auch späterhin noch nicht bloß sein Genie sondern auch sein tiefes Gemüth gewürdigt hat, ist bekannt. Von Weimar aus schreibt er am 2. März 1785 an v. Knebel: „— Er (Göthe) trägt seinen Kopf und sein Herz immer auf der rechten Stelle und ist in jedem Schritt seines Lebens ein Mann. Wie viele giebts solcher?" — Ueberhaupt giebt es wohl keinen Klassiker des vorigen wie des jetzigen Jahrhunderts, der nicht Göthes persönliche Liebenswürdigkeit und Anziehungskraft zu rühmen hätte, nicht nur in Göthes Jugendjahren, sondern auch in seinem Mannes- und Greisenalter. — W. v. Humboldt sagt (in einer Vorlesung bald nach Göthes Tode): „Zu den schönsten Eigenthümlichkeiten Göthes gehört sein Bemühen, auf die Geistesthätigkeit seiner Zeitgenossen hinzuwirken, ja man kann mit gleicher Wahrheit hinzusetzen, daß er ohne alle Absicht, gleichsam unbewußt, bloß durch sein Dasein und sein Wirken an sich den mächtigen Einfluß darauf ausübte, der ihn vorzugsweise auszeichnet. Es ist dies noch geschieden von seinem geistigen Schaffen, als Denker und Dichter, es liegt in seiner großen und einzigen Persönlichkeit." —

„Daß Göthes männliche Unwiderſtehlichkeit bei den Weimariſchen Frauen Verwirrung anrichtete, würde man in der Geſchichte, auch wenn ſie davon ſchwiege, zwiſchen den Zeilen leſen. Der ſtolze, ſchlanke und doch nervige Gliederbau, die prachtvolle Stirn, das glühende Auge, die gebieteriſche Naſe und die zauberiſchen Lippen Göthes ſchienen ihres gleichen nicht zu haben; er war Virtuos als Reiter, Tänzer, Fechter, Schwimmer, Schlittſchuhfahrer; ſelbſt die Werther-Uniform, in der Göthe nach Weimar kam, half zur Eroberung der Herzen und Sinne*)."

Leider aber fehlen uns von jetzt ab ſeine eignen Mittheilungen und Bekenntniſſe in ſeinen Herzensangelegenheiten faſt gänzlich, auch ſonſtige Nachrichten ſind ſehr kurz und unſicher. Nur über Ein Verhältniß der Liebe und Freundſchaft haben wir durch Schölls ſehr werthvolle Herausgabe der Briefe Göthes an Frau von Stein (Weimar 1848) genaue Aufſchlüſſe erhalten, die um ſo intereſſanter und belehrender ſind, je länger dies innige Verhältniß gewährt und je einflußreicher es auf ſeine Entwickelung in der Zeit ſeines Reifens geweſen. Der Herausgeber ſagt mit Recht (Einleitung S. XI.): „Wenn ſie (dieſe Briefe) nicht bergen, daß der Tiefe und gemüthlichen Macht dieſes Verhältniſſes auch das Leidenſchaftliche und Gefährliche nahe lag, ſo wird reinen Augen deſto mehr die Beſonnenheit und Wachſamkeit der Frau entgegenleuchten, die den jugendlich lebhaften und geiſtreich anhaltenden Vereher, nicht ohne ihn zu prüfen und zu zähmen, in wohlthätiger Theilnehmung mit äußeren und inneren Anfechtungen verſöhnte, auf ſeinen ſchönſten Beruf eingehend, ihn darin beſtärkte, und dann durch ſo viele Jahre ihn zugleich in ſchwunghafter Stimmung und in der Beruhigung ſichrer Freundſchaft erhielt."

Mehr als 50 Jahre umfaſſen dieſe Briefe (von 1775 bis 1826). Schölls**) Einleitungen zu den einzelnen Jahrgängen, mit ſehr dankenswerther und ſachkundiger Genauigkeit verfaßt, gewähren für dieſen Liebes-

---

*) Schreibt Göthe doch ſelber einmal an Frau v. Stein (II. 74): „Ich bin und bleibe einmal der Frauen Günſtling, und als einen ſolchen mußt Du mich auch lieben." —

**) Der Verfaſſer des Buchs „Aus Göthes Leben. Wahrheit und keine Dichtung" verſteht ſehr wenig, dieſe Göthiſchen Briefe und die Erläuterungen Schölls zu würdigen.

von großer Anmuth der Seele waren. Ich fühlte mich zu Mancher hingezogen; auch fehlte es nicht, daß man mir auf halbem Wege entgegenkam. Allein ich faßte mich und sagte: Nicht weiter! — Ich kannte meine Stellung und wußte, was ich ihr schuldig war. Ich stand hier nicht als Privatmann, sondern als Chef einer Anstalt, deren Gedeihen mir mehr galt, als mein augenblickliches Glück. Hätte ich mich in irgend einen Liebeshandel eingelassen, so würde ich geworden sein wie ein Kompaß, der unmöglich recht zeigen kann, wenn er einen einwirkenden Magnet an seiner Seite hat. Dadurch aber, daß ich mich durchaus rein erhielt und immer Herr meiner selbst blieb, blieb ich auch Herr des Theaters, und es fehlte mir nie die nöthige Achtung, ohne welche jede Auktorität sehr bald dahin ist." —

Und so mögen noch sehr viele theils freundschaftliche theils liebevolle Beziehungen Göthes *) existirt haben und in seiner geistigen Hei-

---

*) Im Jahr 1827 erzählt Göthe (bei Eckermann III. 201) Folgendes: „Unter Liebenden ist diese magnetische Kraft besonders stark und wirkt sogar sehr in die Ferne. Ich habe in meinen Jünglingsjahren Fälle genug erlebt, wo auf einsamen Spaziergängen ein mächtiges Verlangen nach einem geliebten Mädchen mich überfiel und ich so lange an sie dachte, bis sie mir wirklich entgegenkam. Es wurde mir in meinem Stübchen unruhig, sagte sie, ich konnte mir nicht helfen, ich mußte hieher. — So erinnere ich mich eines Falles aus den ersten Jahren meines Hierseins (Weimar), wo ich sehr bald wieder in leidenschaftliche Zustände gerathen war. Ich hatte eine größere Reise gemacht und war schon seit einigen Tagen zurückgekehrt, aber durch Hofverhältnisse, die mich spät bis in die Nacht hielten, immer behindert gewesen, die Geliebte zu besuchen. Auch hatte unsre Neigung bereits die Aufmerksamkeit der Leute auf sich gezogen, und ich trug daher Scheu, am offnen Tage hinzugehn, um das Gerede nicht zu vergrößern. Am vierten oder fünften Tage aber konnte ich es nicht länger aushalten, und ich war auf dem Wege zu ihr und stand vor ihrem Hause, ehe ich es dachte. Ich ging leise die Treppe hinauf und war im Begriff in ihr Zimmer zu treten, als ich an verschiednen Stimmen hörte, daß sie nicht allein war. Ich ging unbemerkt wieder hinab und war schnell wieder in den dunkeln Straßen, die damals noch keine Beleuchtung hatten. Unmuthig und leidenschaftlich durchstreifte ich die Stadt in allen Richtungen wohl eine Stunde lang und immer einmal wieder vor ihrem Hause vorbei, voll sehnsüchtiger Gedanken an die Geliebte. Ich war endlich auf dem Punkte, wieder in mein einsames Zimmer

mat auch jetzt noch vielleicht bekannter sein als in der Fremde. Am Bedeutsamsten und zugleich geheimer und geheimnißvoller als alle andren

---

zurückzukehren, als ich noch einmal an ihrem Hause vorbeiging und bemerkte, daß sie kein Licht mehr hatte. Sie wird ausgegangen sein! sagte ich zu mir selber, aber wohin in dieser Dunkelheit der Nacht? und wo soll ich ihr begegnen? Ich ging abermals durch mehrere Straßen, es begegneten mir viele Menschen, und ich war oft getäuscht, indem ich ihre Gestalt und ihre Größe zu sehn glaubte, aber bei näherem Hinzukommen immer fand, daß sie es nicht war. Ich glaubte schon damals fest an eine gegenseitige Einwirkung, und daß ich durch ein mächtiges Verlangen sie herbeiziehn könne. Auch glaubte ich mich unsichtbar von höheren Wesen umgeben, die ich anflehte, ihre Schritte zu mir oder die meinigen zu ihr zu lenken. Aber was bist du für ein Thor! sagte ich dann wieder zu mir selbst. Noch einmal es versuchen und noch einmal zu ihr gehn wolltest du nicht, und jetzt verlangst du Zeichen und Wunder! — Indessen war ich an der Esplanade hinuntergegangen und bis an das kleine Haus gekommen, das in spätern Jahren Schiller bewohnte, als es mich anwandelte umzukehren und zurück nach dem Palais und von dort eine kleine Straße rechts zu gehn. Ich hatte kaum hundert Schritte in dieser Richtung gethan, als ich eine weibliche Gestalt mir entgegenkommen sah, die der Ersehnten vollkommen gleich war. Die Straße war nur von dem schwachen Licht ein wenig dämmerig, das hin und wieder durch ein Fenster drang, und da mich diesen Abend eine scheinbare Aehnlichkeit schon oft getäuscht hatte, so fühlte ich nicht den Muth, sie aufs Ungewisse anzureden. Wir gingen dicht an einander vorbei, so daß unsre Arme sich berührten; ich stand still und blickte mich um, sie auch. Sind Sie es? sagte sie. Und ich erkannte ihre liebe Stimme. Endlich! sagte ich und war beglückt bis zu Thränen. Unsre Hände ergriffen sich. Nun! sagte ich, meine Hoffnung hat mich nicht betrogen. Mit dem größten Verlangen habe ich Sie gesucht, mein Gefühl sagte mir, daß ich Sie sicher finden würde, und nun bin ich glücklich und danke Gott, daß es wahr geworden. Aber Sie Böser! sagte sie, warum sind Sie nicht gekommen? Ich erfuhr heute zufällig, daß Sie schon seit drei Tagen zurück, und habe den ganzen Nachmittag geweint, weil ich dachte, Sie hätten mich vergessen. Dann vor einer Stunde ergriff mich ein Verlangen und eine Unruhe nach Ihnen, ich kann es nicht sagen. Es waren ein Paar Freundinnen bei mir, deren Besuch mir eine Ewigkeit dauerte. Endlich, als sie fort waren, griff ich unwillkürlich nach meinem Hut und Mäntelchen, es trieb mich in die Luft zu gehn, in die Dunkelheit hinaus, ich wußte nicht wohin. Dabei lagen Sie mir immer im Sinn, und es war mir nicht anders, als müßten Sie mir begegnen. — Indem sie so aus

Neigungen ist und bleibt seine Neigung zu Frau v. Stein, die er poetisch auch Lida anruft.

Die meisten der folgenden Gedichte beziehn sich unmittelbar auf Frau v. Stein oder sind Mittheilungen für sie. Viele lassen allerdings das echt lyrische Element gar sehr vermissen, sie sind bald Nachahmung antiker Tändelei und Sinnlichkeit, in Anakreontischer Leichtigkeit und Einfachheit des Klanges und der Rhythmik (der Reim ist oft verbannt), bald mehr epigrammatisch als lyrisch hingeworfne Andeutungen von Ideen und Empfindungen, mehr reflektirend als melodiös, mehr ästhetisch und plastisch dargestellte Momente als feurige Seelenbedürfnisse, daher im Allgemeinen nicht den echt lyrischen Liebesliedern*) des vorigen Abschnitts gleichzustellen. Vielleicht goß er zu freigebig seine ganze Lyrik in die Briefe an Frau v. Stein, vielleicht auch mochte die Muse der dramatischen Poesie mit ihrem hohen, großartigen Kothurn die süß lispelnden Geister des einfacheren Liedes zurückscheuchen.**)

Wir hätten mehrere, als zu unbedeutende oder als minder poetische Kleinigkeiten, hier ganz weggelassen, wenn es uns nicht daran gelegen gewesen wäre, die obigen Mittheilungen über Göthes inneres Verhältniß zu Frau v. Stein durch die folgenden Gedichte noch innerlicher zu ergänzen. —

---

treuem Herzen sprach, hielten wir unsre Hände noch immer gefaßt und drückten uns und gaben uns zu verstehn, daß die Abwesenheit unsre Liebe nicht erkaltet. Ich begleitete sie bis vor die Thür, bis in ihr Haus. Sie ging auf der finstern Treppe mir voran, wobei sie meine Hand hielt und mich ihr gewissermaßen nachzog. Mein Glück war unbeschreiblich, sowohl über das endliche Wiedersehn als auch darüber, daß mein Glaube mich nicht betrogen und mein Gefühl von einer unsichtbaren Einwirkung mich nicht getäuscht hatte." —

*) Den meisten dichterischen, lyrischen Werth haben folgende: Nr. 1. Wanderers Nachtlied. Nr. 2. Ein Gleiches. Nr. 6. An den Mond. Nr. 8. An meine Bäume und Nr. 19. Erster Verlust.

**) Wie Göthe in seinen „Geschwistern" die wunderbare Poesie der Wirklichkeit aufs Treulichste wiedergegeben, hat A. Schöll in seinem trefflichen Aufsatz „Zu Göthes Leben" (Deutsches Museum, 1851, I. 1) gründlich und treffend dargelegt. —

§. 12.

Gedichte.

1. Wanderers Nachtlied.

Der du von dem Himmel biſt,
Alles Leid und Schmerzen ſtilleſt,
Dem, der doppelt elend iſt,
Doppelt mit Erquickung fülleſt:
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was ſoll all der Schmerz und Luſt?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Bruſt.

Es haben einige Erklärer, wie z. B. Viehoff, die Sehnſucht nach Ruhe und Frieden darauf bezogen, daß um jene Zeit Göthes gährende Dichterſeele ſich zu klären und zu beruhigen begann, und daß ſeine Ahnungen in den nächſten Jahren wirklich in Erfüllung gegangen. Allein die Stelle, welche dies Gedicht in Göthes Briefen an Frau v. Stein (vom 12. Februar 1776) gefunden, bezeugt deutlich genug die Beziehung auf Göthes Liebesunruhe und ſeine ſchmerzensreichen Uebungen in Entfernung und Entſagung bei ſeinem Verhältniß zu der Frau, welche in ernſter, ſtrenger Beſonnenheit, aber auch innerlichſter Sanftheit einen ſo wohlthätigen Einfluß auf Göthes Gewinnung einer ernſten Stimmung und ſittlichen Haltung ausübte (vergl. §. 19). Wenn auch die Worte „Ach, ich bin des Treibens müde" nicht bloß auf ſeine Liebeskämpfe und Liebesſtürme im Innern, ſondern auch auf ſeine Stürmereien, in die ihn das neue Leben in Weimar zumal Anfangs gezogen hatte, mit hindeuten: ſo zeugen die unmittelbar darauf folgenden Worte „Was ſoll all der Schmerz und Luſt" doch zu klar von einer zärtlicheren Unruhe, als das geräuſchvolle äußere Leben, von einem ſeelenvolleren Frieden, als die Klärung dichteriſcher Ideen, und erinnern an der Liebe Leid und Luſt, die nicht

schöner ausgedrückt werden kann, als mit Klärchens Worten: „Himmelhoch jauchzen, zur Erde betrübt.“ — Der Titel „Wanderers Nachtlied“ könnte eine Beziehung auf die Unruhe einer andern Liebe zulassen und nach Frankfurt hinweisen, da Göthe nach der Rückkehr aus Straßburg sich selbst „den Wanderer“ zu nennen pflegte. Allein Göthe befand sich wirklich auf einer Wanderung, als er dies Gedicht der Frau v. Stein übersandte; unter dem Gedicht stehn die Worte: „Am Hang des Ettersberges“ und das Datum: den 12. Februar 1876.“ — Auf der Rückseite dieses Briefblattes steht von andrer Hand: „Den Frieden laß ich euch, meinen Frieden gebe ich euch, nicht geb ich euch wie die Welt giebt, euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht. Ev. Joh. 14. 27. Dies als Antwort von der Hand meiner Großmutter Schardt, einer ernsten, frommen, gefühlvollen Frau — v. St.“ —

Es ist merkwürdig, daß dies Göthische Lied in das Bremische Gesangbuch vom Jahr 1812 (unter Nr. 286) aufgenommen worden. Hier hat es die ersten 4 Verse ganz unverändert behalten, die letzten 4 aber sich also abändern lassen müssen:

Ach! ich bin des Wogens müde
Banger Schmerzen, wilder Lust,
Gottes Friede, Gottes Friede,
Komm und wohn' in meiner Brust! —

Sehr kühn, obwohl in charakteristischem Einklange mit dem lyrischen Erguß, erscheint die grammatische Konstruktion in diesem Liede*). Ist es schon ungewöhnlich, den appositionellen Relativsatz vor seinem Vokativ zu setzen (der du von dem Himmel bist, o Friede), so ist es noch kühner, diesen zugehörigen Vokativ durch 2 parenthetische Hauptsätze und Hauptgedanken (ich bin — müde, was soll all der Schmerz und Lust?) von seinem vorausgeschickten Relativsatz zu trennen. Diese Zerrissenheit der Konstruktion wird noch dadurch ver-

*) Ueber die Kühnheit und Freiheit in Göthes Sprache vergl. meine Programmsabhandlung von 1849: „Ueber Göthes Sprache und ihren Geist. Zweites Heft.“ —

wickelter, daß nicht bloß Ein, sondern sogar drei appositionelle Relativsätze (der du von dem Himmel bist, alles Leid — stillest, den doppelt — füllest) bis an die Stirne des Gedichts vorgeschoben werden, von denen der zweite sogar noch einen Relativsatz des zweiten Grades sich unterordnet und einschaltet (den, der doppelt elend ist, doppelt mit Erquickung füllest). Diese Zerreißung und Verwickelung der Konstruktion ist in der That ein lebendig veranschaulichendes Bild des zerrissnen, in mannigfache Gefühle verwickelten Herzens, welches der Ruhe und der Sammlung bedürftig ist und nach innerm Frieden sich sehnt. Wenn wir hiebei nun noch die Kürze und Einfachheit der Sätze an sich und der Ausdrücke, so wie ihre Wahl und Bedeutung mit in Erwägung ziehn: so werden wir eingestehn, daß wohl selten Inhalt und Form, Gefühl und Wort zu einem so schönen, klaren Gemälde harmonisch sich die Hand geboten haben, wie in diesem kleinen, unvergleichlich schönen Liede, das denn auch, eben weil es durch und durch Melodie und Harmonie ist, häufig genug zu Kompositionen aufgefordert hat. Es ist unter Anderen von C. G. Reissiger, Reichardt, Zelter, Becher, Hauptmann, Schnyder v. Wartensee und von Löwe komponirt werden.

Das Lied ist 1776 gedichtet, wie oben gesagt, aber erst 1789 durch den Druck bekannt geworden.

---

2. Ein Gleiches.

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh'
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde,
Warte nur, balde
Ruhest du auch!

Nicht, weil Göthe dies Lied mit dem vorigen zusammengestellt hat, sondern weil beide genau mit einander zusammenhangen, lassen wir das obige Gedicht schon hier folgen, obwohl es viel später als das vorige entstanden ist. Göthe hat nämlich dies Lied, wie man erzählt,*) am 7. September 1783 mit Bleistift auf den hölzernen Fensterpfosten eines auf dem Gickelhahn (einem Berge bei Ilmenau) stehenden Herzoglichen Sommerhäuschens geschrieben. Die Züge sind später noch einmal mit Bleistift überzogen, und Göthe hat mit eigener Hand darunter geschrieben: „Ren. 23. Aug. 1813."

Des Dichters Gemüth fühlt sich beruhigter und befriedigter in seiner Versenkung und Auflösung in die Stille der schönen Natur, doch zieht ein leise athmender Wehmuthshauch durch seine Seele in dem Gedanken an seine Freundinn, Frau v. Stein. Im Jahr 1776 war der Anfang seiner schmerzensreichen Uebungen in Entfernung und Entsagung, und in diesem schwersten Kampfe ist seine Sehnsucht nach innerm Frieden um so größer, je weniger er zur Ruhe, zur Klärung und Läuterung schon gelangt ist. Diese Sehnsucht spricht sich in dem vorhergehenden Liede aus. Im Jahr 1783 hat sich seine Leidenschaft schon längst beruhigt, besänftigt, seine Feuerproben haben ihn frei gemacht und geläutert, seine heiße Liebe hat sich in das reinere, harmonische Gefühl der Freundschaft abgeklärt, und wo die Wunde noch blutet, legt die allliebende Natur, an deren Busen ihr liebender Sohn so gerne und so oft ruht, lindernden Balsam, so daß die Wehmuth leiser athmet und die Stille der Natur auch ihm die zuversichtliche Hoffnung auf baldige Ruhe und ersehnten Frieden darreicht. Und so ist diese Zuversicht und in ihrem Gefolge die Ruhe des Gemüths der Hauptgedanke des vorliegenden Gedichts, während die Sehnsucht nach Frieden und deren Unruhe aus dem vorigen uns entgegenathmet. Beide Gedichte schildern also vortrefflich seine innerlichste Neigung zu seiner Freundinn, das ältere, wie er sich zu läutern beginnt, das spätere, wie er sich geläutert hat.

---

*) Vergl. Riemers Mittheilung. II. 172, ferner Falk Göthe aus näherm Umgange dargestellt, S. 134, und Schöll Briefe G. a. Fr. v. St. II. 289 und 334.

Daß der Dichter bei den Worten „balde ruheſt du auch“ nicht an Grabesruhe, ſondern an die Ruhe des Sieges über ſich nach ſchwerem Kampfe, ja vielleicht ſogar an Ruhe des Schlafs, der ihm in ſeiner Leidenſchaft oft gefehlt, gedacht haben muß, leuchtet aus dem Vorangeſchickten ſo wie aus den hieher bezüglichen Briefen an Frau v. Stein deutlichſt ein.

Die glückliche Form, ſowohl hinſichts der verſchiedenen Länge der Verſe, hinſichts der Abwechſelung der Rhythmen und des abwechſelnden männlichen und weiblichen Reims, als auch hinſichts der Kürze und Bildung des Satzbaues (— alles ſind Hauptſätze, einfach und ohne Schmuck an einander gereiht —) und der ganzen Klangverbindung, vereinigt ſich auch hier mit dem ſchönen Gedanken zur innigſten und ſinnigſten Harmonie. Sehn wir im vorigen Liede die Zerriſſenheit und bange, lange Sehnſucht deutlich in Inhalt und Form ausgeprägt, ſo tritt uns hier die zuverſichtliche Hoffnung in ihrem ruhigen, klaren Gewande entgegen. Beide Lieder ſind meiſterhafte Gemälde.

Wie es da noch möglich iſt, durch Hinzufügung andrer Strophen, ſei es auch nur um des Geſanges Willen, das unübertreffliche Gemälde noch fortſetzen zu wollen, (was Falk gethan), mag der begreifen, welcher das Gemälde nicht begreift.

Komponirt iſt dies Lied von Löwe, Kuhlau und Zelter. Der Letzte ſchreibt an Göthe 1814 (II. S. 109): „Das Ruhelied iſt herrlich; unſer Tenor trägt es ſehr gut vor, und es macht in dieſen unruhigen Zeiten unſre ganze Glückſeligkeit.“ —

---

3. Klarheit.

Warum gabſt du uns die tiefen Blicke,
  Unſre Zukunft ahnungsvoll zu ſchaun,
Unſrer Liebe, unſerm Erdenglücke
  Wähnend ſelig nimmer hinzutraun?

Warum gabſt uns, Schickſal, die Gefühle,
Uns einander in das Herz zu ſehn,
Um durch all die ſeltenen Gewühle
Unſer wahr Verhältniß auszuſpähn?

Ach, ſo viele tauſend Menſchen kennen
Dumpf ſich treibend kaum ihr eigen Herz,
Schweben zwecklos hin und her und rennen
Hoffnungslos in unverſehnen Schmerz,

Jauchzen wieder, wenn der ſchnellen Freuden
Unerwart'te Morgenröthe tagt;
Nur uns armen, liebevollen Beiden
Iſt das wechſelſeit'ge Glück verſagt,

Uns zu lieben, ohn' uns zu verſtehen,
In dem Andern ſehn, was er nie war,
Immer friſch auf Traumglück auszugehen,
Und zu ſchwanken auch in Traumgefahr.

Glücklich, den ein leerer Traum beſchäftigt,
Glücklich, dem die Ahnung eitel wär';
Jede Gegenwart und jeder Blick bekräftigt,
Traum und Ahnung leiden uns noch mehr.

Sag', was will das Schickſal uns bereiten?
Sag', wie band es uns ſo rein genau?
Ach, du warſt in abgelebten Zeiten
Meine Schweſter oder meine Frau,

Kannteſt jeden Zug in meinem Weſen,
Spähteſt, wie die reinſte Nerve klingt,
Konnteſt mich mit Einem Blicke leſen,
Den ſo ſchwer ein ſterblich Aug' durchdringt;

Tropfteſt Mäßigung dem heißen Blute,
Richteteſt den wilden, irren Lauf,
Und in deinen Engelsarmen ruhte
Die zerſtörte Bruſt ſich wieder auf;

Hielteſt zauberleicht ihn angebunden
Und vergaukelteſt ihm manchen Tag.
Welche Seligkeit glich jenen Wonneſtunden,
Da er dankbar dir zu Füßeu lag,

Fühlt' ſein Herz an deinem Herzen ſchwellen,
Fühlte ſich in deinem Auge gut,
Alle ſeine Sinnen ſich erhellen
Und beruhigen ſein brauſend Blut!

Und von allem dem ſchwebt ein Erinnern
Nur noch um das ungewiſſe Herz,
Fühlt die alte Wahrheit ewig gleich im Innern,
Und der neue Zuſtand wird ihm Schmerz.

Und wir ſcheinen uns nur halb beſeelet,
Dämmernd iſt um uns der hellſte Tag.
Glücklich, daß das Schickſal, das uns quälet,
Uns doch nicht verändern mag!

Nicht um des poetiſchen Werthes Willen, der in dieſem faſt nur reflektirenden Gedicht unbedeutend iſt, hat daſſelbe hier eine Stelle gefunden, ſondern weil es, am 14. April 76 an Frau v. Stein geſandt (ſ. I. 24), ein treues Bild von dem damaligen Seelenzuſtande Göthes darbietet. Sein geiſtiges und ſein Herzens-Verhältniß zu ihr und den wohlthätigen Einfluß ihrer Beſonnenheit und Sanftheit auf Gewinnung einer ruhigeren, ernſteren Würdigung ſeiner Neigung hat er (ſchon 1776, vergl. §. 19) klar aufgefaßt, ſo unerwünſcht ihm auch ſolche Klarheit ſein mag, und ſo ſehr er auch noch von dem völligen Umtauſch der heißen Liebe in warme Freundſchaft entfernt iſt. Daher iſt auch die

Ueberſchrift „Klarheit“ für dies vom Dichter nicht betitelte Gedicht nicht unpaſſend.

---

4. Klage.

Ach, wie biſt du mir,
Wie bin ich dir geblieben!
Nein, an der Wahrheit
Verzweifle ich nicht mehr.
Ach, wenn du da biſt,
Fühl' ich, ich ſoll dich nicht lieben;
Ach, wenn du fern biſt,
Fühl' ich, ich lieb' dich ſo ſehr!

Am 8. Auguſt 1776 ſchrieb Göthe von Ilmenau aus an Frau v. Stein: „Deine Gegenwart hat auf mein Herz eine wunderbare Wirkung gehabt; ich kann nicht ſagen, wie mir iſt! Mir iſt wohl und doch ſo träumig. Zeichnen konnte ich geſtern nicht. Ich ſaß auf Witzlebens Felſen*), die herrlich ſind, und konnte nichts hervorbringen, da ſchrieb ich Dir.“ — Und nun folgt die obige Klage, deren Beziehung auch aus den vorhergehenden Gedichten einleuchtet.

---

5. Liebebedürfniß.

Wer vernimmt mich? ach, wem ſoll ichs klagen?
Wers vernähme, würd' er mich bedauern?
Ach, die Lippe, die ſo manche Freude
Sonſt genoſſen hat und ſonſt gegeben,
Iſt geſpalten und ſie ſchmerzt erbärmlich.

*) Zu Elgersburg, damals dem Obermarſchall v. Witzleben gehörig.

Und ſie iſt nicht etwa wund geworden,
Weil die Liebſte mich zu wild ergriffen,
Hold mich angebiſſen, daß ſie feſter
Sich des Freunds verſichernd ihn genöſſe:
Nein, das zarte Lippchen iſt geſprungen,
Weil nun über Reif und Froſt die Winde
Spitz und ſcharf und lieblos mir begegnen.
Und nun ſoll mir Saft der edlen Traube,
Mit dem Saft der Bienen bei dem Feuer
Meines Herds vereinigt, Lind'rung ſchaffen.
Ach, was will das helfen, miſcht die Liebe
Nicht ein Tröpfchen ihres Balſams drunter?

Echt Anakreontiſch bis auf das tändelnde, ſchäferartige „Lippchen." Wahrſcheinlich bezieht ſich die Allegorie von Reif und Froſt, der den Lippen ſcharf begegnet, zum Theil auch auf Klätſchereien, die er nur in der Liebe ſelbſt überſehn und vergeſſen kann. — Auch hier iſt wieder ſein Verhältniß zu Frau von Stein berührt. Das Gedicht, in ſeiner früheren Geſtalt „An den Geiſt des Johannes Secundus*)" betitelt und der Frau von Stein unterm 2. November 1776 überſchickt, iſt in der obigen Geſtalt abgekürzter und zahmer erſchienen**) und mit der Ueberſchrift „Liebebedürfniß" zuerſt 1789 gedruckt worden.

*) Joh. Secundus (Jan Everard), ein berühmter Rechtsgelehrter unter Carl V., auch gebildeter Kunſtkenner, († 1536 zu Utrecht), wurde beſonders bekannt durch ſeine Lateiniſchen, meiſt erotiſchen Gedichte, beſonders die „Küſſe." —

**) Es iſt intereſſant, die urſprüngliche Geſtalt dieſes Gedichts kennen zu lernen.

An den Geiſt des Johannes Secundus.

Lieber, heil'ger, großer Küſſer,
Der du mirs in lechzend athmender
Glückſeligkeit faſt vorgethan haſt,
Wem ſoll ichs klagen, klagt' ich dirs nicht?
Dir, deſſen Lieder wie ein warmes Küſſen
Heilender Kräuter mir unters Herz ſich legten,
Daß es wieder aus dem krampfigen Starren
Erdetreibens klopfend ſich erholte.

Schöll (Vorrede zu G. Br. an Fr. v. St. S. XXXII. und XXXIII.) meint, das Gedicht sei wohl erst viel später (als am 2. November 1776) in die Hände der Freundinn gekommen und könne vermuthen lassen, daß Göthe in dieser Zeit der Versagung seinen gehemmten Gefühlen nach andern Seiten schwärmend die Zügel ließ. Mir scheint eine solche Vermuthung wenigstens nicht im Gedichte selbst nahe zu liegen, wenn sie auch an sich nicht gerade unrichtig sein mag.

6. An den Mond.

Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz.

Ach, wie klag' ich dirs, daß meine Lippe blutet,
Mir gespalten ist und erbärmlich schmerzet,
Meine Lippe, die so viel gewohnt ist
Von der Liebe süßem Glück zu schwellen
Und, wie eine goldne Himmelspforte,
Lallende Seligkeit aus- und einzustammeln.
Gesprungen ist sie! nicht vom Biß der Holden,
Die in voller, rings umfangender Liebe
Mehr möcht' haben von mir und möchte mich Ganzen
Ganz erküssen und fressen und was sie könnte!
Nicht gesprungen, weil nach ihrem Hauche
Meine Lippen unheil'ge Lüfte entweihten,
Ach, gesprungen, weil mich Oeden, Kalten
Ueber beizenden Reif der Herbstwind anpackt.
Und da ist Traubensaft und der Saft der Bienen
An meines Herdes treuem Feuer vereinigt,
Der soll mir helfen! Wahrlich, er hilft nicht,
Denn von der Liebe Alles heilendem
Giftbalsam ist kein Tröpfchen drunter!

Breiteſt über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge mild
Ueber mein Geſchick.

Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh und trüber Zeit
Wandle zwiſchen Freud' und Schmerz
In der Einſamkeit.

Fließe, fließe, lieber Fluß!
Nimmer werd' ich froh,
So verrauſchte Scherz und Kuß
Und die Treue ſo.

Ich beſaß es doch einmal,
Was ſo köſtlich iſt!
Daß man doch zu ſeiner Qual
Nimmer es vergißt!

Rauſche, Fluß, das Thal entlang
Ohne Raſt und Ruh,
Rauſche, flüſtre meinem Sang
Melodieen zu.

Wenn du in der Winternacht
Wüthend überſchwillſt,
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knospen quillſt:

Selig, wer ſich vor der Welt
Ohne Haß verſchließt,
Einen Freund am Buſen hält
Und mit dem genießt,

Was, von Menschen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

Ein wunderholder Friede weht uns aus diesem überaus schönen, seelenvollen Liede entgegen und senkt sich auch in unsre Brust nieder. Die Disharmonie der Seele, die Kämpfe des Geistes, die Stürme des Herzens haben sich aufgelöst in die zarteste Harmonie, in welche die aufheiternde Erinnerung an frohe Tage und der wehmuthsreiche Gedanke an trübe Tage sanft sich verschmelzen. Die Besonnenheit des Geistes und die Ruhe des Gemüths lassen den müden Dichter sich in sich selbst zurückziehn und vor der Welt verschließen im Genuß der Freundschaft. Solchen Frieden und solche Liebe zur Einsamkeit, innerlich begründet und geboten, gießt sanft in unsre Seele eine holde Mondnacht. In ihr wandert der Dichter, und indem er durch den Mond seine Seele endlich einmal ganz gelöst empfindet, fühlt er die Linderung seines Geschickes im sanften Glanz des Mondes, der gleich einem Freunde freundlich theilnehmend auf ihn blickt. Da klingen frohe und trübe Zeiten in seinem Herzen nach. Die trüben haften tiefer, denn wehmüthig weht die Vergangenheit der Liebe durch seine Seele, deren melodienreiche Erinnerung ihn nicht im sanften Hauch des Frühlings, nicht in der starren Wuth des Winters verläßt. Doch fühlt er sich glücklich, ohne Haß sich von der Welt zurückziehn und mit einem Freunde, was durch das Labyrinth der Brust wandelt, genießen zu können.

Die Kraft des stillen Mondes, in das Menschenherz Sanftmuth und Ruhe und Frieden zu gießen, ist oft genug von andern Dichtern und auch von Göthe in ihrer Natürlichkeit und Schönheit dargestellt, treffender und kürzer aber wohl nirgend, als in „Jägers Abendlied" (vergl. §. 10, Nr. 9):

„Mir ist es, denk' ich nur an dich,
Als in den Mond zu sehn;
Ein stiller Friede kommt auf mich,
Weiß nicht wie mir geschehn."

Der Ausdruck „Nebelglanz" deutet darauf hin, daß der Mond nicht ohne Nebel glänzt, wie der Friede in ihm nicht ohne Wehmuth leuchtet.

„Löseſt meine Seele ganz" iſt ſo viel als: ſie geht, in deinen Glanz verſunken, ganz in dem Gefühl der Ruhe und Stille auf.

„Endlich einmal", nämlich nach ſo vielen Stürmen und Unruhen des innern und des äußern Lebens.

„Ueber mein Geſchick." Wie des Freundes Auge über mein Geſchick lindernd ſich breitet, ſo du über mein Gefild, d. h. über mein inneres Seelenleben. Es kann nicht zweifelhaft ſein, daß die Worte „über mein Geſchick" auf den Freund zu beziehen ſeien. Abgeſehn vom Mißklang des doppelten „über", ſo wäre die Beziehung auf den Mond ſchon deshalb nicht möglich, weil die Worte: „breiteſt über mein Gefild deinen Blick, über mein Geſchick" nicht bloß eine unnütze, ſondern auch eine ſtörende und matte Wiederholung darböten. Wie der Mond über das Gefild (Buſch und Thal) der Natur, ſo gießt er auch über das Gefild des Dichters (das Innere) Ruhe und Frieden.

„Froh und trüber Zeit", eine ſonſt nicht mehr übliche, bei Göthe aber noch oft vorkommende Zuſammenziehung ſtatt „froher und trüber Zeit."

„Fließe, lieber Fluß." Der Dichter wandelt an einem Fluß und vergleicht deſſen nie zurückkehrendes, ewiges Fließen mit ſeiner ewigen Unruhe und Wehmuth ſo wie mit dem Hinſchwinden der heitern, aber auch der trüben Tage.

„Ich beſaß es"..., die Liebe und ihre Seligkeit, die er nie vergeſſen kann, für die er im raſtloſen Rauſchen des Fluſſes, ſei es in der Winterkälte oder in der Frühlingsblüthe, zarte Melodieen flüſtern hört, wie die beiden folgenden Strophen andeuten.

„Rauſche, Fluß." Sehr ſchön iſt die wiederholte Anrede an den Fluß mit der Steigerung „rauſche"; früher hieß es „fließe". Die Wehmuth wächſt, doch im lauteren Rauſchen vernimmt er jetzt nur ein Zuflüſtern zarter Melodie; und wie der Fluß im Winter überſchwillt und im Frühling anſchwillt („quillt"), ſo ſchwillt und quillt, ihm korreſpondirend, im Herzen des Dichters die Liebe und ihre Melodie im Liede, ſo Freude und Leid, insbeſondere die Wehmuth. Doch plötzlich, als hätten der Fluß und die Poeſie die Wehmuth vermindert und ver-

scheucht, bricht er von ihr ab und geht zur Einsamkeit und Freundschaft über.

„Was von Menschen nicht gewußt oder nicht bedacht." Wie Göthe immer milde im Urtheil über Andre war, so auch hier. Er hat in seinem Leben oft genug erfahren, wie wenig die Menschen das tiefe Labyrinth der Brust, das geheimste, tiefste, innerlichste Leben zu durchwandern verstehn oder vermögen oder gewillt sind. —

Die Milde, die Sanftheit, die Zartheit und die weise, friedliche Ruhe dieses Liedes, das zu den schönsten lyrischen Ergüssen unsers großen Dichters gehört, weht uns nicht bloß aus den tiefen Empfindungen und klaren Gedanken, sondern auch aus der einfachen und doch bilderreichen Sprache, aus dem überaus lieblichen Klang der Worte, aus dem leichten und anschmiegenden Bau der Verse und des Reims, kurz, wie aus dem Inhalt so aus der Form wunderbar herrlich entgegen. —

Wir haben dies Gedicht bis jetzt in seiner Allgemeinheit, daß ich so sage, aufgefaßt, ohne uns in dem schönen Genuß durch seine speziellen Beziehungen unterbrechen oder stören zu lassen, und haben nun von diesen besondern Beziehungen zu sprechen.

In obiger Gestalt erschien das Gedicht zuerst 1789. In einer früheren Gestalt*) überschickte Göthe es der Frau von Stein im Februar 1778 zugleich mit einer Melodie (vielleicht von Seckendorf, die Schöll I. 157 mit hat abdrucken lassen). Wir müssen der Vergleichung halber die frühere Gestalt hier darbieten.

---

*) Schöll macht (I. 153) folgende Bemerkung: Dies Gedicht hat mit dem vorhergehenden Briefe den Bezug auf die Ertrunkene und das Gefühl von der gefährlich lockenden Tiefe gemein, schließt sich also wohl auch der Zeit nach ihm nahe an. Nicht minder paßt gleich der Anfang „Löset endlich auch einmal meine Seele ganz" in die so rauschend bewegten ersten Monate dieses Jahres (1778). Denn wie in den 14 Tagen vor jenem erschreckenden Fall sich „Morgens Schweinhatze, Nachmittags Theaterproben, Abends fratzenhaftes Ständchen und Schlittenfahrt mit Fackeln, extemporirte Komödie in Eltersburg und allerlei Tollheiten, Tanz, Konzert, Redoute, Westindier-Aufführung und wieder Schweinhatze gedrängt hatten", so sah sich Göthe bald darauf „gezwungen zu theatralischem Leichtsinn", Proben für das Lustspiel zum Geburtstag der Herzoginn, dann aufgelegt zu öfterem Eislauf, hatte „viel fröhliche bunte Imagination" und betheiligte sich im Februar neuerdings an dramatischen Spielen.

An den Mond.

Füllest wieder 's liebe Thal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz.

Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie der Liebsten Auge mild
Ueber mein Geschick,

Das du so beweglich kennst;
Dieses Herz im Brand,
Haltet ihr wie ein Gespenst
An den Fluß gebannt.

Wenn in öder Winternacht
Er vom Tode schwillt
Und bei Frühlings Lebenspracht
An den Knospen quillt.

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Mann am Busen hält
Und mit dem genießt,

Was dem Menschen unbewußt
Oder wohl veracht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

Diese frühere Gestalt des Gedichts verflicht zwei Beziehungen und Empfindungen mit einander, einmal die Beziehungen Göthes zu Frau

v. Stein, sodann die Empfindungen über den Tod der „armen Christel", von der sein Brief an jene vom 19. Januar 1778 spricht. Die ersteren Beziehungen sind aus dem Vorigen genugsam bekannt und treten im Gedicht deutlichst hervor. Ueber die „arme Christel" ist Folgendes zu berichten. Fräulein v. Lasberg glaubte sich von ihrem Geliebten, dem Schweden v. Wrangel, verlassen und endete ihr Leben in der Ilm an einer Stelle, die Göthe alle Abend, nach seinem Garten heimkehrend, allein betrat. Die Finsterniß der dichten Linden, das Brausen des damals hohen Wehrs und die Einsamkeit der Gegend machten die Stelle ziemlich schauerlich. „Jetzt hat sich die ganze Gegend, fährt Frau v. Stein in ihrem Bericht (I. 154, Note) fort, durch die Anlagen des Parks verändert, es hat Alles ein heitres und mildes Ansehn gewonnen." Am 17. Januar war es, als eben Göthe mit dem Herzog sich auf dem Eise befand, daß von den Leuten die Leiche der Unglücklichen in der Ilm gefunden wurde, (s. Riemer II. 56); wie man sagt, hatte sie „Werthers Leiden" in der Tasche. —

Göthe hat nun bei der Umarbeitung dieses Gedichts erstlich die zweite Beziehung (auf Fräulein v. Lasberg) ganz weggelassen. Und das ist die erste Verschönerung des Gedichts. Denn jene Doppelbeziehung, ja man kann sagen, jene Doppelpointe in der früheren Gestalt des Gedichts wirkt in jeder Rücksicht, vorzüglich in Bezug auf die auch im kleinsten Gedicht zu fordernde Einheit, nicht anders als störend und macht aus zwei schönen Empfindungen eine unangenehme Vermengung. Die zweite Verschönerung besteht in der weiteren echt poetischen und so einfach natürlichen Ausführung und Ausmalung des Bildes von dem Fluß und in der Beziehung dieses Bildes auf seine frohen und trüben Zeiten, auf seine Seligkeiten und seine Seelenschmerzen. Die dritte Verschönerung (und hier treten wir dem Verhältniß des Dichters zu seiner Freundinn noch näher) beruht auf der Katastrophe der spätern Gestalt des Gedichts, insofern nämlich hier der Uebergang leidenschaftlicher (sittlich verbotener) Liebe in treue Seelenfreundschaft*) und somit die Um-

*) Wie prosaisch klingt in der früheren Gestalt „Einen Mann am Busen hält"! — Der Ausdruck in der spätern Umgestaltung „Einen Freund" ist allgemein gebraucht, d. h. er bedeutet sowohl den Freund als auch die Freundinn.

wandelung der Unruhe und des Sturms in die Seligkeit der Ruhe, des innern Friedens, endlich auch die Vertauschung des äußern bewegten, geräuschvollen Lebens mit der stillen, den Genuß treuer Freundschaft darbietenden Zurückgezogenheit und Einsamkeit als würdiger, schöner Schlußstein des einheitlichen Ganzen dargestellt ist. Wollen wir die Aufgebung einer speziellen Beziehung (also hier die Beziehung Göthes auf Frau v. Stein) zum Vortheil einer allgemeineren Auffassung und somit einer allgemeineren Gültigkeit für die Verhältnisse Anderer ebenfalls für eine Verschönerung halten, so wäre dies der vierte Vorzug der jüngeren Gestalt des Gedichts vor der älteren.

Wir haben bisher von den Verschönerungen dieses Gedichts im Allgemeinen gesprochen; sie erstrecken sich aber auch bis ins Einzelnste. Auch hiefür noch ein Paar Beispiele.

„Fülleſt wieder Buſch und Thal" klingt voller und ungezwungener als „Fülleſt wieder 's liebe Thal."

„Des Freundes Auge" paßt besser zur Katastrophe als „der Liebſten Auge."

„Haltet ihr" ist undeutlich gesagt: wer? Der Mond und die Liebste? oder gar Frau v. Stein und Fräulein v. Lasberg? Eben so undeutlich heißt es in der nächsten Strophe: „Er (der Fluß) vom Tode ſchwillt"; der Tod (etwa der Leichnam der unglücklichen Braut) soll den Strom anschwellen? oder soll es heißen, er bringe in seiner Anschwellung um so sicherer den Tod? oder was sonst? Und welche Antitheſe soll, wie einerseits zwischen „öder Winternacht" und „Frühlings Lebenspracht", andrerseits zwischen „vom Tode schwillt" und „an den Knospen quillt" liegen? Wie klar und deutlich, in Antitheſe und Syntheſe, wie malerisch schön sind dagegen die dritte bis siebente Strophe der Umarbeitung!

Ueber das sehr prosaische „Einen Mann am Buſen hält" ist schon in der Anmerkung gesprochen.

Endlich sind die Worte „Oder nicht bedacht" weit schöner als „Oder wohl veracht", nicht etwa bloß wegen der ungrammatisch verstümmelten Form „veracht" statt „verachtet", sondern hauptsächlich wegen der, schon oben besprochenen milderen Gesinnung, welche den Menschen nicht Verachtung der Tiefe des Gemüths, sondern höchstens eine Nichtachtung oder nur ein Nichtbedenken zutraut. —

Wir haben uns absichtlich bei der Vergleichung beider Gestalten dieses Gedichts etwas länger aufgehalten, theils um die Entstehung beider an sich weitläufiger besprechen zu können, theils um auch an diesem Beispiel darzuthun, wie meisterhaft die Meisterhand frühere Poesien zu verbessern, zu verschönern gewußt hat.

Ob Göthe übrigens bei dieser schönen Umformung — (wann sie geschehn, wissen wir nicht, vielleicht erst im Jahre der Bekanntmachung der jüngern Gestalt, also 1789, d. h. 11 Jahre nach Entstehung der früheren Gestalt) — noch für sich selbst an sein Verhältniß zu seiner Freundinn Frau v. Stein gedacht oder absichtlich die Gedanken in allgemeinere oder mehrere Freundinnen berührende Beziehungen habe hinübergleiten lassen, kann jetzt nicht mehr ergründet werden. Daran liegt am Ende auch nicht viel, das zu wissen. Wir genießen dies seelenvolle Gedicht, auch ohne spezielle Beziehungen auf dies oder jenes Neigungsverhältniß Göthes, mit reiner, geistiger, seliger Freude.

---

7. Mit einer Hyazinthe.

Aus dem Zauberthal dort nieden,
Das der Regen still umtrübt,
Aus dem Taumel der Gewässer
Sendet Blume, Gruß und Frieden,
Der dich immer treu und besser,
Als du glauben magst, geliebt.

Diese Blume, die ich pflücke,
Neben mir vom Thau genährt,
Läßt die Mutter still zurücke,
Die sich in sich selbst vermehrt.
Lang entblättert und verborgen
Mit den Kindern an der Brust,
Wird am neuen Frühlingsmorgen
Vielfach sie des Gärtners Lust.

Dies ſchöne Gedicht wird uns (wie auch viele andre Gedichte in dieſem und dem nächſten Paragraphen) erſt durch die Herausgabe der Göthiſchen Briefe an Frau v. Stein bekannt. Der Dichter ſandte es ihr am 25. April 1778 (Schöll I. 163).

Die Zartheit und Sinnigkeit der Gedanken und die herrliche Pointe in den beiden letzten Verſen ſtimmen mit der zarten und ſinnigen Auffaſſung ſeiner Neigung zur Freundinn aufs Schönſte überein.

---

8. An meine Bäume*).

Sag' ichs euch, geliebte Bäume,
Die ich ahndevoll gepflanzt,
Als die wunderbarſten Träume
Morgenröthlich mich umtanzt?

Ach, ihr wißt es, wie ich liebe,
Die ſo ſchön mich wiederliebt,
Die den reinſten meiner Triebe
Mir noch reiner wiedergiebt.

Wachſet wie aus meinem Herzen,
Treibet in die Luft hinein,
Denn ich grub viel Freud' und Schmerzen
Unter eure Wurzeln ein.

Bringet Schatten, traget Früchte,
Neue Freuden jeden Tag,
Nur daß ich ſie dichte, dichte,
Dicht bei ihr genießen mag.

---

*) Man vergleiche mit dieſem das ſchöne Lied: „Lebet wohl, geliebte Bäume" oben §. 16, Nr. 7.F.

Auch dies anmuthige Gedicht lernen wir in Göthes Briefwechsel mit Frau v. Stein (I. 378) kennen. Er schickt es ihr am 16. Dezbr. 1780 zu, also in einer Zeit, da er die Beseligung schon fühlte, von dem Drang und Druck der unerlaubten Liebe immer weiter in die Harmonie der Seelenfreundschaft wandern zu können. Hienach sind denn auch die Worte „die so schön mich wiederliebt, die den reinsten meiner Triebe mir noch reiner wiedergiebt", ferner „viel Freud' und Schmerzen" zu erklären. —

9. Versuchung.

Reichte die schädliche Frucht einst Mutter Eva dem Gatten,
Ach, vom thörichten Biß kränkelt das ganze Geschlecht.
Nun, vom heiligen Leibe, der Seelen speiset und heilet,
Kostest du, Lydia, fromm, liebliches büßendes Kind.
Darum schick' ich dir eilig die Frucht voll irdischer Süße,
Daß der Himmel dich nicht deinem Geliebten entzieh'.

Lydia ist hier Göthes poetischer Name für Frau v. Stein.

Mit unbedeutender Abweichung einzelner Wörter sandte Göthe diese Distichen im Juni 1781 seiner Freundinn (II. 76).

10. Nachtgedanken.

Euch bedaur' ich, unglückselige Sterne,
Die ihr schön seid und so herrlich scheinet,
Dem bedrängten Schiffer gerne leuchtet,
Unbelohnt von Göttern und von Menschen:
Denn ihr liebt nicht, kanntet nie die Liebe!
Unaufhaltsam führen ew'ge Stunden
Eure Reihen durch den weiten Himmel.
Welche Reise habt ihr schon vollendet,
Seit ich weilend in dem Arm der Liebsten
Euer und der Mitternacht vergessen!

Die Sterne ſind ſo ſchön und haben einen ſo ſchönen Beruf; aber ſie kennen nicht die Liebe und müſſen ewig ohne Liebe wandern. Und um dieſes liebeloſen Wandels wegen bedauert der Dichter ſie um ſo mehr, je glücklicher er ſich in der Liebe fühlt und dabei Sterne und Mitternacht vergißt.

Göthe ſendet dies Gedicht an Frau v. Stein im September 1781 mit den Worten (II. 101): „Was beiliegt, iſt Dein. Wenn Du willſt, geb' ichs ins Tief. Journal und ſage, es ſei nach dem Griechiſchen.“ Gedruckt wurde es unter den Liedern 1789.

11. Der Becher.

Einen wohlgeſchnitzten vollen Becher
Hielt ich drückend in den beiden Händen,
Sog begierig ſüßen Wein vom Rande,
Gram und Sorg' auf einmal zu vertrinken.

Amor trat herein und fand mich ſitzen,
Und er lächelte beſcheidenweiſe,
Als den Unverſtändigen bedauernd.

„Freund, ich kenn' ein ſchöneres Gefäße,
„Werth die ganze Seele drein zu ſenken.
„Was gelobſt du, wenn ich dir es gönne,
„Es mit anderm Nektar dir erfülle?“

O wie freundlich hat er Wort gehalten,
Da er, Lida, dich mit ſanfter Neigung
Mir, dem lange Sehnenden, geeignet!

Wenn ich deinen lieben Leib umfaſſe,
Und von deinen einzig treuen Lippen
Langbewahrter Liebe Balſam koſte,
Selig ſprech' ich dann zu meinem Geiſte:

Nein, ein solch Gefäß hat, außer Amorn,
Nie ein Gott gebildet noch besessen!
Solche Formen treibet nie Vulkanus
Mit den sinnbegabten feinen Hämmern!
Auf belaubten Hügeln mag Lyäus
Durch die ältsten, klügsten seiner Faunen
Ausgesuchte Trauben keltern lassen,
Selbst geheimnißvoller Gährung vorstehn:
Solchen Trank verschafft ihm keine Sorgfalt!

Anakreontischer Geist und Klang weht durch dies Gedicht, welches Göthe meint, wenn er (den 1. Oktober 1781) an Frau v. Stein schreibt: „Auch habe ich Dir ein Gedicht gemacht, das Du durch den Weg des Tiefurter Journals sollst zu sehn kriegen.“ Hier erschien es mit dem Zusatz: „Aus dem Griechischen.“ — „Gram und Sorge zu vertrinken.“ Es ist wohl zu gesucht und unrecht, wenn Viehoff andeutet, Göthe habe wohl manchmal in lustiger Gesellschaft bei Lyäus Gaben Erheiterung und süßes Vergessen gesucht. Wenn man nicht anderswoher dergleichen Thatsachen bestätigt finden kann, hier sind sie nicht zu suchen. Es ist bekannt, daß der seelenvolle Wandsbecker Bote, als er sein volksthümliches, schönes Rheinweinlied dichtete, noch niemals Rheinwein gesehn, viel weniger gekostet hatte; und doch schalten die damaligen theologischen Fanatiker ihn einen Trinker. Klopstock und Voß und Hagedorn und hunderttausend andre Dichter des Weins sind die mäßigsten Trinker des Weins gewesen. — „Bescheidenweise“ statt des gewöhnlicheren bescheidnerweise. — Gefäße, eine veraltete Form für Gefäß, wie Glücke für Glück u. s. w. — Geeignet so viel als zugeeignet. Alle Dichter aller Sprachen und Zeiten ziehn den Kompositis die Simplizia vor, weil sie veranschaulichender und darum poetischer sind. — Treibet geht auf getriebne Arbeit. —

12. An Lida.

Den Einzigen, Lida, welchen du lieben kannſt,
Forderſt du ganz für dich, und mit Recht.
Auch iſt er einzig dein;
Denn ſeit ich von dir bin,
Scheint mir des ſchnellſten Lebens
Lärmende Bewegung
Nur ein leichter Flor, durch den ich deine Geſtalt
Immerfort wie in Wolken erblicke:
Sie leuchtet mir freundlich und treu,
Wie durch des Nordlichts bewegliche Strahlen
Ewige Sterne ſchimmern.

F. Delbrück hat in ſeinem Werke: „Lyriſche Gedichte“ ꝛc. 1800 S. 30—33 eine Entwickelung dieſes Gedichts dargeboten, welche Göthe ſelbſt gleichſam genehmigt. Sie ſtehe alſo hier.

„Ich erkläre mich noch an einem andern Beiſpiele. In Rouſſeaus Heloiſe fängt der erſte Brief, den St. Preux nach ſeiner Reiſe um die Welt an die Frau v. Orbe ſchreibt, ſo an:

„Meine Wohlthäterinn, meine Freundinn. Ich kehre von den äußerſten Enden der Erde wieder und bringe ein Herz zurück, das ganz voll von Ihnen iſt. Ich bin die beiden Halbkugeln durchirret, ich habe die vier Welttheile geſehn, ich habe die Reiſe um die ganze Erde vollendet; und ich habe Ihnen doch keinen Augenblick entrinnen können. Wir mögen noch ſo ſehr fliehen, was uns theuer iſt: ſein Bild, ſchneller als der Wind und die Wellen, folgt uns überall hin; und wohin wir es mit uns nehmen, nehmen wir das mit, was unſer Leben friſtet.“ —

Unter Göthens lyriſchen Poeſien befindet ſich folgende:

„An Lida.“

u. ſ. w. —

Was St. Preux und was Göthe ſagt, iſt von gleichem Inhalte. Beide ſchildern das treue ſehnſuchtsvolle Verlangen nach dem Gegenſtande

ihrer Liebe, welches die ganze Seele ganz erfüllt, und indem es den mannigfaltigſten, verſchiedenſten und ſtärkſten Eindrücken einen gemeinſchaftlichen Berührungspunkt giebt, unter allem Wechſel der Empfindung beharrlich daſſelbe bleibt, und ſo eine nie verſiegende Quelle von Troſt und Ruhe wird. Dennoch machen beide Schilderungen einen ganz verſchiedenen Eindruck auf uns. Woher rührt dieſes? St. Preux ſchildert, was er wirklich empfand; Göthe, was er aus ſeiner Empfindung ſich bildete. Des Freundes Worte ſind wahr; des Dichters Worte ſind ſchön. Wodurch ſind ſie es? Die Zeilen:

Denn ſeit ich von dir bin,
Scheint mir des ſchnellſten Lebens
Lärmende Bewegung
Nur ein leichter Flor, durch den ich deine Geſtalt
Immerfort wie in Wolken erblicke —

dieſe Zeilen ſtellen uns das Gewirre des menſchlichen Lebens, welches aus unendlich vielen in die Seele ſtrömenden Eindrücken zuſammengeſetzt iſt, vor das Auge, und in der Mitte derſelben das ruhige, nur mit dem Andenken an ſeine Liebe beſchäftigte Gemüth des Dichters. Und durch die Vergleichung der alltäglichen Erſcheinungen mit den trüben Dünſten des eben ſo ſchnell verſchwindenden als entſtehenden Nordlichts, und durch die Vergleichung zwiſchen Lida's Geſtalt und den unvergänglichen in nimmer verlöſchendem Glanze ewig leuchtenden Sternen, ſchildert er uns die Flüchtigkeit und Nichtigkeit jener, und die unſterbliche Würde dieſer, ſo daß wir uns von dem Gewirre des menſchlichen Lebens, und von der ruhigen Stelle eines durch den Adel ſeiner Ideen über demſelben emporgehaltenen Gemüths Ein großes reiches Gemälde zuſammenſetzen, zu welchem St. Preux's Worte eine paſſende Inſchrift abgeben könnten. Der Dichter entzückt uns nicht durch das, was er ſagt, ſondern durch das, was wir hinzudenken, nicht durch die Uebereinſtimmung ſeiner Bilder mit der Erfahrung, ſondern dadurch, daß er uns über die Erfahrung hinaus in das Reich der Ideen führt; und dieſe ſo vielen und ſo mannigfaltigen Ideen erhalten alle Klarheit, Zuſammenhang und Einheit dadurch, daß ſie ſich vereinigen, um des Dichters Liebe, den Adel derſelben, und ihre unſterbliche Dauer zu ſchildern." —

Was wir noch hinzuzufügen haben, ist, daß dies Gedicht in derselben Gestalt wie oben (nur steht „Lotte" statt „Lida") von Göthe im Oktober 1781 von Gotha aus an Frau v. Stein geschickt (s. Schöll II. 106), aber erst 1789 mit der Ueberschrift „An Lida" (die Frau v. Stein) gedruckt worden. Die frühere, in den Briefen stehende Lesart „Lotte" hindert nicht, das Gedicht auf Frau v. Stein selbst zu beziehn; war sie ja doch Göthen eine zweite Lotte, und nicht selten kommt er in seinen Ergießungen gegen Frau v. Stein auf sein früheres Verhältniß mit Lotten in Wetzlar zurück, wie es bei der Aehnlichkeit der Verhältnisse natürlich war.

---

13. Ferne.

Königen, sagt man, gab die Natur vor andern Gebornen
Eines längeren Arms weit hinaus fassende Kraft.
Doch auch mir dem Geringen verlieh sie das fürstliche Vorrecht,
Denn ich fasse von fern, halte dich, Lida, mir fest.

Da früher nicht bekannt war, wen Göthe unter „Lida" gemeint, so haben auch diese Verse räthselhafte Beziehungen erfahren müssen; namentlich glaubte man die Ausdrücke „mir dem Geringen" und „von fern" auf Abstand des Ranges oder auf Ferne des Herzens, d. h. auf Liebesgleichgültigkeit beziehn zu müssen. Seitdem wir aber wissen, daß Frau v. Stein bei Göthe Lida heiße, und obige Distichen in Göthes Briefen an dieselbe (im April 1782, s. Schöll II. 193) finden, ist die Beziehung auf diese Freundinn unzweifelhaft. Göthe schreibt: „Hier, Beste, ein Epigramm, davon die Dichtung Dein ist." Und nun folgt dasselbe mit geringer Abweichung von dem obigen verbesserten. Statt „Lida" steht „Psyche". — Nun ist auch die Bedeutung des Zusatzes „dem Geringen" und der Ausdruck „von fern" klar. Letzterer bezieht sich auf die räumliche Entfernung (Göthe schreibt aus Meiningen), kann jedoch auch metaphorisch auf seine Entfernung und Entsagungsproben oder auf das die Entfernung gebietende Verhältniß beider gehn.

Der Zuſatz „dem Geringen“ kann nicht bloß durch den Gegenſatz zu den „Königen“, ſondern auch durch das Gefühl, in welchem Göthe die außerordentliche Höhe und Würde der Sittlichkeit und Tugend ſeiner Freundinn, im Gegenſatz zu ſeiner Schwäche und Leidenſchaftlichkeit und Schwankung anerkennt, möglicherweiſe hervorgerufen ſein. —

---

§. 21.

Fortſetzung. Gedichte.

14. An ſeine Spröde.

Siehſt du die Pomeranze?
Noch hängt ſie an dem Baume;
Schon iſt der März verfloſſen,
Und neue Blüthen kommen.
Ich trete zu dem Baume
Und ſage: Pomeranze,
Du reife Pomeranze,
Du ſüße Pomeranze,
Ich ſchüttle, fühl', ich ſchüttle,
O fall' in meinen Schoß!

Schon ein Uebergang zur Italieniſchen Plaſtik. Zuerſt 1789 gedruckt, doch vielleicht ſchon 1777 entſtanden und der Frau v. Stein überſandt. —

---

15. Süße Sorge.

Weichet, Sorgen, von mir! — Doch ach! den ſterblichen Menſchen
Läſſet die Sorge nicht los, eh' ihn das Leben verläßt.
Soll es einmal denn ſein, ſo kommt ihr, Sorgen der Liebe,
Treibt die Geſchwiſter hinaus, nehmt und behauptet mein Herz!

Unſerm Dichter waren in der That die Sorgen der Liebe die liebſten und die nothwendigſten. —

Auch dies Gedicht iſt vielleicht ſchon 1777 entſtanden und der Frau v. Stein brieflich überſandt. Gedruckt iſt es ebenfalls erſt 1789. —

16. Zwiſchen beiden Welten.

Einer Einzigen angehören,
Einen Einzigen verehren,
Wie vereint es Herz und Sinn!
Lida! Glück der nächſten Nähe,
William! Stern der ſchönſten Höhe,
Euch verdank' ich, was ich bin.
Tag' und Jahre ſind verſchwunden,
Und doch ruht auf jenen Stunden
Meines Werthes Vollgewinn.

Dies und das folgende Gedicht ſind aus weit ſpäterer Zeit, beziehn ſich aber auch auf Frau v. Stein*). — William iſt Shakespeare. Was Göthe dieſem zu verdanken hat, iſt bekannt; daß er der Freundinn „ſeines Werthes Vollgewinn" auch mit verdankt, iſt ſchon in §. 19 mehrfach erwähnt. —

17. Für ewig.

Denn was der Menſch in ſeinen Erdeſchranken
Von hohem Glück mit Götternamen nennt,
Die Harmonie der Treue, die kein Wanken
Der Freundſchaft, die nicht Zweifelſorge kennt;
Das Licht, das Weiſen nur zu einſamen Gedanken,
Das Dichtern nur in ſchönen Bildern brennt,
Das hatt' ich all' in meinen beſten Stunden
In ihr entdeckt und es für mich gefunden.

*) Vergl. Schöll I. S. XXXIV. Note.

Die Einleitung „denn" deutet auf das Bruchstückartige dieses kleinen Gedichts. (Vergl. oben §. 16, Nr. 3.) Vielleicht steht dasselbe in genauem Zusammenhange mit dem vorigen Gedichte. Dann würde das begründende denn eine klare Beziehung gewinnen und somit dieses ganze Gedicht die Begründung für den Schlußgedanken des vorigen darstellen. —

18. Anliegen.

O schönes Mädchen du,
Du mit dem schwarzen Haar,
Die du ans Fenster trittst,
Auf dem Balkone stehst!
Und stehst du wohl umsonst?
O stündest du für mich
Und zögst die Klinke los,
Wie glücklich wär' ich da!
Wie schnell spräng' ich hinauf!

Eine antik naive Darstellung eines Moments des Harrens und Sehnens. —

19. Erster Verlust. 1789.

Ach, wer bringt die schönen Tage,
Jene Tage der ersten Liebe,
Ach, wer bringt nur Eine Stunde
Jener holden Zeit zurück!

Einsam nähr' ich meine Wunde,
Und mit stets erneuter Klage
Traur' ich ums verlorne Glück.

Ach, wer bringt die schönen Tage,
Jene holde Zeit zurück!

Die Verschlingung des Reims und die Wiederholung der Hauptgedanken (zwei Forderungen des Trioletts) sind in diesem tiefen Klagelaut besonders schön.

Das Triolett ist ursprünglich in das Singspiel: „Die ungleichen Hausgenossen" eingelegt und erst später, jedoch etwas verkürzt, in die Gedichtsammlung übergegangen. Was die schöne Form des Trioletts und sein Wesen betrifft, so hat darüber Poggel in seinem trefflichen Werk („Grundzüge einer Theorie des Reimes und der Gleichklänge" S. 81—87) Folgendes dargelegt.

„Was die vielen andern zum Theil sehr zusammengesetzten Reimversarten betrifft, als da sind: Terzine, Sextine, Oktave, Dezime, Madrigal u. s. w.; so darf man wohl behaupten, daß sich in ihnen das Wesen des Reimes, d. h. seine eigentlich musikalische Natur am Fühlbarsten offenbart. Sie sind in der Italienischen und Spanischen Poesie entstanden, in welchen die Sprache ihre musikalische Seite mehr als in irgend einer andern geltend macht. Sie athmen daher alle, wenn sie sich auch im derben Deutschen nicht zur ursprünglichen Leichtigkeit und Anmuth ausbilden lassen, den Hauch einer mit Worten wie mit bloßen Tönen spielenden Sprache. Sogar die Gefühlsweise des Südländers scheint sich darin abzuspiegeln. Wandelnd aber unabweichlich, gleich den Empfindungen eines unter Italischem Himmel Gebornen, tönen auch in diesen Bildungen dieselben Reimklänge zu stets erneuerter und verinnigter Wirkung ans Ohr; der Charakter des Romantischen, der sich in Italien am Ersten und Deutlichsten ausspricht, ist auch diesen Formen eingeprägt. Sie entsprechen einem sich selbst hegenden, für sich selbst bestehenden, auf sich ruhenden Gefühlszustande. Dieses aber, glaube ich, ist es eben, was uns Neuere, sofern wir christlicher Bildung gehorchen, von den Alten unterscheidet. Beim Heiden diente das Gefühl als untergeordneter Trieb, der bloß bestimmt war, die Kraft des Handelns zu spornen, und das Erkennen im Konkreten zu fesseln. Daher hält sich die ganze antike Kunst in der reinen, heiteren, objektiven Lebensmitte so, daß sie eben so weit entfernt ist, in gefühlloser Kälte und Stoffartigkeit zu erstarren, als durch Abstraktheit des Gedankens und Gewalt des Gefühls verflüchtigt zu werden. Durch die christliche Religion wurde das dienende Gefühl frei. So wie das weibliche Geschlecht dem Christenthume seine Freiheit und Selbstständigkeit dankt, so auch das Gefühl. Das Weib trat mit

dem Manne in gleichen Rang, damit es als ebenbürtige Gefährtinn das Leben desselben veredle. Das Gefühl erhielt durch die milden Tugenden der Religion höhere Nahrung, Selbstständigkeit und Adel; es wurde Selbst-Zweck, statt daß es früher nur Mittel gewesen war, und durfte lenkenden Einfluß üben auf Erkennen und Handeln. Wiewohl es dadurch in manchen Fällen zu verderblichem Uebergewicht gelangte, wie die vielen Verirrungen, als Schwärmerei, Fanatismus und Mystizismus beweisen, so lag doch auch der Keim für alles Schöne darin, was die neuere Zeit hervorgebracht hat. Musik, Dichtkunst, Malerei u. s. w. empfingen ihren Charakter davon; und könnte auch das Christenthum untergehen, so ist doch der christliche Geist durch Welt und Zeiten unvertilgbar verflochten. Doch ich darf nicht abschweifen. Wie der Reim überhaupt hiemit zusammenhange, wird sich unten ergeben. Es gehört nur hierher, wie sich in den obengenannten zusammengesetzten Reimarten der romantische Charakter der Poesie ausspricht, und ihnen den Ursprung gegeben. Zu diesem Behufe nun erwäge man Folgendes: Jene Bildungen zeichnen sich alle durch ein mehrmaliges Wiederkehren derselben Reime aus, wobei diese auf vielfache Weise mit einander verbunden sind. Es entsteht dadurch ein langsamerer Tonwechsel; dieselben Klänge bleiben überall in ruhiger Schwebung stehen, als könnten sie nicht fort, als müßten sie ein angegebenes Gefühl ewig wiedertönen. — — Ueberall ist hier eine große Gehaltenheit des Gefühls und des Tones. Das Gefühl steht überall mit schwärmender Ruhe über seinem Gegenstande still; es hegt sich selbst und schwelgt mit Bewußtsein in seinem eigenen Genusse. Es sucht sich selbst nur, weil es sein eigener Zweck ist. Scheinbar läßt es zuweilen von sich ab, aber es geschieht nur, um sich wieder mit neuer Lust einzuholen und zu genießen. Dieser romantischen Gemüthsstimmung nun entsprechen auch die genannten Reimversarten. Das Ohr verweilt in ihnen mit genießender Innigkeit bei denselben Klängen. Wie ein Liebender sich den Namen seiner Geliebten vorsingt, und in dem süßen Klange eine angenehme Musik findet, so spielen diese Dichter mit den Tönen der ganzen Sprache. Sie lassen diese Klänge, welche ihrem Gefühle zusagen, wiederkehren, und um sich gleichsam die kindliche Sinnlichkeit ihres Spiels selbst zu verbergen oder doch zu verkünstlichen, verweben sie die Reime in regelmäßige Verschlingungen. Es ist beinah' wie wenn Kinder mit Blumen spielen. Diese erfreuen sich an den Farben

und dem geheimnißvollen Eindrucke der bunten Erdenkinder; um ihre einfache, sinnliche Blumenfreude aber zu veredeln, und in den Kreis geistiger Thätigkeit zu ziehen, ordnen sie dieselben nach Farbe und Gestalt und binden einen Kranz davon. Oder um auch das Gleichniß näher an den Inhalt zu schließen: es ist damit, wie in der romantischen Baukunst. Man betrachte nur einen Dom. Auch hier wiederholen die Künstler ewig dieselben Gestalten; um aber die Wiederholung zu verhüllen, wenden sie ihre Lieblingsform als Einheit an, und bilden daraus tausend andere, die der Einheit nur ähneln. Denn auch in der Baukunst herrscht derselbe Sinn, welcher den beschaulichen Selbstgenuß im Zustande eines hohen Gefühls und eines großen Gedankens zu hegen suchte, um das Gemüth zu heiligen und fürs Göttliche zu stimmen."

Zelter und C. Nicolai haben dies schöne Triolett komponirt. —

20. An Lina.

Liebchen, kommen diese Lieder
Jemals wieder dir zur Hand,
Sitze beim Klaviere nieder,
Wo der Freund sonst bei dir stand.

Laß die Saiten rasch erklingen,
Und dann sieh ins Buch hinein.
Nur nicht lesen! Immer singen!
Und ein jedes Blatt ist dein.

Ach, wie traurig sieht in Lettern,
Schwarz auf Weiß, das Lied mich an,
Das aus deinem Mund vergöttern,
Das ein Herz zerreißen kann!

Nur zu wahr ist der Gedanke, daß Lieder gesungen sein wollen, wenn man sie ganz verstehn, ganz in sich aufnehmen, ganz zu eigen

machen will. Vergl. Einleitung §. 1. — „Sitze beim Klaviere nieder" für „setze dich nieder und sitze", eine echt poetische Vermischung zweier Konstruktionen, wie „niederliegen", „ins Gras liegen" u. dgl. m., wodurch die Verba der Ruhe Thätigkeit und Lebendigkeit erhalten. —

Viehoff will aus der Ueberschrift „Lina" (Abkürzung für Karolina=Charlotte) vermuthen, es sei an Wetzlars Lottchen gerichtet. Es ist zuerst 1800 gedruckt. Obwohl nun Göthe erst seit 1801 außer aller Verbindung mit Kestners Gattinn geblieben, so ist doch aus dem Ton und der Farbe des Gedichts mit ziemlicher Gewißheit zu schließen, daß es nicht an jene Freundinn gerichtet sein kann. An wen aber sonst, darüber läßt sich keine nur irgend haltbare Vermuthung bis jetzt aufstellen. —

---

§. 22.

Italien. 1786—1787 und 1790.

Nachdem Göthe 1779 mit seinem befreundeten Fürsten eine Reise nach der Schweiz gemacht hatte, 1782 in den Adelstand erhoben und Kammerpräsident geworden war, ging er im August 1786 nach Karlsbad und von da nach Italien. Seine Studien der Kunst und der Natur, seine Arbeiten, vor allen seine Iphigenia und sein Tasso, seine Erlebnisse und allseitigen Förderungen auf dieser lang ersehnten Reise sind bekannt genug. Er erreichte, durch diese Bildungsschule gegangen, glücklich jene ästhetische Höhe, von welcher ihn noch Niemand hat verdrängen können.

Was ihm Italien gewesen, hat er in Briefen und Gedichten oft genug selbst ausgesprochen. Noch im Jahr 1828 sagte er zu Eckermann (Gespräche II. S. 26): „Ich kann es dem Guten (Göttling in Jena) nicht verargen, daß er von Italien mit solcher Begeistrung redet; weiß ich doch, wie mir selber zu Muthe gewesen ist! Ja, ich kann sagen, daß ich nur in Rom empfunden habe, was eigentlich ein Mensch sei. — Zu dieser Höhe, zu diesem Glück der Empfindung bin ich später nie wieder gekommen; ich bin, mit meinem Zustande in Rom verglichen, eigentlich nachher nie wieder froh geworden."

In Weimar war ſein poetiſches Talent in Konflikt mit dem Realismus gerathen, ſein Leben „durch Liebſchaften verdüſtert.“ Er unternahm daher (und zwar ohne irgend Jemanden ſeinen Plan mitzutheilen) eine Flucht nach Italien, um ſich zu poetiſcher Produktivität wieder herzuſtellen.

Nach ſeiner Rückkehr im Jahre 1787 beendigte er den Taſſo und den Fauſt. Bald darauf machte er die Bekanntſchaft mit Schiller, welche für Beide von ungemein großer Bedeutſamkeit und Förderung werden ſollte. —

Im Jahr 1790 wiederholte er den Beſuch Italiens. — Im Jahr 1797 war ſeine Abſicht, wieder nach Italien zu gehn. Aber die Freundſchaft zu Schiller, ſagt er 1828, die Theilnahme an ſeinem Dichten, Trachten und Unternehmen hielt mich oder ließ mich vielmehr freudiger zurückkehren, als ich, bis in die Schweiz gelangt, das Kriegsgetümmel bis über die Alpen näher gewahr wurde.

Zu den poetiſchen Früchten ſeiner Italieniſchen Reiſe gehören auch ſeine Römiſchen Elegieen, deren Ausarbeitung und Redaktion ins Jahr 1790 oder früheſtens 1789 fällt*).

---

§. 23.

Fortſetzung. Die Neapolitaniſche Prinzeſſinn. Die Römerinn und die Mailänderinn.

Was nun Göthes Neigungsverhältniſſe in Italien, ſo weit ſie durch ihn ſelbſt bekannt geworden, betrifft, ſo ſind davon namentlich zwei zu erwähnen**), das eine, offenbar nur ein freundliches Verhältniß während

*) Vergl. Viehoff II. S. 101—105.

**) Auch hier, wie ſo oft, läßt ſich nicht überall mehr die Wahrheit von der Dichtung unterſcheiden. Göthe ſchreibt 1815 bei Gelegenheit ſeiner Bearbeitung der Italieniſchen Reiſe: „Glücklicherweiſe habe ich noch Tagebücher, Briefe, Bemerkungen und allerlei Papiere daher, ſo daß ich zugleich völlig wahrhaft und ein anmuthiges Mährchen ſchreiben kann.“

seines Aufenthalts in Neapel, das andre ein innigeres Liebesverhältniß während seines zweiten Aufenthalts in Rom.

Ueber die Bekanntschaft mit der Neapolitanischen Prinzessinn schreibt er aus Neapel unterm 9. März 1787 (G. W. 28. 37) Folgendes.

„Das ist das Angenehme auf Reisen, daß auch das Gewöhnliche durch Neuheit und Ueberraschung das Ansehen eines Abenteuers gewinnt. Als ich von Capo di Monte zurückkam, machte ich noch einen Abendbesuch bei Falangieri, wo ich auf dem Canapee neben der Hausfrau ein Frauenzimmer sitzen fand, deren Aeußeres mir nicht zu dem vertraulichen Betragen zu passen schien, dem sie sich ganz ohne Zwang hingab. In einem leichten, gestreiften, seidenen Fähnchen, den Kopf wunderlich aufgeputzt, sah die kleine, niedliche Figur einer Putzmacherinn ähnlich, die, für die Zierde Anderer sorgend, ihrem eigenen Aussehen wenig Aufmerksamkeit schenkt. Sie sind so gewohnt, ihre Arbeit bezahlt zu sehen, daß sie nicht begreifen, wie sie für sich selbst etwas gratis thun sollen. Durch meinen Eintritt ließ sie sich in ihrem Plaudern nicht stören und brachte eine Menge possirliche Geschichten vor, welche ihr dieser Tage begegnet, oder vielmehr durch ihre Strudeleien veranlaßt worden. Die Dame vom Hause wollte mir auch zum Wort verhelfen, sprach über die herrliche Lage von Capo di Monte und die Schätze daselbst. Das muntere Weibchen dagegen sprang in die Höhe und war, auf ihren Füßen stehend, noch artiger als zuvor. Sie empfahl sich, rannte nach der Thüre und sagte mir im Vorbeigehen: Filangieris kommen diese Tage bei mir zu Tische, ich hoffe Sie auch zu sehen! Fort war sie, ehe ich noch zusagen konnte. Nun vernahm ich, es sei die Prinzessin ***, mit dem Hause nah verwandt. Filangieris waren nicht reich und lebten in anständiger Einschränkung. So dacht' ich mir das Prinzeßchen auch, da ohnehin solche hohe Titel in Neapel nicht selten sind. Ich merkte mir den Namen, Tag und Stunde und zweifelte nicht, mich am rechten Orte zu gehöriger Zeit einzufinden."

Unterm 12. März schildert er seinen ersten Besuch:

„Damit ich ja zur bestimmten Zeit heute bei dem wunderlichen Prinzeßchen wäre und das Haus nicht verfehlte, berief ich einen Lohnbedienten. Er brachte mich vor das Hofthor eines großen Palastes, und da ich ihr keine so prächtige Wohnung zutraute, buchstabirte ich ihm noch einmal aufs Deutlichste den Namen; er versicherte, daß ich recht sei.

Nun fand ich einen geräumigen Hof, einsam und still, reinlich und leer, von Haupt- und Seitengebäuden umgeben. Bauart, die bekannte heitere Neapolitanische, so auch die Färbung. Gegen mir über ein großes Portal und eine breite, gelinde Treppe. An beiden Seiten derselben hinaufwärts, in kostbarer Livree, Bedienten, die sich, wie ich an ihnen vorbeistieg, aufs Tiefste bückten. Ich schien mir der Sultan in Wielands Feenmährchen und faßte mir nach dessen Beispiel ein Herz. Nun empfingen mich die höheren Hausbedienten, bis endlich der anständigste die Thüre eines großen Saals eröffnete, da sich denn ein Raum vor mir aufthat, den ich eben so heiter, aber auch so menschenleer fand als das Uebrige. Beim Auf- und Abgehen erblickte ich, in einer Seitengalerie, etwa für vierzig Personen, prächtig, dem Ganzen gemäß eine Tafel bereitet. Ein Weltgeistlicher trat herein; ohne mich zu fragen, wer ich sei, noch, woher ich komme, nahm er meine Gegenwart als bekannt an und sprach von den allgemeinsten Dingen. Ein Paar Flügelthüren thaten sich auf, hinter einem ältlichen Herrn, der herein trat, gleich wieder verschlossen. Der Geistliche ging auf ihn los, ich auch, wir begrüßten ihn mit wenigen, höflichen Worten, die er mit bellenden, stotternden Tönen erwiederte, so daß ich mir keine Silbe des hottentottischen Dialekts enträthseln konnte. Als er sich ans Kamin gestellt, zog sich der Geistliche zurück und ich mit ihm. Ein stattlicher Benediktiner trat herein, begleitet von einem jüngeren Gefährten; auch er begrüßte den Wirth, auch er wurde angebellt, worauf er sich denn zu uns ans Fenster zurückzog. Die Ordensgeistlichen, besonders die eleganter gekleideten, haben in der Gesellschaft die größten Vorzüge; ihre Kleidung deutet auf Demuth und Entsagung, indem sie ihnen zugleich entschiedene Würde verleiht. In ihrem Betragen können sie, ohne sich wegzuwerfen, unterwürfig erscheinen, und dann, wenn sie wieder strack auf ihren Hüften stehen, kleidet sie eine gewisse Selbstgefälligkeit sogar wohl, welche man allen übrigen Ständen nicht zu Gute gehn ließe. So war dieser Mann. Ich fragte nach Monte Cassino, er lud mich dahin und versprach mir die beste Aufnahme. Indessen hatte sich der Saal bevölkert. Offiziere, Hofleute, Weltgeistliche, ja sogar einige Kapuziner waren gegenwärtig. Vergebens suchte ich nach einer Dame, und daran sollte es denn auch nicht fehlen. Abermals ein Paar Flügelthüren thaten sich auf und schlossen sich. Eine alte Dame war hereingetreten, wohl noch älter als der Herr, und nun gab mir die Gegenwart

der Hausfrau die völlige Versicherung, daß ich in einem fremden Palast, unbekannt völlig den Bewohnern sei. Schon wurden die Speisen aufgetragen und ich hielt mich in der Nähe der geistlichen Herren, um mit ihnen in das Paradies des Tafelzimmers zu schlüpfen, als auf einmal Filangieri mit seiner Gemahlinn hereintrat, sich entschuldigend, daß er sich verspätet habe. Kurz darauf sprang Prinzeßchen auch in den Saal, fuhr unter Knixen, Beugungen, Kopfnicken an allen vorbei auf mich los. Es ist recht schön, daß Sie Wort halten! rief sie, setzen Sie sich bei Tafel zu mir, Sie sollen die besten Bissen haben. Warten Sie nur! Ich muß mir erst den rechten Platz aussuchen, dann setzen Sie sich gleich an mich. So aufgefordert folgte ich den verschiedenen Winkelzügen, die sie machte, und wir gelangten endlich zum Sitze, die Benediktiner gerade gegen uns über, Filangieri an meiner andern Seite. Das Essen ist durchaus gut, sagte sie, alles Fastenspeisen, aber ausgesucht, das Beste will ich Ihnen andeuten. Jetzt muß ich aber die Pfaffen scheeren. Die Kerls kann ich nicht ausstehen; sie hucken unserm Hause tagtäglich etwas ab. Was wir haben, sollten wir selbst mit Freunden verzehren! — Die Suppe war herumgegeben, der Benediktiner aß mit Anstand. — Bitte sich nicht zu geniren, Hochwürden, rief sie aus, ist etwa der Löffel zu klein? Ich will einen größern holen lassen, die Herren sind ein tüchtiges Maulvoll gewohnt. — Der Pater versetzte: es sei in ihrem fürstlichen Hause alles so vortrefflich eingerichtet, daß ganz andere Gäste als er eine vollkommenste Zufriedenheit empfinden würden. — Von den Pastetchen nahm sich der Pater nur Eins, sie rief ihm zu: er möchte doch ein halb Dutzend nehmen! Blätterteig, wisse er ja, verdaue sich leicht genug. Der verständige Mann nahm noch ein Pastetchen, für die gnädige Attention dankend, als habe er den lästerlichen Scherz nicht vernommen. Und so mußte ihr auch bei einem derbern Backwerk Gelegenheit werden, ihre Bosheit auszulassen. Denn als der Pater ein Stück anstach und es auf seinen Teller zog, rollte ein zweites nach. — Ein drittes, rief sie, Herr Pater, Sie scheinen einen guten Grund legen zu wollen! — Wenn so vortreffliche Materialien gegeben sind, hat der Baumeister leicht arbeiten, versetzte der Pater. — Und so ging es immer fort, ohne daß sie eine andere Pause gemacht hätte, als mir gewissenhaft die besten Bissen zuzutheilen. Ich sprach indessen mit meinem Nachbar von den ernstesten Dingen. Ueberhaupt habe ich Filangieri nie ein gleichgültiges Wort

reden hören. Er gleicht darin, wie in manchem andern, unserm Freunde Georg Schlosser, nur daß er, als Neapolitaner und Weltmann, eine weichere Natur und einen bequemern Umgang hat. Diese ganze Zeit war den geistlichen Herren von dem Muthwillen meiner Nachbarinn keine Ruhe gegönnt, besonders gaben ihr die zur Fastenzeit in Fleischgestalt verwandelten Fische unerschöpflichen Anlaß, gott- und sittenlose Bemerkungen anzubringen, besonders aber auch die Fleischeslust hervorzuheben und zu billigen, daß man sich wenigstens an der Form ergetze, wenn auch das Wesen verboten sei. Ich habe mir noch mehr solcher Scherze gemerkt, die ich jedoch mitzutheilen nicht Muth habe. Dergleichen mag sich im Leben und aus einem schönen Munde noch ganz erträglich ausnehmen, schwarz auf weiß jedoch wollen sie mir selbst nicht mehr gefallen. Und dann hat freche Verwegenheit das Eigene, daß sie in der Gegenwart erfreut, weil sie in Erstaunen setzt, erzählt aber erscheint sie uns beleidigend und widerlich. — Das Desert war aufgetragen, und ich fürchtete, nun gehe es immer so fort; unerwartet aber wandte sich meine Nachbarinn ganz beruhigt zu mir und sagte: Den Syrakuser sollen die Pfaffen in Ruhe verschlucken, es gelingt mir doch nicht einen zu Tode zu ärgern, nicht einmal, daß ich ihnen den Appetit verderben könnte. Nun lassen Sie uns ein vernünftiges Wort reden! Denn was war das wieder für ein Gespräch mit Filangieri! Der gute Mann! Er macht sich viel zu schaffen. Schon oft habe ich ihm gesagt: wenn ihr neue Gesetze macht, so müssen wir uns wieder neue Mühe geben, um auszusinnen, wie wir auch die zunächst übertreten können, bei den alten haben wir es schon weg. Sehen Sie nur einmal, wie schön Neapel ist; die Menschen leben seit so vielen Jahren sorglos und vergnügt, und wenn von Zeit zu Zeit einmal einer gehängt wird, so geht alles Uebrige seinen herrlichen Gang! Sie that mir hierauf den Vorschlag, ich solle nach Sorrent gehen, wo sie ein großes Gut habe, ihr Haushofmeister werde mich mit den besten Fischen und dem köstlichsten Milch-Kalbfleisch (mungana) herausfüttern. Die Bergluft und die himmlische Aussicht sollten mich von aller Philosophie kuriren, dann wollte sie selbst kommen und von den sämmtlichen Runzeln, die ich ohnehin zu früh einreißen lasse, solle keine Spur übrig bleiben, wir wollten zusammen ein recht lustiges Leben führen." — —

Eine eigentliche Liebesneigung regte sich weder in ihm noch in ihr.

Doch konnte dieſes Verhältniß hier um ſo mehr Erwähnung finden, da es, in ſeiner Leichtigkeit und Naivetät echt charakteriſtiſch für den ſüdlichen Himmel, offenbar auch zu ſo manchem Stoff der Römiſchen Elegieen wenigſtens den erſten Anſtoß mag gegeben haben.

Das zweite Verhältniß, zu der ſchönen Mailänderinn, war wirklich ein Liebesverhältniß, das ſich weiter ausſpann, als Göthes Neigung für ſie ein Uebergewicht über die zärtliche Anziehungskraft einer ſchönen Römerinn gewonnen hatte. Sein erſtes Zuſammentreffen mit ihr iſt gleichfalls charakteriſtiſch. Er erzählt (**29.** 125—127) alſo:

„Dieſe beiden Schönen (eine Römerinn und eine Mailänderinn), denn ſchön durfte man ſie wirklich nennen, ſtanden in einem nicht ſchroffen, aber doch entſchiedenen Gegenſatz; dunkelbraune Haare die Römerinn, hellbraune die Mailänderinn; jene braun von Geſichtsfarbe, dieſe klar von zarter Haut; dieſe zugleich mit faſt blauen Augen, jene mit braunen; die Römerinn einigermaßen ernſt, zurückhaltend, die Mailänderinn von einem offnen, nicht ſowohl anſprechenden als gleichſam aufregenden Weſen. Ich ſaß bei einer Art Lottoſpiel zwiſchen beiden Frauenzimmern und hatte mit der Römerinn Caſſe zuſammen gemacht; im Laufe des Spiels fügte es ſich nun, daß ich auch mit der Mailänderinn mein Glück verſuchte durch Wetten oder ſonſt. Genug, es entſtand auch auf dieſer Seite eine Art von Partnerſchaft, wobei ich in meiner Unſchuld nicht gleich bemerkte, daß ein ſolches getheiltes Intereſſe nicht gefiel, bis endlich nach aufgehobener Partie die Mutter, mich abſeits findend, zwar höflich, aber mit wahrhaftem Matronenernſt dem werthen Fremden verſicherte: daß, da er einmal mit ihrer Tochter in ſolche Theilnahme gekommen ſei, es ſich nicht wohl zieme mit einer andern gleiche Verbindlichkeiten einzugehen; man halte es in einer Villeggiatur für Sitte, daß Perſonen, die ſich einmal auf einen gewiſſen Grad verbunden, dabei in der Geſellſchaft verharrten und eine unſchuldig anmuthige Wechſelgefälligkeit durchführten. Ich entſchuldigte mich aufs Beſte, jedoch mit der Wendung, daß es einem Fremden nicht wohl möglich ſei, dergleichen Verpflichtungen anzuerkennen, indem es in unſern Landen herkömmlich ſei, daß man den ſämmtlichen Damen der Geſellſchaft, einer wie der andern, mit und nach der andern ſich dienſtlich und höflich erweiſe, und daß dieſes hier um deſtomehr gelten werde, da von zwei ſo eng verbundenen Freundinnen die Rede ſei. — Aber leider! indeſſen ich

mich so auszureden suchte, empfand ich auf die wundersamste Weise, daß meine Neigung für die Mailänderinn sich schon entschieden hatte, blitzschnell und eindringlich genug, wie es einem müßigen Herzen zu gehen pflegt, das in selbstgefälligem, ruhigem Zutrauen nichts befürchtet, nichts wünscht, und das nun auf einmal dem Wünschenswertheften nahe kommt. Uebersieht man doch in solchem Augenblicke die Gefahr nicht, die uns unter diesen schmeichelhaften Zügen bedroht."

Die Bekanntschaft wurde fortgesetzt und zwar zunächst mit einigem beiläufigen Unterricht im Englischen, bis Göthe mit Entsetzen hörte, daß sie Braut sei. Hiebei bemerkt er:

„Daß Neigungen, denen man eine Zeitlang unvorsichtig nachgegeben, endlich aus dem Traume geweckt, in die schmerzlichsten Zustände sich umwandeln, ist herkömmlich und bekannt, aber vielleicht interessirt dieser Fall durch das Seltsame, daß ein lebhaftes wechselseitiges Wohlwollen in dem Augenblicke des Keimens zerstört wird, und damit die Vorahnung alles des Glücks, das ein solches Gefühl sich in künftiger Entwickelung unbegrenzt vorspiegelt."

Nun war er besonnen und kräftig genug, dem wertherartigen Schicksale in Rom zu entfliehn. Er näherte sich ihr fortan nur in Gegenwart andrer Personen und ward auch bald mit seinem Herzen fertig.

„Gar bald legte sich auch dieses Verhältniß in meinem so viel beschäftigten Gemüthe wieder zurechte und zwar auf eine sehr anmuthige Weise; denn indem ich sie als Braut, als künftige Gattinn ansah, erhob sie sich vor meinen Augen aus dem trivialen Mädchenzustande, und indem ich ihr nun eben dieselbe Neigung, aber in einem höhern uneigennützigen Begriff zuwendete, so war ich, als einer, der ohnehin nicht mehr einem leichtsinnigen Jüngling glich, gar bald gegen sie in dem freundlichsten Behagen. Mein Dienst, wenn man eine freie Aufmerksamkeit so nennen darf, bezeichnete sich durchaus ohne Zudringlichkeit und beim Begegnen eher mit einer Art Ehrfurcht. Sie aber, welche nun auch wohl wußte, daß ihr Verhältniß mir bekannt geworden, konnte mit meinem Benehmen vollkommen zufrieden sein. Die übrige Welt aber, weil ich mich mit jedermann unterhielt, merkte nichts oder hatte kein Arges daran, und so gingen Tage und Stunden einen ruhigen, behaglichen Gang."

Seine Neigung erwachte späterhin aufs Neue, als er hörte, daß ihr Bräutigam sie verlassen, und offenbarte sich ihm in der liebenden Theil-

nahme an ihrem Schmerz und ihrer in Folge deſſen entſtandenen Krankheit, zumal als ſie, wieder geneſen und durch Madame Angelica ihm zugeführt, ihre Dankbarkeit für ſeine Theilnahme an den Tag legte. Doch war die eigentliche Liebe ſchon durch die Kraft ſeines Willens zu ſehr erdrückt, als daß ſie wieder aufflammen konnte. Aber auch ſelbſt der Abſchied von ihr bewies ihm und beweiſt uns, wie zart die gegenſeitige Neigung beider zu einander geweſen. Er erzählt:

„Man wird es natürlich finden, daß ich bei meinen Abſchiedsbeſuchen jene anmuthige Mailänderinn nicht vergaß. Ich hatte die Zeit her von ihr manches Vergnügliche gehört: wie ſie mit Angelica immer vertrauter geworden und ſich in der höhern Geſellſchaft, wohin ſie dadurch gelangt, gar gut zu benehmen wiſſe. Auch konnte ich die Vermuthung nähren und den Wunſch, daß ein wohlhabender junger Mann, welcher mit Zucchis im beſten Vernehmen ſtand, gegen ihre Anmuth nicht unempfindlich und ernſtere Abſichten durchzuführen nicht abgeneigt ſei. Nun fand ich ſie im reinlichen Morgenkleide, wie ich ſie zuerſt in Caſtel Gandolfo geſehen; ſie empfing mich mit offner Anmuth und drückte, mit natürlicher Zierlichkeit, den wiederholten Dank für meine Theilnahme gar liebenswürdig aus. Ich werd' es nie vergeſſen, ſagte ſie, daß ich aus Verwirrung mich wieder erholend, unter den anfragenden geliebten und verehrten Namen auch den Eurigen nennen hörte; ich forſchte mehrmals, ob es denn auch wahr ſei? Ihr ſetztet Eure Erkundigungen durch mehrere Wochen fort, bis endlich mein Bruder Euch beſuchend für uns beide danken konnte. Ich weiß nicht, ob ers ausgerichtet hat, wie ichs ihm auftrug, ich wäre gern mitgegangen, wenn ſichs geziemte. — Sie fragte nach dem Weg, den ich nehmen wollte, und als ich ihr meinen Reiſeplan vorerzählte, verſetzte ſie: Ihr ſeid glücklich, ſo reich zu ſein, daß Ihr Euch dies nicht zu verſagen braucht, wir andern müſſen uns in die Stelle finden, welche Gott und ſeine Heiligen uns angewieſen. Schon lange ſeh' ich vor meinen Fenſtern Schiffe kommen und abgehen, ausladen und einladen; das iſt unterhaltend, und ich denke manchmal, woher und wohin das alles? Die Fenſter gingen gerade auf die Treppen von Rigetta, die Bewegung war eben ſehr lebhaft. Sie ſprach von ihrem Bruder mit Zärtlichkeit, freute ſich ſeine Haushaltung ordentlich zu führen, ihm möglich zu machen, daß er, bei mäßiger Beſoldung, noch immer etwas zurück in einem vortheilhaften Handel anlegen könne;

genug, ſie ließ mich zunächſt mit ihren Zuſtänden durchaus vertraut werden. Ich freute mich ihrer Geſpeächigkeit; denn eigentlich macht' ich eine gar wunderliche Figur, indem ich ſchnell alle Momente unſers zarten Verhältniſſes, vom erſten Augenblick an, bis zum letzten, mir wieder vorzurollen gedrängt war. Nun trat der Bruder herein, und der Abſchied ſchloß ſich in freundlicher mäßiger Proſa. Als ich vor die Thüre kam, fand ich meinen Wagen ohne den Kutſcher, den ein geſchäftiger Knabe zu holen lief. Sie ſah heraus zum Fenſter des Entreſols, den ſie in einem ſtattlichen Gebäude bewohnten; es war nicht gar hoch, man hätte geglaubt, ſich die Hand reichen zu können. Man will mich nicht von Euch wegführen, ſeht Ihr, rief ſie aus, man weiß, ſo ſcheint es, daß ich ungern von Euch ſcheide. — Was ſie darauf erwiederte, was ich verſetzte, den Gang des anmuthigſten Geſpräches, das von allen Feſſeln frei, das Innere zweier ſich nur halbbewußt Liebenden offenbarte, will ich nicht entweihen durch Wiederholung und Erzählung; es war ein wunderbares, zufällig eingeleitetes, durch innern Drang abgenöthigtes Lakoniſches Schlußbekenntniß der unſchuldigſten und zarteſten wechſelſeitigen Gewogenheit, das mir auch deshalb nie aus Sinn und Seele gekommen iſt." —

Eben ſo zart wie dies Verhältniß ſelbſt iſt dieſe offne und doch verſchweigſame Schilderung.

---

§. 24.

Gedichte.

Die im vorigen Paragraphen erwähnten Verhältniſſe mögen wohl ſo manchen Impuls zur Dichtung der Römiſchen Elegieen gegeben haben, daß dieſe aber keineswegs Denkmäler Italieniſcher Neigungsverhältniſſe ſeien, werden wir unten (§. 25 und 26) darlegen. Nur zwei Gedichte Anakreontiſcher Art beziehn ſich höchſt wahrſcheinlich auf Göthes Verhältniß zur ſchönen Mailänderinn. Wir laſſen ſie hier folgen.

1. Amor als Gaſt.

Cupido, loſer, eigenſinniger Knabe,
Du batſt mich um Quartier auf einige Stunden.
Wie viele Tag' und Nächte biſt du geblieben
Und biſt nun herriſch und Meiſter im Hauſe geworden.

Von meinem breiten Lager bin ich vertrieben,
Nun ſitz' ich an der Erde, Nächte gequälet.
Dein Muthwill' ſchüret Flamm' auf Flamme des Heerdes,
Verbrennt den Vorrath des Winters und ſenget mich Armen.

Du haſt mir mein Geräth verſtellt und verſchoben,
Ich ſuch' und bin wie blind und irre geworden.
Du lärmſt ſo ungeſchickt, ich fürchte, das Seelchen
Entflieht, um dir zu entfliehn, und räumet die Hütte.

Dies Gedicht findet ſich in Göthes Italieniſcher Reiſe unter dem „Bericht" über den Januar 1788 (Viehoff giebt ihm die paſſende, auch oben angenommene Ueberſchrift „Amor als Gaſt") und in „Claudine von Villa Bella", wo es Rugantino mit Einſchiebung anderer theils von ihm theils von Lucinde oder zuſammen von Claudine und Lucinde geſungner Strophen vorträgt*). In der erſteren Stelle (Band 29, S. 218) ſetzt Göthe Folgendes darunter: „Wenn man vorſtehendes Liedchen nicht in buchſtäblichem Sinne nehmen, nicht jenen Dämon, den man gewöhnlich Amor nennet, dabei denken, ſondern eine Verſammlung thätiger Geiſter ſich vorſtellen will, die das Innerſte des Menſchen anſprechen, auffordern, hin und wieder ziehn und durch getheiltes Intereſſe verwirren: ſo wird man auf eine ſymboliſche Weiſe an dem Zuſtande theilnehmen, in dem ich mich befand, und welchen die Auszüge aus Briefen und die bisherigen Erzählungen genugſam darſtellen. Man wird zugeſtehn, daß eine große Anſtrengung gefordert ward, ſich gegen ſo vieles

*) Göthe ſagt zu Eckermann: „Ich habe es (das Gedicht) jedoch dort (in der Oper) zerſtückelt, ſo daß man darüber hinausliefet und Niemand merkt, was es heißen will."

aufrecht zu erhalten, in Thätigkeit nicht zu ermüden und im Aufnehmen nicht läſſig zu werden."

Dies „Leibliedchen" Göthes*), wie er es ſelbſt nennt, iſt wahrſcheinlich ſchon im November 1787 entſtanden**). Wenn er ſelbſt auch nichts über die Beziehung deſſelben zur ſchöneren Mailänderin andeutet, ja vielleicht ſogar dieſe Beziehung durch die Forderung einer allegoriſchen Auffaſſung zurückweiſen möchte, ſo daß Cupido nur ſeine Polypragmoſyne wäre, ſo läßt ſich ſolche Zurückweiſung der Wirklichkeit ſchwerlich begründen, und es iſt nur auffallend, warum ſie Göthe verſucht hat. —

Der Ausdruck „Nächte gequälet" heißt ſo viel als „die Nächte hindurch gequälet."

2. Amor als Landſchaftsmaler.

Saß ich früh auf einer Felſenſpitze,
Sah mit ſtarren Augen in den Nebel;
Wie ein grau grundirtes Tuch geſpannet
Deckt' er Alles in die Breit' und Höhe.

Stellt' ein Knabe ſich mir an die Seite,
Sagte: Lieber Freund, wie magſt du ſtarrend
Auf das leere Tuch gelaſſen ſchauen?
Haſt du denn zum Malen und zum Bilden
Alle Luſt auf ewig wohl verloren?

Sah' ich an das Kind und dachte heimlich:
Will das Bübchen doch den Meiſter machen!

Willſt du immer trüb' und müßig bleiben,
Sprach der Knabe, kann nichts Kluges werden.
Sieh, ich will dir gleich ein Bildchen malen,
Dich ein hübſches Bildchen malen lehren.

*) Vergl. Göthes Brief vom 9. Februar 1788 und Eckermanns Geſpräche II. S. 101, 102, 107, 108, 120.

**) Vergl. Viehoff, Leben Göthes III. S. 151 und deſſen Commentar II. S. 77.

Und er richtete den Zeigefinger,
Der ſo röthlich war wie eine Roſe,
Nach dem weiten ausgeſpannten Teppich,
Fing mit ſeinem Finger an zu zeichnen.

Oben malt' er eine ſchöne Sonne,
Die mir in die Augen mächtig glänzte,
Und den Saum der Wolken macht' er golden,
Ließ die Strahlen durch die Wolken dringen,
Malte dann die zarten, leichten Wipfel
Friſch erquickter Bäume, zog die Hügel,
Einen nach dem andern, frei dahinter.
Unten ließ ers nicht an Waſſer fehlen;
Zeichnete den Fluß ſo ganz natürlich,
Daß er ſchien im Sonnenſtrahl zu glitzern,
Daß er ſchien am hohen Rand zu rauſchen.

Ach, da ſtanden Blumen an dem Fluſſe,
Und da waren Farben auf der Wieſe,
Gold und Schmelz und Purpur und ein Grünes,
Alles wie Smaragd und wie Karfunkel.
Hell und rein laſirt er drauf den Himmel
Und die blauen Berge fern und ferner,
Daß ich ganz entzückt und neu geboren
Bald den Maler bald das Bild beſchaute.

Hab' ich doch, ſo ſagt' er, dir bewieſen,
Daß ich dieſes Handwerk gut verſtehe;
Doch es iſt das Schwerſte noch zurücke.

Zeichnete danach mit ſpitzem Finger
Und mit großer Sorgfalt an dem Wäldchen
Grad' ans Ende, wo die Sonne kräftig
Von dem hellen Boden wiederglänzte,
Zeichnete das allerliebſte Mädchen,
Wohlgebildet, zierlich angekleidet,

Frische Wangen unter braunen Haren,
Und die Wangen waren von der Farbe,
Wie das Fingerchen, das sie gebildet.

O du Knabe, rief ich, welch ein Meister
Hat in seine Schule dich genommen,
Daß du so geschwind und so natürlich
Alles klug beginnst und gut vollendest?

Da ich noch so rede, sieh, da rühret
Sich ein Windchen und bewegt die Gipfel,
Kräuselt alle Wellen auf dem Flusse,
Füllt den Schleier des vollkommnen Mädchens,
Und was mich Erstaunten mehr erstaunte,
Fängt das Mädchen an den Fuß zu rühren,
Geht zu kommen, nähert sich dem Orte,
Wo ich mit dem losen Lehrer sitze.

Da nun Alles, Alles sich bewegte,
Bäume, Fluß und Blumen und der Schleier,
Und der zarte Fuß der Allerschönsten:
Glaubt ihr wohl, ich sei auf meinem Felsen
Wie ein Felsen still und fest geblieben?

Auch dies vortreffliche Gedicht findet seine Beziehung in dem Verhältniß Göthes zur Mailänderinn. Erst mit dieser Liebe gewannen die Landschaften für ihn einen unendlichen Zauber. Ueberdies liegt auch hier seine Rückkehr von der bildenden Kunst zur Poesie, die er immer mehr als seinen eigensten Beruf erkannte, angedeutet.

Im Einzelnen ist Folgendes zu bemerken.

„Saß ich" statt „ich saß". Ueber die in diesem Gedicht viermal gebrauchte sogenannte fragesätzliche Lieblingsstellung Göthes vergl. oben §. 17, Nr. 3.

„Ein grau grundirtes Tuch" bezieht sich auf den Nebel, aus dem die Landschaft sich allmälig dem Auge entwickelt.

„Starrend" und vorher „mit ſtarren Augen" geht auf das Müßige, Läſſige, Unthätige, Träumeriſche in dem Weſen des Dichters, der die Luſt zum Malen und Bilden jetzt verloren zu haben ſcheint.

Der „roſenrothe Zeigefinger" deutet auf die erfreuende Klarheit des Gemäldes hin und ſteht im Gegenſatz zu dem grauen Grunde, dem Nebel.

„Oben malt er —". Die Beſchreibung des Gemäldes geht allmälig von oben nach unten, von dem Himmliſchen zum Irdiſchen, von dem Höchſten zu dem Niedrigſten. Erſt malt er die Sonne und die Wolken, dann die Wipfel der Bäume mit den im Hintergrunde ſich hinziehenden Hügeln, zuletzt den niedrigen Fluß mit dem Sonnenſpiegel. Bei der Ausführung des Irdiſchen verweilt der Dichter ſodann länger und kommt endlich nochmals zu dem Himmel und den fernen Bergen, ſteigt alſo in der Beſchreibung gleichſam wieder hinauf. — Die Begründung dieſer Reihenfolge ſcheint mir pſychologiſch richtig zu ſein, wenn auch der ausübende Künſtler (vergl. Viehoff, Kommentar II. 83) manches ὕστερον πρότερον darin finden mag. — Die Beſchreibung iſt in ihrer Einfachheit und Natürlichkeit meiſterhaft und hebt nebenbei die Farbenpracht glücklich hervor: „glänzte", „golden", „friſch erquickter (= zart grüner) Bäume", „glitzern", „Gold", „Schmelz", „Purpur", „Grünes", „Smaragd", „Karfunkel", „laſirt" (= malt mit Laſurblau), „blauen" — alles Farben, welche die charakteriſtiſche Heiterkeit und Klarheit des roſenrothen Zeigefingers noch mehr variiren, hervorheben und veranſchaulichen.

„Das Schwerſte" für den Maler iſt allerdings die Nachbildung menſchliches Lebens und menſchlicher Schönheit, daher auch noch der Zuſatz „mit ſpitzem Finger" (= mit der gründlichſten und zarteſten Ausführlichkeit) und „mit großer Sorgfalt". Ort und Beleuchtung werden dabei nicht vergeſſen. — Selbſt die wenigen charakteriſtiſchen Kennzeichen, die der Dichter hier anführt, paſſen auf die Mailänderinn (vergl. oben §. 23).

„Da rühret ſich ein Windchen ꝛc." Das Gemälde iſt fertig, der Maler am Ende: aber, wo der Maler nicht weiter kann, ſchafft die Phantaſie des Dichters die anmuthigſte Bewegung, die zauberhafteſte Handlung, und verſetzt auch den Dichter ſelbſt in die lebhafteſte Uebereinſtimmung mit der Zauberwelt der Liebe, die ihn von der Malerei

wegreißt und in sein eigenstes Reich, die Poesie, hinführt. — Göthe wurde erst in und seit Italien am meisten davon überzeugt, daß er nicht zum Künstler, sondern zum Dichter geboren und innerlichst berufen sei.

„Was mich erstaunte"; „erstaunen" als Aktiv ist ungebräuchlich, statt „in Erstaunen setzen". „Geht zu kommen" d. h. geht, um mir entgegenzukommen; eben so in der Iphigenie „er ging die Wälder durchzustreifen" (Schiller sagt: „der Knabe ging zu jagen"). Diese Konstruktion ist wohl eine andre als das Homerische *βῆ δ' ἰέναι*. Im Jüdischen Deutsch hört man noch: „er kommt zu gehn".

Sehr schön ist die verwundernde Frage am Schluß und der Doppelbegriff „auf meinem Felsen wie ein Felsen", aber noch schöner das kurze Abbrechen des Gedichts, wodurch der Phantasie des Lesers ein weiter Spielraum zu eigens schaffender Thätigkeit gegeben ist. —

---

§. 25.

Ueber die Römischen Elegien.

Die Römischen Elegien athmen Liebe und sinnliche Lust im Gewande schöner Naivetät. Daß die darin berührten Liebesverhältnisse auf nichts weiter als auf reiner Fiktion beruhen sollten, läßt sich bei Göthe nicht vermuthen; daß sie aber alle erlebt und so, wie er sie schildert, erlebt seien, ist am Allerwenigsten zu glauben. Zwar theilt uns Göthe selbst einige Nachricht von freundlicheren Begegnungen und Verhältnissen mit*). Aber über die Grundlagen der Elegien giebt er den einzigen, doch auch den sichersten Fingerzeig in einem Gespräch mit Eckermann (II. S. 118); wenn er sagt: „Er (der König von Baiern) hat mich hier viel damit geplagt, ich solle ihm sagen, was an dem Faktum (der Elegien) sei, weil es in den Gedichten so anmuthig erscheint, als wäre wirklich was Rechtes dran gewesen. Man bedenkt aber selten, daß der Poet meistens aus geringen Anläſſen was Gutes zu machen weiß." Vergleichen

*) Vergl. §. 23 und 24.

wir nun hiemit noch, was er in seinen Tag- und Jahresheften (31. 14) sagt: „Angenehme häuslich gesellige Verhältnisse (vermuthlich die erste Bekanntschaft mit Christiane Vulpius) gaben mir Muth und Stimmung die Römischen Elegien auszuarbeiten und zu redigiren", mit welcher Aeußerung auch eine zweite Erwähnung der Elegien in seiner „Campagne in Frankreich" genau übereinstimmt: so ist es fürwahr eine mindestens vergebliche Mühe, bei diesen Dichtungen wirkliche Thatsachen ausspüren zu wollen oder auch nur zu vermuthen. Es reicht ohne Zweifel hin, zu wissen, daß Italienische und Weimarische und vielleicht auch noch frühere Schönheiten ihm den Impuls dazu gegeben haben, seiner erotischen Phantasie freien Lauf zu lassen.

Schon Viehoff hat nachgewiesen, daß die Elegien weder ein Produkt des ersten Römischen Aufenthalts sein können, noch auch dem Jahre 1788 angehören, sondern entweder Anfangs 1790 oder frühestens im Jahre 1789 gedichtet worden und auf Deutschem Boden entstanden.

A. W. v. Schlegel hat diese Elegien so vortrefflich geschildert und mit den Elegien der Alten so gründlich zusammengestellt, daß wir es fürs Beste erachten, sein Urtheil hier vollständig mitzutheilen. Er sagt über sie (in seinen Kritischen Schriften, Berlin 1828, im Ersten Theil von S. 27 ab) Folgendes:

„Diese Elegien sind eine merkwürdige, neue, in der Geschichte der Deutschen Poesie, ja man darf sagen, der neueren überhaupt einzige Erscheinung. Unbestochen vom Nationalstolze kann der Deutsche wohl behaupten, daß seine Sprache, im Ganzen genommen, die treuesten poetischen Nachbildungen der Alten, daß sie allein Originalwerke im echten antiken Stil aufzuweisen hat. Man begreift nicht, mit welchem Sinne die Engländer den Griechischen Homer gelesen haben müssen, um Pope's zierlich geglättete Reime nur für eine Uebersetzung des Altvaters der Sänger gelten zu lassen, geschweige denn, um zu glauben, er gewinne nicht wenig durch die neumodischen Verfeinerungen der kräftigen Einfalt, womit Ilium erobert und die Ilias gesungen ward. Nicht ohne Lächeln erfährt man aus der Ueberschrift gewisser Englischen Oden, daß sie Pindarisch sind; und es kann nur Mitleiden einflößen, wenn die Franzosen sich dünken, von einem höheren Gipfel der Kunst und Vollendung auf die tragische Bühne der Griechen herabzusehen. Es gehört ein freier und nüchterner Blick bei einer unverfälschten Empfänglichkeit dazu, das

Große und Schöne richtig zu erkennen und rein zu fühlen, welches uns aus unermeßlich weit von dem unsrigen abstehenden Zeitalter wie aus einer fremden, für immer zerstörten Welt anspricht, über deren räthselhafte Wirklichkeit alle Trümmer ihrer unsterblichen Denkmale, noch so gewissenhaft befragt, keinen völlig genügenden Aufschluß ertheilen. Es nachahmen wollen ist ein edles, aber mißliches Bemühen. Die ursprünglichen, einfach schönen Formen der alten Kunst haben das Schicksal aller Formen gehabt, ihren Geist zu überleben. Fehlt es ihrem heutigen Bewunderer an der Zaubergewalt, diesen aufs Neue hervorzurufen, so ist es vergeblich, daß er sie nachzubilden sucht; er umarmt in ihnen, wie in köstlichen Urnen, nur die Asche der Todten.

War das Antike doch neu, da jene Glücklichen lebten! Nur an der lebenden Welt kann sich die Brust des Künstlers und Dichters erwärmen; nur eigne Ansichten des Wirklichen treten wie unabhängige Wesen hervor, wenn sie der Spiegel einer reinen, lichthellen Phantasie zurückwirft. Die kühle Begeisterung dessen, der wahre Verhältnisse seines Daseins darzustellen vorgiebt und sich doch in einem willkürlich erborgten, aber gelehrt beobachteten Costüm gefällt, mag den Antiquar entzücken. Der unbefangene Freund des Wahren und Schönen, welcher nicht an diesen oder jenen Aeußerlichkeiten hängen bleibt, sondern in das Innere dringt, wird hingegen wünschen, daß sich eigenthümlicher Geist immer in der angemessensten, natürlichsten, eigensten Form offenbare.

Und das ist es eben, was in diesen Elegien bezaubert, was sie von den zahlreichen und zum Theil sehr geschickten Nachahmungen der alten Elegiendichter in Lateinischer Sprache wesentlich unterscheidet: sie sind original und dennoch echt antik. Der Genius, der in ihnen waltet, begrüßt die Alten mit freier Huldigung; weit entfernt von ihnen entlehnen zu wollen, bietet er eigene Gaben dar und bereichert die Römische Poesie durch Deutsche Gedichte. Wenn die Schatten jener unsterblichen Triumvirn unter den Sängern der Liebe in das verlassne Leben zurückkehrten, würden sie zwar über den Fremdling aus den Germanischen Wäldern erstaunen, der sich nach achtzehn Jahrhunderten zu ihnen gesellt, aber ihm gern einen Kranz von der Myrte zugestehn, die für ihn noch eben so frisch grünt, wie ehedem für sie.

Von den elegischen Dichtern der Griechen, sowohl den frühern Jonischen als den Alexandrinern, haben sich nur Bruchstücke erhalten.

Aber ſelbſt nach dieſen wenigen Proben ſcheint der Ausſpruch Quintilians: „In der Elegie nehmen wir es ſogar mit den Griechen auf" doch etwas gewagt zu ſein. Indeſſen hat nicht leicht eine andere Dichtart, nachdem die Muſen in Griechenland verſtummt waren, ſich mit ſo ausgezeichnetem Gedeihen auf Römiſchem Boden verbreitet. Propertius läßt mitten unter der verzehrenden Gluth der Sinnlichkeit eine gewiſſe ernſte Hoheit hervorſtrahlen; Tibullus rührt durch ſchmachtende Weichheit; die ſinnreiche und gewandte Ueppigkeit des Ovidius ergetzt oft und ermüdet zuweilen, wenn er die Gemeinplätze der Liebe zu lange ausſpinnt. Der Charakter des Dichters iſt keinem von allen dreien ähnlich. Ueber den letzten erhebt ihn der Adel ſeiner Geſinnungen am Weiteſten; aber er iſt auch männlicher in den Gefühlen, als Tibullus, und in Gedanken und Ausdruck anſpruchsloſer und klarer als Propertius. Ob er gleich nicht verhehlt, daß er ſich die ſüßeſte Luſt des Lebens zum Geſchäfte macht, ſo ſcheint er doch nur mit der Liebe zu ſcherzen. Sie unterjocht ihn nie ſo, daß er dabei die offne Heiterkeit ſeines Gemüths einbüßen ſollte. In der erſten Elegie ſchweifen ſeine Wünſche nach einer noch unbekannten Geliebten umher, und in der zweiten hat er ſie nicht nur gefunden, ſondern ſchon jede Gewährung erlangt. Es iſt wahr, einige Umſtände, die er darin gegen das Ende erwähnt, vermindern das Wunderbare eines ſo ſchnellen Sieges beträchtlich. Sein Gefühl iſt duldſamer, als das ſeiner Römiſchen Vorgänger, welche bei jeder Gelegenheit ihren Abſcheu gegen den Eigennutz der Schönen nicht ſtark genug zu erklären wiſſen. Doch erſcheint nachher die gefällige Römerinn ſo ſchön, ſo liebenswürdig, ja ſelbſt ſo zärtlich und edel, daß der Geliebte die fremden Triebfedern ihres Betragens, die ſich unter die Liebe miſchen, wohl entſchuldigen oder vergeſſen kann. Seine Leidenſchaft würde ihrer eigenen Natur widerſprechen, wenn ſie heldenmüthige Aufopferungen forderte. Nicht jugendlich herbe und aufbrauſend, ſondern durch den Einfluß der Zeit gemildert, wünſcht ſie die Freude wie eine reife Frucht zu pflücken. Sie iſt ſinnlich und zärtlich, ſchlau und offenherzig, und ſchwärmt in ihrem Muthwillen ſo lieblich für das Schöne, daß ſelbſt der ſtrenge Sittenrichter Mühe haben müßte, Falten auf die dazu gewöhnte Stirn zu zwingen, um ſeinen Bedenklichkeiten und Warnungen Nachdruck zu geben. In ſeiner genügſamen Fröhlichkeit iſt der Sänger friedlich gegen alle Menſchen geſinnt und möchte ſich nicht gern an

irgend etwas Argem ſchuldig wiſſen. Er bleibt ſeinem Wahlſpruche treu:

Nos venerem tutam concessaque furta canemus,
Inque meo nullum carmine crimen erit.

Daß Rom, die alte Heimat der Elegie, die Scene dieſer Darſtellungen iſt, erhöht noch um Vieles ihren Reiz. Manches wie ohne Abſicht eingeflochtene Bild fremder Sitten giebt ihnen Neuheit. Der Einfluß eines milderen Himmels, unter den der Leſer ſich ſelbſt verſetzt fühlt, fordert ihn erwärmend zum Antheil an ſinnlicher Luſt und Liebe auf. Die Wahrheit, welche dort überall den betrachtenden Blicken entgegenkommt, gleichſam auf jedem Bruchſtücke eines alten Werks eingegraben ſteht, in jeder verloſchnen Spur ehemaliger Herrlichkeit ſich entziffern läßt: alle menſchliche Größe muß untergehen; dieſe Wahrheit verliert am jugendlichen Buſen der Schönheit ihre Macht zu ſchrecken, ja ſie wird eine Einladung dem allgemeinen Looſe der Vergänglichkeit zuvorzueilen und die Freuden des Lebens zu haſchen. Die Blume welkt am Abend, wie der ehrwürdige Tempel nach Jahrtauſenden umſtürzt:

Freue dich alſo, Lebend'ger, der lieberwärmeten Stätte,
Ehe den fliehenden Fuß ſchauerlich Lethe dir netzt.

Auch darin begünſtigt den Dichter der Aufenthalt in der ewigen Stadt, wo das klaſſiſche Alterthum noch immer ſich ſelbſt zu überleben ſcheint, daß die ihn umgebenden Gegenſtände eine freundliche Gegenwart auf gewiſſe Art mit einer idealiſchen Vergangenheit verknüpfen. Vorzüglich iſt die Erſcheinung der alten Götter, ſtatt daß ſie ſonſt, wenn der Dichter ſie unter den Ausdruck eigner Leidenſchaft miſcht, entweder als hergebrachte Redefigur nur einen ſchwachen, oder, als etwas Fremdartiges und willkürlich Erſonnenes, einen ſtörenden Eindruck macht, in hohem Grade natürlich und täuſchend. Die Einbildungskraft geſteht dieſen Weſen gern eine ſichtbare Gegenwart, ein noch fortdauerndes perſönliches Daſein an einem Orte zu, wo ſie einſt ſo glänzend verehrt wurden, wo man zum Theil noch ihre Wohnungen zeigt und ihre Geſtalten aufbewahrt, vor deren übermenſchlicher Macht das Volk ſich ehemals niederwarf, wie der Künſtler noch jetzt ihre übermenſchliche

Schönheit anbeten muß. Sogar die kühne Begeisterung, welche den Dichter, indem er reineren Aether einzuathmen glaubt, mit einem Schritte vom Capitolium zum Olymp hinaufführt, hat hier noch das Ergreifende der Wahrheit" u. s. w.

Eben so vortrefflich ist die Schlegels Urtheil ergänzende Charakteristik, welche Viehoff im zweiten Bande seiner Erläuterung der Göthischen Gedichte darbietet. Auch diese Charakteristik können wir uns nicht enthalten hier wörtlich mitzutheilen.

„Wir möchten nun noch des Lesers Aufmerksamkeit zunächst auf die kunstreiche Composition des Ganzen hinlenken. Eine Hauptklippe, die der Dichter zu vermeiden hatte, war offenbar eine gewisse Einförmigkeit in der Anlage und Ausführung, wozu das Thema und noch mehr das in regelmäßigem Pendelschlag fortschwingende Metrum verführen konnte. Der Dichter hätte dadurch leicht in den Gegenstand mehr Abwechselung und Spannung bringen können, daß er das Liebesverhältniß sich stufenweiser, bald durch Hindernisse aufgehalten, bald durch günstige Umstände gefördert, hätte gestalten lassen. Aber das Ganze sollte kein metrisch verfaßter kleiner Roman, sondern ein Elegiencyclus werden; der Dichter hatte sich mit Tibull und Properz, die ihn (s. den Anfangsvers der Elegie „Hermann und Dorothea") so lebhaft entzückt hatten, zu wetteifern vorgenommen. Dem Charakter der Elegie aber ist ein gespanntes Interesse für den faktischen Verlauf, ein ungeduldiges Fortstreben nach einem bestimmten Ziele, einer Katastrophe hin durchaus zuwider; in ihr schwebt das Gefühl, sich selbst genießend, gleichsam in kreisender Schwingung; das Herz verweilt bei einer stillen, schwärmerischen Liebe. Daher hat der Dichter mit Recht alles dramatisch Fortstrebende aus seinen Elegien fern gehalten. Wir finden ihn sogleich in der zweiten Elegie von der Liebe gänzlich umstrickt, und so erscheint er uns auf gleiche Weise, von demselben Gefühl des vollen Glückes erfüllt, bis znr letzten. Und dennoch gebricht es diesem Elegienkranz nicht an Mannigfaltigkeit; den Blumen, woraus er gewunden ist, fehlt es nicht an Farben-Nüancen; es fehlt auch nicht an „Blättern im Kranz, den Glanz der Blumen zu mildern." Bald malt er uns einzelne Scenen seines glücklichen Daseins aus, bald wendet er sich an die Geliebte mit einem beruhigenden Worte, wie in der dritten Elegie, oder er vergleicht frühere Zustände mit seinem gegenwärtigen, oder er läßt die glühende Flamme der Liebe einen Augen-

blick von einem Wasserguß der Eifersucht dämpfen, nur um sie heller und mächtiger emporleuchten zu lassen, wie in der fünften Elegie; und so weiß er noch auf manche Weise einer ermüdenden Eintönigkeit entgegenzuwirken. Zugleich aber giebt er dadurch, daß er seine Liebe nach verschiedenen Richtungen zu bedeutenden, großen Verhältnissen in Beziehung setzt, diesen Elegien mehr Charakter und Würde. Den Ort, wo er sich befindet, das heutige, wie das alte Rom, die Gegenwart, wie Geschichte und Mythus verflicht er aufs Geschickteste mit der Darlegung seiner Zustände; er stellt sein Glück in Gegensatz zu dem socialen und politischen Treiben (2. Elegie); er hebt die Beziehungen seiner Kunst, des Hauptzwecks seines Aufenthaltes in Rom zu seiner Liebe hervor. Dann verdient auch noch der Abschluß des Ganzen unsre Aufmerksamkeit. Auf ein Sichausleben der Leidenschaft durfte hier nicht hingedeutet werden; wir sollten mit dem vollen Gefühl des Glücks, das den Dichter beseligte, entlassen werden. So bewirkte er denn jenen Abschluß nur dadurch, daß er einmal seine Poesien als die Blüthe und Frucht des Liebesverhältnisses hervorhob und zweitens leise auf die Gefahr der Veröffentlichung und damit der Auflösung seines Glücks durch eben jene Poesien hindeutete:

Und ihr wachset und blühet, geliebte Lieder, und wieget
Euch im leisesten Hauch lauer und liebender Luft,
Und entdeckt den Quiriten, wie jene Rohre geschwätzig,
Eines glücklichen Paars schönes Geheimniß zuletzt.

Leicht könnte sich Jemand an der Benennung Elegien für diese Gedichte stoßen, da der Inhalt so wenig Verwandtschaft mit elegischen Gefühlen und Zuständen zu haben scheint. Der Dichter ließe sich nun schon durch den artistischen Sprachgebrauch der Alten, ein Gedicht in elegischem Versmaß, ohne Rücksicht auf den Inhalt, Elegie zu nennen, bei diesen Poesien, die ein so antikes Gepräge tragen, genügend rechtfertigen. Schon die Umgebung, die auf jedem Schritte den Dichter an die Flüchtigkeit aller Erdenherrlichkeit mahnt, mischt seinen Gefühlen, wie wenig er es auch verrathen möchte, einen tiefen Ernst bei. Die Erinnerung früheren, und zwar schönern und edlern Liebesglücks geht auch einen Augenblick durch seine Seele (Elegie 4 am Schlusse):

O wie war ich beglückt! — Doch stille, die Zeit ist vorüber,
Und umwunden bin ich, Römische Flechten, von euch.

Ich möchte glauben, daß in der hier angedeuteten Stelle Friederike von Sesenheim ihr Bild zur Personification der „Gelegenheit" geliehen habe. Aber noch mehr liegt in der ganzen Schwingung des Gefühls etwas Weiches und Elegisches; und diese Schwingung zu unterhalten und zu verstärken, möchte wohl besonders das Versmaß wirksam gewesen sein. „Denn der schmelzende, immer wieder herabsinkende Ton des elegischen Metrums," sagt H. Kurz treffend, „die Gleichförmigkeit, die ein ganz charakteristisches Zeichen desselben ist (vergl. „Das Distichon" von Schiller), zwingt sicherlich den Dichter, seinen Gefühlen den männlichen weichen Ton, die männliche Gleichförmigkeit zu geben — wenn es nicht schon in seiner Absicht läge, es zu thun. Deswegen wird die Elegie, welchen Stoff sie auch behandeln möge, als der Ausdruck eines beschaulichen, gemäßigten Gefühls erscheinen; sie wird selbst den Schmerz mit einer gewissen Liebe betrachten. Denn wie das elegische Versmaß immer wieder zu sich zurückkehrt und sich in dieser hin- und herwogenden Bewegung gefällt (weßwegen man wohl sagen könnte, daß das elegische Versmaß für die Alten, wenigstens zum Theil, das war, was den neuern Völkern, namentlich aber den Deutschen der Reim ist): so kehrt auch der Dichter gern wieder zu dem Gegenstande zurück, der ihn erfüllt, daher sich die Elegie denn auch meistens einer behaglichen Breite gern überläßt. Weil endlich die Wiederholung an und für sich, als dem kräftigen Vorwärtsstreben entgegengesetzt, etwas Weiches und Wehmüthiges hat — das Echo beweist's, — weil somit das elegische Metrum, das in der anhaltenden Wiederholung einer und derselben Tonart besteht, einen wehmüthigen (nicht sentimentalen) Charakter hat: so wird auch die Elegie selbst dieses Charakters theilhaftig werden müssen, selbst wenn sie Freudiges und Heiteres mittheilt."

Wenn hiernach also die Benennung Elegien vollkommen gerechtfertigt sein möchte, so scheint es schwieriger, ein anderes Bedenken, das sich auf die Beschaffenheit und Behandlungsweise des Inhalts bezieht, zu beseitigen. Es ist die nackte Darstellung der sinnlichen Natur, welche manchem Leser, bei aller Bewunderung der hohen poetischen Kunst, die sich in ihnen zeigt, diese Productionen doch etwas verleidet. Göthe meinte,

und vielleicht nicht mit Unrecht, daß ſchon das elegiſche Versmaß einen mildernden Schleier über jene Freiheiten werfe. In den Geſprächen mit Eckermann ſagt er: „Es liegen in den verſchiedenen poetiſchen Formen geheimnißvolle große Wirkungen. Wenn man den Inhalt meiner Römiſchen Elegien in den Ton und die Versart von Byrons Don Juan übertragen wollte, ſo müßte ſich das Geſagte ganz verrucht ausnehmen." Eine tiefer geſchöpfte Vertheidigung hatte aber Schiller ſchon längſt, und zwar gleich nach der Veröffentlichung der Elegien verſucht in dem Aufſatz: „Ueber naive und ſentimentaliſche Dichtung." Er nennt darin Göthe den Deutſchen Properz und nimmt ihn ebenſo, wie den Römiſchen, gegen die Anklage, lüſterne, üppige und verführeriſche Gemälde aufgeſtellt zu haben, in Schutz. „Die Geſetze des Anſtandes," ſagt er, „ſind der unſchuldigen Natur fremd; nur die Erfahrung der Verderbniß hat ihnen den Urſprung gegeben. Sobald aber jene Erfahrung einmal gemacht worden, und aus den Sitten die natürliche Unſchuld verſchwunden iſt, ſo ſind es heilige Geſetze, die ein ſittliches Gefühl nicht verletzen darf. Sie gelten in einer künſtlichen Welt mit demſelben Rechte, als die Geſetze der Natur in der Unſchuldswelt regieren. Aber eben das macht ja den Dichter aus, daß er Alles in ſich aufhebt, was an eine künſtliche Welt erinnert, daß er die Natur in ihrer urſprünglichen Einfalt wieder in ſich herzuſtellen weiß. Hat er aber dieſes gethan, ſo iſt er eben auch dadurch von allen Geſetzen losgeſprochen, durch die ein verführtes Herz ſich gegen ſich ſelbſt ſicher ſtellt. Er iſt rein, er iſt unſchuldig, und was der unſchuldigen Natur erlaubt iſt, iſt es auch ihm; biſt du, der du ihn lieſeſt oder hörſt, nicht mehr ſchuldlos, und kannſt du es nicht einmal momentweiſe durch ſeine reinigende Gegenwart werden, ſo iſt es dein Unglück und nicht das ſeine: du verläſſeſt ihn, er hat für dich nicht geſungen. — Es läßt ſich alſo, in Abſicht auf Freiheiten, Folgendes feſtſetzen. Fürs Erſte: nur die Natur kann ſie rechtfertigen. Sie dürfen mithin nicht das Werk der Wahl und einer abſichtlichen Nachahmung ſein; denn dem Willen, der immer nach moraliſchen Geſetzen beurtheilt wird, können wir eine Begünſtigung der Sinnlichkeit niemals vergeben. Sie müſſen alſo Naivetät ſein. Um uns aber überzeugen zu können, daß ſie dieſes wirklich ſind, müſſen wir ſie von allem Uebrigen, was gleichfalls in der Natur gegründet iſt, unterſtützt und begleitet ſehn, weil die Natur nur an der ſtrengen Conſequenz,

Einheit und Gleichförmigkeit ihrer Wirkungen zu erkennen ist. Nur einem Herzen, welches alle Künstelei überhaupt, und mithin auch da, wo sie nützt, verabscheut, erlauben wir, sich da, wo sie drückt und einschränkt, davon loszusprechen; nur einem Herzen, welches sich allen Fesseln der Natur unterwirft, erlauben wir von den Freiheiten derselben Gebrauch zu machen. Alle übrigen Empfindungen eines solchen Menschen müssen folglich das Gepräge der Natürlichkeit an sich tragen: er muß wahr, einfach, frei, offen, gefühlvoll, gerade sein; alle List, alle Willkür, alle kleinliche Selbstsucht muß aus seinem Charakter, alle Spuren davon aus seinem Werke verbannt sein. Fürs Zweite: nur die schöne Natur kann dergleichen Freiheiten rechtfertigen. Sie dürfen mithin kein einseitiger Ausbruch der Begierde sein; denn Alles, was aus bloßer Bedürftigkeit entspringt, ist verächtlich. Aus dem Ganzen und aus der Fülle menschlicher Natur müssen auch diese sinnlichen Energien hervorgehen. Sie müssen Humanität sein. Um aber beurtheilen zu können, daß das Ganze menschlicher Natur und nicht bloß ein einseitiges und gemeines Bedürfniß der Sinnlichkeit sie fordert, müssen wir das Ganze, von dem sie einen einzelnen Zug ausmachen, dargestellt sehen. An sich selbst ist die sinnliche Empfindungsweise etwas Unschuldiges und Gleichgültiges. Sie mißfällt uns nur darum an einem Menschen, weil sie thierisch ist und von einem Mangel wahrer, vollkommener Menschheit in ihm zeugt; sie beleidigt uns an einem Dichterwerk, weil ein solches Werk Anspruch macht uns zu gefallen, mithin auch uns eines solchen Mangels fähig hält. Sehen wir aber in dem Menschen, der sich dabei überraschen läßt, die Menschheit in ihrem ganzen übrigen Umfange wirken, finden wir in dem Werke, worin man sich Freiheiten dieser Art genommen, alle Realitäten der Menschheit ausgedrückt: so ist jener Grund unsers Mißfallens weggeräumt, und wir können uns mit unvergällter Freude an dem naiven und wahren Ausdruck schöner Natur ergötzen. Derselbe Dichter also, der sich erlauben darf, uns zu Theilnehmern so niedrig menschlicher Gefühle zu machen, muß uns auf der andern Seite zu Allem, was groß und schön und erhaben menschlich ist, emporzutragen wissen. Und so hätten wir denn den Maßstab gefunden, den wir jedem Dichter, der sich etwas gegen den Anstand herausnimmt und seine Freiheit in Darstellung der Natur bis zu dieser Grenze treibt, mit Sicherheit unterwerfen können."

Wir haben den beredten und geistreichen Anwalt Göthes um so lieber ganz ausreden lassen, als diese Apologie noch mancher Production unsers Dichters, außer den Elegien, zu gute kommen kann. Es bleibt freilich noch die Frage, ob unsre Leser sich mit diesem Maßstab ganz einverstanden erklären, und selbst, falls sie ihn annehmen, ob ihnen, wenn er auf Göthe und die vorliegenden Poesien angewandt wird, der Dichter und sein Werk dadurch vollkommen gerechtfertigt erscheinen wird. Ich besorge, es werde Mancher jene Schilderung eines Dichters, dem man solche Freiheiten gestatten dürfe, nicht ganz auf den unsrigen passend finden, noch auch einräumen, daß in dem vorliegenden Werke „alle Realitäten" der Menschheit in solchem Maße ausgedrückt seien, daß die unumwundene Darstellung der sinnlichen Natur nicht wenigstens etwas grell hervorsticht." —

Auch Rosenkranz („Göthe und seine Werke" S. 278 ꝛc.) hat mit vollstem Rechte Göthen gegen die moralisirende Anklage in Schutz genommen. Er sagt Folgendes:

„Wie aber, werden wir fragen müssen, kommt die Einheit des Idealismus und Realismus als solche bei Göthe zur Erscheinung? Müssen wir nicht erwarten, daß die unendliche Befriedigung, welche ihm Italien für sein Gemüth und seine Bildung gab, auch in einer ausdrücklichen Gestalt bei ihm sich manifestirt haben werde? Allerdings ist dies der Fall, und die Römischen Elegien sind dies harmonische Gleichgewicht des Götheschen Geistes, die innigste Durchdringung des Nordischen Idealismus mit dem Südlichen Realismus, der strebendsten Subjectivität mit der ihrer Tendenz vollkommensten, sie am meisten fördernden Objectivität. Sie sind der Triumph des reinsten Schönheitsgefühls. Was Gott, Natur und Schicksal dem Dichter zu gewähren vermochten, das ward ihm in Rom zu Theil. Er genoß dort seines höchsten Glücks und erlitt, von ihm zu scheiden gezwungen, den tiefsten Schmerz über des Glückes Vergänglichkeit.

Göthe ist dieser Elegien halber auf das Härteste angefochten worden, als hätte er mit ihnen aller Sittlichkeit Hohn gesprochen. Die damaligen Pietisten wie die heutigen pflegen, um ihn recht mit gutem Gewissen verdammen zu können, auf diese Elegien sich zu berufen. Da ich in der Lage bin, über Göthe nicht vor einem Damenpublikum zu sprechen, welches an der Huldigung, die dem Weibe in diesen Dichtungen

zu Theil wird, am Ende doch Anstoß nehmen könnte, so werde ich mit völliger Rücksichtslosigkeit mich aussprechen. Worin, frage ich also, besteht das Glück, dessen Genuß Göthe in jenen Elegien feiert? In der Hingebung an die Macht der Schönheit, wie sie nicht nur in den Marmorwerken der Sculptur, nicht nur in den Zaubergestalten der Malerei, sondern auch als Fleisch und Blut ihn erquickte und er an der Lieblichkeit der Formen des wirklichen Lebens Auge und Sinn nicht genugsam ersättigen konnte. Er fühlt mit sehender Hand, er sieht mit fühlendem Auge. Er ist trunken von der Herrlichkeit Gottes, welche in der Schönheit des Weibes sich ihm offenbart. Von den entzückenden Formen des Busens gleitet er den Schwung der Hüften hinab und, während die Geliebte schläft, fingert er auf ihrem Nacken in dichterischem Sinnen des Hexameters und Pentameters Maß und ruht mit Wonneblick auf der edlen Bildung ihrer Glieder.

Was ich hier sagte, ist das Stärkste von dem Cultus der Schönheit in den Elegien. Ich habe nicht gescheuet, Aug' in Auge zu Ihnen es auszusprechen, denn die Oeffentlichkeit ist auch in solchen Dingen eine Probe. Nun frage ich Sie: ist hierin etwas Unkeusches, die Sittlichkeit Kränkendes? Gewiß nicht. Denn die Schönheit ist etwas Göttliches und ihr Genuß nichts Unerlaubtes. Worin liegt denn also der Anstoß, den Göthe gegeben? Ich antworte: eben in seiner Keuschheit. Ja, in seiner Keuschheit. Hätte er, statt mit heiterer Naivetät seine Beseligung auszudrücken, die Schönheit halb verschleiert, hätte er durch solche Halbverhüllung lüsterne Wallungen erregt, durch schlüpfrige Andeutungen geheimen Sinnenbrand angeschürt, die Reize seiner Faustina mit coquetter Berechnung profanirt, o da würde man ihn als ethisch gerecht gefunden haben. Allein so geradezu uns zu sagen, wie schön die Geliebte sei, in zwei, drei kalten, einsilbigen Wörtern, das tadelt man, darüber empört sich das Leihbibliotheken-Publikum, welches mit Gier ganze Oxhofte des sinnaufstachelnden Giftes verschlingt, das in tausenden von Romanen die Phantasie der Leser mit allen Buhlkünsten der Prostitution inficirt, darüber empört sich das Theater-Publikum, welches die üppigsten und nervenkitzelndsten Attitüden des heutigen Ballets mit rauschendem Beifall belohnt. Fragen Sie in den Leihbibliotheken nach, welche Bücher statt mit einem Goldschnitt vom vielen Lesen mit einer gelblichen Kruste der Blattränder ausgezeichnet sind, so daß man erschrickt, wie eine gebildete,

ſittige Dame ſolchen Schmutz in die Hand nehmen könne, fragen Sie nach, ob dieſe Bücher nicht zur Gattung der ſinnverwirrendſten Romane gehören? Haben wir nicht erlebt, daß in den Mystères de Paris die Qual, mit welcher der den Weltrichter im Kleinen ſpielende Rodolphe den Advokaten Ferrand beſtraft, als er ihm die ſchöne Elſaſſerinn in das Haus ſchickt, den Enthuſiasmus der Leſer aufs Höchſte ſteigerte? Und dieſe polizeigerechte Prüderie wagt es, Göthe wegen ſeiner Römiſchen Elegien als unmoraliſch zu verurtheilen? Dieſe Verurtheilung iſt ſelbſt eine Frechheit.

Die Römiſchen Elegien gehören allerdings der Bewegung an, welche wir mit einem auch ſehr mißverſtandenen Ausdruck Emancipation des Fleiſches nennen. Das Mittelalter hatte die Natur noch verkannt. Sein extremer Spiritualismus hatte im Sinnlichen zugleich das Sündliche erblickt. Die Schönheit war ihm als eine diaboliſche Verführung verdächtig geworden. Aus dieſer dem Begriff der Natur wie des Geiſtes widerſprechenden Herabwürdigung, welche durch die Mißhandlung des Leibes den Geiſt von ſeiner Selbſtſüchtigkeit zu emancipiren unternahm, mußte die Natur befreit werden. Nicht der Natur als ſolcher haben wir uns zu ſchämen. Sie iſt Gottes Werk. Unſerer Unlauterkeit, welche die Natur befleckt, haben wir uns zu ſchämen. Indem Göthe mit völlig antikem Sinne der Schönheit des Weibes offen huldigte, traf er damit die verſteckte Unreinheit, welche die unverhüllte Schönheit der Natur zu ertragen nicht die Kraft hat. Dies böſe Gewiſſen iſt zwar gegen die ſich als ſittlich verſtellende Frivolität tolerant, die nackte Keuſchheit aber treibt es in die Flucht. Als Göthe aus Italien zurückkehrte, konnte er die Wirkungen beobachten, welche Heinſes Ardinghello angerichtet hatte. Er war außer ſich darüber. Denn ſo vortrefflich Heinſe im Auffaſſen von Kunſtwerken iſt, ſo wenig hat er die Natur geiſtig überwunden. Vergleichen Sie z. B. die Orgie im Ardinghello oder die Nachtſcene, in welcher er die Ueberraſchung der ſchlummernden Lucinde ausmalt, mit unſern Elegien, um recht inne zu werden, wie reinigend dieſe auf unſer Gemüth wirken, indem ſie alle gemeine Sinnlichkeit darin ausbrennen, während Heinſe die Brandfackel der Begier in unſer Herz wirft." —

Es bleibt uns nach dieſen Mittheilungen nur noch Ein Punkt im Allgemeinen zu beſprechen übrig.

Viehoff ſagt, das Ganze ſolle kein kleiner Roman, ſondern bloß

ein Elegienzyklus sein. Ich sehe zunächst hier keinen Gegensatz ausgedrückt. Wir werden weiter unten (§. 28, Nr. 8) einen kleinen Balladenzyklus (von der schönen Müllerinn) finden, dessen Balladen nicht allein einzeln für sich, sondern auch als in ein Ganzes verbunden, als ein kleiner Roman aufgefaßt werden können und nach Göthes eignem Ausspruch auch sollen. So kann man sich auch sehr wohl einen Zyklus von Elegien denken, welche zu einem Ganzen, zu einem Roman oder wenigstens zu einer fortschreitenden Erzählung sich verbinden. Solch eine fortschreitende Erzählung scheint mir wirklich, gleichsam durch einen chronologischen Faden zusammengeknüpft, in diesen Elegien dargeboten zu sein, und die kunstreiche Komposition derselben zu einem Ganzen darin zu bestehn, daß jedes einzelne Glied dieser Kette, jede Elegie, sowohl ein für sich geschlossenes, an sich verständliches Ganzes bildet, als auch einen nothwendigen oder doch wenigstens passenden Bestandtheil jener, daß ich so sage, chronologischen Kette der Zustände und Begebenheiten ausmacht, in welcher manche Glieder bald hier bald dort ausgelassen sind und behufs genauerer Auffassung des Zusammenhanges hinzuergänzt werden müssen. Mögen dem Dichter immerhin verschiedne Freundinnen und somit auch verschiedne Liebesverhältnisse bei Entstehung der Elegien vorgeschwebt haben: in der Ausführung und Darstellung kann und soll nur Eine Freundinn, nur Ein Liebesverhältniß hervortreten und somit die Verbindung aller Elegien als ein einheitliches, in sich abgerundetes Ganzes erscheinen. Jeder Leser jeder Farbe und Richtung wird eingestehn, daß die Festhaltung des Gedankens an nur Eine Geliebte und Ein Liebesverhältniß ihn auch am Meisten in den Stand setzen wird, an der Hand des Dichters die Umstände und Zustände und Bahnen der innigen, tiefen, zarten und treuen Liebe mit um so mehr Theilnahme und Wärme zu durchwandern.

Der Prozeß des Dichtens dabei wäre sonach genau derselbe wie bei der dramatischen Produktion. Wir finden z. B. in Fausts Gretchen Rückerinnerungen an Göthes Gretchen, an seine Friederike und vielleicht noch an andre seiner Freundinnen, und Göthe selbst hat unzweifelhaft in solchen Rückerinnerungen gedichtet; doch ist sie nur als Eine Person dargestellt. Dasselbe nehmen wir bei Faust wahr und bei vielen andern dramatischen Charakteren, vorzugsweise aber bei den weiblichen, bei deren Darstellung Göthe am Häufigsten verschiedne eigne Erfahrungen bei

verſchiednen Freundinnen ſo kunſtreich zu Einem einheitlichen Bilde zuſammengeſchmolzen hat, daß ohne genauere Kenntniß von dem Leben des Dichters und von der Entſtehung des Gedichts Niemand eine Zuſammenſchmelzung würde ahnen können.

Allerdings iſt dem Charakter der Elegie „ein geſpanntes Intereſſe für den faktiſchen Verlauf, ein ungeduldiges Fortſtreben nach einem Ziele, nach einer Kataſtrophe hin" durchaus zuwider; in ihr „ſchwebt das Gefühl, ſich ſelbſt genießend, gleichſam in kreiſender Schwingung", wie Viehoff ſehr richtig bemerkt. Allein erſtlich iſt jede einzelne Elegie als ein Kettenglied nicht zu verwechſeln mit dem Zuſammenhange aller Kettenglieder d. h., mit der Kette ſelbſt. Zweitens kann eine Erzählung, in chronologiſcher Reihenfolge dargeſtellt, in ſich ſelbſt eine Schürzung und Löſung eines Knotens auch ohne kunſtreiche Verflechtung und Verwickelung, wie ſie der pragmatiſche Dichter zur Belebung und gröſten Spannung des Intereſſes regelrecht erfinden und konzentriren ſoll, auf eine das zuſammenhangende Intereſſe nicht ſtraff ſpannende, ſondern bloß einfach beanſpruchende Weiſe darbieten: und hiedurch würde die einfache Erzählung ſich von dem kunſtreichen Romangewebe unterſcheiden. Drittens aber braucht die ſogenannte dramatiſche Verwickelung und Entwickelung nicht überall dargelegt zu werden, ſondern ſie kann hie und da theilweiſe als Zwiſchenglied zu ergänzen ſein. Viertens vermag auch ohne ſolche dramatiſche Kunſtverflechtung eine einfache, chronologiſche Anreihung von Thatſachen und Zuſtänden, alſo gleichſam eine Erzählung des Entſtehens und Fortſchreitens und Fortſetzens von Verhältniſſen unter Umſtänden ein bei Weitem größeres Intereſſe zu erwecken, als ein buntes, unchronologiſches Durcheinanderwerfen einzelner Thatſachen. Und daß wenigſtens dieſer letzte Geſichtspunkt auch im Uebrigen bei den Göthiſchen Elegien feſtzuhalten ſei, zeigt ſich aus ihrer Zuſammenſtellung nur zu deutlich. Nicht jede äußere Zuſammenſtellung heißt ein Zyklus, ſonſt könnte Göthe ja z. B. auch die Zuſammenſtellung ſeiner Lieder im erſten Bande einen Liederzyklus oder auch nur eine Zuſammenſtellung ſeiner Liebeslieder einen Liebeslieder-Zyklus nennen; der Begriff eines Zyklus bezieht ſich nicht bloß auf Aehnlichkeit oder Gleichheit des Stoffs und der Behandlung, ſondern auch auf fortlaufenden, der Reihe nach, der Zeitfolge nach den Inhalt umfaſſenden Zuſammenhang.

Es beſteht demgemäß die kunſtreiche Kompoſition dieſer Elegien und

das hierauf bezügliche Talent Göthes nicht allein darin, daß sie einzeln für sich aus dem Zusammenhange genommen ein Ganzes sind und sich als Ganzes darstellen, sondern auch vorzüglich darin, daß sie, diese einzelnen Ganzen, auf schönste Weise ein großes zusammenhangendes Ganzes bilden. Freilich fehlen in diesem großen Ganzen so manche Glieder, und deren Mangel ist zwischen diesen Elegien fühlbarer als zwischen jenen, ist hier nothwendig, dort weniger vermißt, bald leicht ersetzbar aus dem Zusammenhange, bald durch eigne selbstschöpferische Phantasie auszufüllen. So ist es ja auch z. B. bekannt (vergl. unten §. 26, Nr. II.), daß vor der zweiten Elegie Göthe selbst zwei bereits gedichtete Elegien (also zwei Zwischenglieder) ausgelassen und somit in der fortschreitenden Erzählung ein Paar Stufen übersprungen hat. Und diejenigen, welche behaupten, der Sprung von der ersten zu der nunmehrigen zweiten Elegie sei zu weit, in der ersten fühle der Dichter die innigste Sehnsucht nach Liebe, und in der zweiten fänden wir ihn gar zu schnell schon mitten in der Liebe, geben offenbar die Ueberzeugung von einem chronologischen Zusammenhange, einem fortlaufenden Faden der in den Elegien mitgetheilten Herzensgeschichte zu erkennen. Dieses Bedürfniß nun — (das ich übrigens nicht theile, weil die Liebe gar häufig und vielleicht am Häufigsten schnell und augenblicklich wie ein Blitzstrahl ins sehnende Herz fällt) — ich sage, dies Bedürfniß, den zu raschen Uebergang von der ersten zur zweiten Elegie durch langsameren Fortschritt der Begebnisse vermittelt sehn zu wollen, hätte vielleicht in den beiden von Göthe selbst ausgelassenen Elegien seine Befriedigung gefunden. Schade nur, daß wir von diesen nichts weiter wissen, als daß sie Göthe wegen des verfänglichen Inhalts weggelassen hat. Wie er also hier schon gedichtete und zu Papier gebrachte Zwischenglieder zurückbehalten hat, so hat er an andern Stellen andre Zwischenglieder gar nicht erst gedichtet, sondern ihre Hinzufügung offenbar der Phantasie des Lesers überlassen wollen: auch im weisen Verschweigen liegt die Meisterschaft. Dieser Mangel an mehreren Zwischengliedern der langen Kette hebt keineswegs die Idee eines zusammenhangenden Fortganges der Begebenheiten oder die Möglichkeit einer Ergänzung des Verschwiegnen auf; im Gegentheil, es regt noch mehr die Thätigkeit der eignen Phatasie an und macht gespannter fürs Ganze, ohne die Ruhe der Empfindungen und Betrachtungen in den einzelnen Elegien zu stören. Und so begegnet uns bei dieser Komponirung

des großen Ganzen wieder daſſelbe, was uns am Sichtlichſten bei den dramatiſchen Werken, aber auch ganz verſtändlich bei jedem lyriſchen Gedicht, zumal Göthes, begegnet: der Dichter punktirt, und wir, in ſeine Seelenſzene uns verſetzend, verbinden die Punkte zu Linien; er zieht Linien, und wir verbinden ſie zu Flächen; er malt Flächen, und wir verbinden ſie zu Körpern; mit Einem Worte, er ſtellt aus dem innerlich klar ſich bewußten Ganzen Einzelheiten, Bruchſtücke hin, und wir ſtreben danach, dieſe Bruchſtücke zu einem vollſtändigen Bilde, wie es in ihm lebt und webt, zuſammenzuſtellen*). Warum macht er es ſo? — Erſtlich, wo ſollte er anfangen und wo aufhören, wenn er das ganze Bild vollſtändig und noch dazu im innern Zuſammenhange mit früheren, vorangegangenen Bildern und demgemäß auch dieſe früheren Bilder wieder vollſtändig und in ihrem noch früheren Zuſammenhange darſtellen ſollte? Zweitens, wie gering und wie wenig ſelbſtſchöpferiſch würde dann die eigne Thätigkeit ſein! und eben deshalb wie gering ſein Intereſſe und wie langweilig ſein Studium, wenn nur Reproduktivität und nicht auch Produktivität in Anſpruch genommen wird? Drittens, wie relativ wäre die Forderung ſolcher Vollſtändigkeit nach der verſchiedenen Subjektivität und Individualität der Leſenden! Endlich, wer will es wagen, nach eigner Individualität und eignem Bedürfniß dem Genius der Muſen Grenzen zu ziehen und Geſetze vorzuſchreiben? Sind doch ſelbſt unſre alltäglichſten, trivialſten Mittheilungen an die vertrauteſten Unſrigen nichts weiter als Bruchſtücke und können auch nichts Anderes als Bruchſtücke ſein! —

Wir kehren zur Hauptſache zurück. Es wird nicht ſchwer ſein, den durch ſämmtliche Elegien durchgehenden hiſtoriſchen Faden aus ihnen ſelbſt, auch mit Auslaſſung der fehlenden Zwiſchenglieder, aufzurollen. Allerdings müſſen wir einzelne Hemmniſſe dabei unberückſichtigt laſſen oder beſeitigen, und das können wir um ſo mehr, da ſie meiſtens in Nebenſächlichem ſich finden. Nur Ein Hemmniß führe ich beiſpielsweiſe hier an.

Es ſoll, nach obigen Darlegungen, in dieſem einheitlichen Ganzen wie von Einem Liebenden (dem Dichter) ſo auch nur von Einem Liebesverhältniß deſſelben, alſo von Einer Geliebten die Rede ſein. Daß

*) Vergl. meine Abhandlung: Ueber Göthes Lieblingswendungen und Lieblingsausdrücke, 1840, §. 7 ꝛc.

dieſe Geliebte in Einer Elegie (der achtzehnten) mit Namen genannt wird (Fauſtine), in allen übrigen aber ungenannt bleibt, kann keinen Anſtoß erregen, eben ſo wenig, daß nur in zwei Elegien (Nr. II und Nr. XV) die Mutter und zwar, wenigſtens offenbar in der erſteren dieſer beiden, als wiſſend um das Liebesverhältniß der Tochter dargeſtellt wird, während von einem um das Liebesgeheimniß nicht mitwiſſenden und daher vermiedenen und getäuſchten Oheim der Geliebten in der fünfzehnten und ſechszehnten die Rede iſt. Wohl aber tritt uns die ſechste Elegie hindernd entgegen. Nämlich in ihr iſt die Geliebte eine Wittwe mit einem jungen Söhnchen. Ihre Armuth und die ihr vom Liebenden geſchenkten Kleider ſtimmen mit der Freigebigkeit des Letzteren in der zweiten Elegie ſehr wohl zuſammen. Daß ſie, wie ſie ſagt, jung war, iſt auch nicht ſtörend; ſie iſt deshalb jetzt noch nicht alt, und daß ihre allerfrühſten Blüthenjahre in die Zeit ihres Liebesverhältniſſes zum Dichter gefallen wären, iſt nirgend angedeutet. Aber daß der Dichter ſie in drei Elegien (in Nr. IX, Nr. XVII und Nr. XIV) mit dem Namen „Mädchen" bezeichnet — (in den übrigen heißt ſie bald die Liebſte, wie in Nr. II, V, XII und XV, bald die Geliebte, wie in Nr. III, VIII und XV, oder Liebchen, wie in Nr. XII, oder Beſte, wie in Nr. XVI) — das muß auffallen. Wenn nun auch von dieſen drei Fällen der letzte (Nr. XIV) erklärlich wäre, da hier der Dichter den Ausdruck Mädchen in der an ſeinen Diener gerichteten Rede gebraucht und gegen dieſen vielleicht die näheren Verhältniſſe ſeiner Geliebten zu verſchweigen Grund haben mag: ſo läßt ſich doch in den beiden andern Fällen (Nr. IX und Nr. XVII) der Name „Mädchen" nicht ſo leicht rechtfertigen, da der Dichter zu ſich ſelbſt ſpricht. Dieſer Zwieſpalt iſt ſchwer zu löſen. Allein ehe wir um ſeinetwillen die ſchöne Idee einer einzigen Geliebten des Dichters aufgeben ſollten, lieber möchten wir doch durchgehends in allen Elegien ſeine Geliebte als Wittwe denken und den zwei- oder dreimal gebrauchten Namen „Mädchen" für einen illuſoriſchen Ausdruck des liebebeſeligten Poeten anſehn, zumal bei der glühenden Sehnſucht der neunten und dem frohen Behagen der ſiebzehnten Elegie. Erhöbe ſich aber gegen ſolche Illuſion zu viel Widerſpruch, ſo würden wir lieber die ganze ſechste Elegie, ſo ſchön ſie auch iſt, als einen ſpätern Zuſatz und Einſchub betrachten und ſonach wenigſtens aus dem Ganzen wegdenken, wenn wir nur nicht die Idee Einer einzigen Geliebten aufzugeben brauchen.

Verſuchen wir nun zunächſt, mit Umgehung ſolcher einzelnen Difficultäten, die Begebniſſe und Zuſtände der Elegien nach der Reihe möglichſt kurz an Einem hiſtoriſchen Faden aufzurollen.

(I) Der Dichter fühlt tief die Sehnſucht nach Liebe, (II) und hat bald Gelegenheit, ſie zu ſtillen, denn er findet eine Geliebte, welche an ihm treu hangt und durch ihn das Leben froh genießt. (III) Sie hat ſich ihm ergeben, und wie in der alten ſeligen Götterwelt, ſo folgen ſich ſchnell Blick, Begierde und Genuß. (IV) Wohl erinnert er ſich auch ſeines früheren Liebesglücks, doch verweht er dieſe Erinnerung durch das ſelige Gefühl, jetzt von einer Römerinn gefeſſelt zu ſein. (V) Dabei verſäumt er keineswegs ſeine antiken Studien, und ſelbſt durch ſein Liebesverhältniß ſieht er ſich in der Kenntniß und Ausübung der Kunſt gefördert. (VI) Verleitet durch feindſelige Verleumdungen und Klätſchereien Anderer hat er ſeine Geliebte mit tadelnden Worten innig betrübt, auch wohl angedeutet, ſie verlaſſen zu wollen. Ihre Vorwürfe hierüber bekunden ihre Unſchuld und Treue. Er ſchämt ſich ſeiner Schuld und geſteht ſich ſelber die dauernde Flamme ſeiner Liebe. (VII) Und ſo laſſen ihn Rom und ſeine Liebe die Nordiſche Heimat leicht vergeſſen und ſich glücklich wie im Olymp fühlen. (VIII) Beſuche und Geſpräche ſetzen ſich regelmäßig fort. Auf die Mittheilung über ihre Jugend und namentlich darüber, daß ſie als Kind nicht beſonders gefallen habe, erwiedert er, daß er ſie ſich doch gern als ein beſonderes Kind denke: der Weinſtockblüthe fehle Bildung und Farbe, und doch entzücke die reife Beere. (IX) Nun ſchildert er das Auflodern und allmälige Verlöſchen der Flamme auf dem Kamin beim nächtlichen Herzensfeſt, (X) faßt den Vorſatz, ſich der Gegenwart zu freuen, ehe er zum Orkus hinabſteigt, (XI) fühlt in ihrer Nähe die Anweſenheit aller Götter bis auf die trockne Minerva, (XII) und winkt der Geliebten zum Eleuſiniſchen Myrtenplätzchen, wo ihr und ihm ſelige Zufriedenheit erblüht. (XIII) Aber er empfindet wieder, trotz des vielfach dargebotenen Stoffes zum Geſange, bei Amors Spielen den Verluſt an Zeit, Kraft und Beſonnenheit, und doch kann er ſich von der Schönheit nicht losreißen. (XIV) Er erwartet ſie wieder, der Abend ſchleicht ihm zu langſam heran, darum läßt er ſchon frühe ſich die Lampe anzünden. (XV) Ein neuer Beſuch, liſtig voraus angekündigt von der Geliebten und unter erhabnen Betrachtungen über die Weltſtadt Rom ſehnlichſt erwartet. (XVI) Ein andres verab-

redetes Zuſammenkommen im Weingarten der Geliebten wird durch einen komiſchen Irrthum vereitelt: er hält eine Vogelſcheuche für ihren hin und herwankenden Oheim. (XVII) So unangenehm ihm das Hundegebell iſt, ſo hört er doch nur zu gerne das Bellen des Nachbarhundes, denn entweder erinnert es ihn an frühere Beſuche der Geliebten, oder läßt ihn auf einen neuen Beſuch hoffen. (XVIII) Je mehr er ſich immer deutlicher von ihrer Treue überzeugt, deſto glücklicher macht ihn ſeine Liebe und ſein Liebesverhältniß zu ihr. (XIX) Zwar ſind Fama und Amor wie von jeher ſo auch hier in Streit, und ſchon fängt Fama an, von ſeinem Verhältniß zu plaudern, allein er duldet gelaſſen und ruhig ihr Geſchwätz, denn ihn beſeligt der mächtigere Amor. (XX) So ſehr er aber ſonſt an der Hand der Verſchwiegenheit ſicher durchs Leben gegangen, ſo öffnen ihm doch jetzt Amor und die Muſen, ſein Liebesglück und ſein poetiſcher Drang den Mund, und ſo ſchließt er mit dem Wunſche: ſeine Liebeslieder, die Zeugen ſeines hohen Glücks, mögen wachſen und blühn und ſich wiegen im Hauch der Liebe und zuletzt den Römern das Geheimniß ſeines Glückes entdecken.

Man wird nach dieſer Ueberſicht eingeſtehn, daß ſich wirklich Ein Faden durch das Ganze hindurchzieht, bald enger verbindend, wie z. B. in Nr. I, II, III und IV, ferner in No. IX, X, XI und XII, oder in Nr. XIV, XV und XVI, und in Nr. XIX und XX, bald etwas loſer verknüpfend, wie in Nr. V und VI, XIII, und XIV, XII und XIII. Und wenn man nur nicht äußere Handlungen, äußere Erlebniſſe, äußere Abenteuer überall und immer ſuchen und aufſpüren will, ſondern in dem Ganzen ein inneres Seelenleben, eine fortlaufende Herzensgeſchichte, eine innere Liebesſzenerie, hie und da an äußere, dem Fremden mehr oder minder intereſſante, den Liebenden aber und den ihnen Nachfühlenden und Nachempfindenden immer bedeutungsvolle Ereigniſſe, Begebenheiten, Erlebniſſe angelehnt, erwarten will und im Innern gleiche dramatiſche Elemente wie im Aeußern findet: ſo wird man ſich überzeugen, daß in dieſen 20 Elegien als einem einheitlichen Ganzen, ein inneres fortſchreitendes Herzenserlebniß, ein, daß ich ſo ſage, innerer Liebesroman einfach aufgerollt vor unſre Seele tritt. Aehnliches, obwohl mehr verdeutlicht durch Andeutungen von einer Verflechtung äußerer Begegniſſe, dagegen aber auch mehr geſtört durch ſpätere Einſchiebungen, werden wir unten (§. 30, Nr. 7) im Sonettenzyklus wiederfinden. Göthe deutet freilich

weder bei dieſem Elegienzyklus noch bei jenem Sonettenzyklus (wohl aber bei dem Zyklus der Balladen von der ſchönen Müllerinn) auf eine Abſicht der Darſtellung eines ſolchen innerlich ſich durchziehenden Fadens, eines ſolchen zuſammenhangenden Ganzen irgend wie anders hin, als durch einfache Zuſammenſtellung und Fortnumerirung der einzelnen Elegien. Das kann uns aber nicht irre machen. Entweder hat er ſich ſelbſt nicht von dieſer Kunſtkompoſition Rechenſchaft gegeben, unbewußt, wie ſo oft, der ſchönen Leitung ſeines hohen Genius; oder er hat nicht Luſt gehabt, poetiſche Schöpfungen überallhin ſelbſt zu erklären und dem denkenden Leſer nichts übrig zu laſſen.

Wir gehn nun im folgenden Paragraphen zu den einzelnen Perlen dieſes ungemein ſchönen Elegienſchmuckes über und betrachten jede einzelne als ein für ſich beſtehendes kleineres Ganze in ihrer Abgetrenntheit von den übrigen.

§. 26.

Fortſetzung. Sämmtliche Römiſche Elegien.

I.

Erſte Elegie.

Saget, Steine, mir an, o ſprecht, ihr hohen Paläſte!
  Straßen, redet ein Wort! Genius, regſt du dich nicht?
Ja, es iſt Alles beſeelt in deinen heiligen Mauern,
  Ewige Roma; nur mir ſchweiget noch Alles ſo ſtill.
O wer flüſtert mir zu, an welchem Fenſter erblick' ich
  Einſt das holde Geſchöpf, das mich verſengend erquickt?
Ahn' ich die Wege noch nicht, durch die ich immer und immer,
  Zu ihr und von ihr zu gehn, opfre die köſtliche Zeit?
Noch betracht' ich Kirch' und Palaſt, Ruinen und Säulen,
  Wie ein bedächtiger Mann ſchicklich die Reiſe benutzt.

Doch bald iſt es vorbei; dann wird ein einziger Tempel,
Amors Tempel nur ſein, der den Geweihten empfängt.
Eine Welt zwar biſt du, o Rom; doch ohne die Liebe
Wäre die Welt nicht die Welt, wäre denn Rom auch nicht Rom.

Dieſe einleitende Elegie weiſt uns auf den Gedanken hin: ohne Liebe überall Tod, in der Liebe überall Leben, und führt uns des Dichters Sehnſucht nach Liebe vors Auge.

Das Geſchöpf, das mich verſengend erquickt. Man wird bei dem Ausdruck mich verſengend unwillkürlich an die ſüdliche Gluth der ſüdlichen Liebe und an ihre Gegenüberſtellung und Vergleichung mit der Wärme und Mäßigung Deutſcher und zunächſt Weimariſcher Herzensangelegenheiten erinnert.

Opfre die köſtliche Zeit. In nachfolgenden Elegien ſpricht der Dichter theils entſchuldigend, theils rechtfertigend, oft von dem Zeitverluſt, den ſeine Liebesverhältniſſe für ſeine ernſtlicheren Studien in Kunſt und Wiſſenſchaft herbeiführen. Vergl. namentlich die fünfte Elegie.

Der den Geweihten empfängt, d. h. mich den Eingeweihten, ſo daß ich eingeweiht werde; eine ſchon aus den alten Sprachen ſehr bekannte poetiſche Konſtruktion (Prolepsis).

II.

Zweite Elegie.

Ehret, wen ihr auch wollt! Nun bin ich endlich geborgen!
Schöne Damen und ihr Herren der feineren Welt,
Fraget nach Oheim und Vetter und alten Muhmen und Tanten;
Und dem gebundnen Geſpräch folge das traurige Spiel.
Auch ihr Uebrigen fahret mir wohl, in großen und kleinen
Zirkeln, die ihr mich ſo oft nah der Verzweiflung gebracht.
Wiederholet, politiſch und zwecklos, jegliche Meinung,
Die den Wandrer mit Wuth über Europa verfolgt.

So verfolgte das Liedchen Malbrough den reisenden Britten
Einst von Paris nach Livorn, dann von Livorno nach Rom,
Weiter nach Napel hinunter; und war er nach Smyrna gesegelt,
Malbrough! empfing ihn auch dort! Malbrough im Hafen das Lied.
Und so mußt' ich bis jetzt auf allen Tritten und Schritten
Schelten hören das Volk, schelten der Könige Rath.
Nun entdeckt ihr mich nicht so bald in meinem Asyle,
Das mir Amor der Fürst, königlich schützend, verlieh.
Hier bedecket er mich mit seinem Fittig; die Liebste
Fürchtet, Römisch gesinnt, wüthende Gallier nicht;
Sie erkundigt sich nie nach neuer Mähre, sie spähet
Sorglich den Wünschen des Manns, dem sie sich eignete, nach.
Sie ergetzt sich an ihm, dem freien, rüstigen Fremden,
Der von Bergen und Schnee, hölzernen Häusern erzählt;
Theilt die Flammen, die sie in seinem Busen entzündet,
Freut sich, daß er das Gold nicht wie der Römer bedenkt.
Besser ist ihr der Tisch nun bestellt; es fehlet an Kleidern,
Fehlet am Wagen ihr nicht, der nach der Oper sie bringt.
Mutter und Tochter erfreun sich ihres nordischen Gastes,
Und der Barbare beherrscht Römischen Busen und Leib.

Des Dichters Sehnsucht hat ihr Ziel erreicht. Nun ist er die langweiligen Familiengeschichten, das seichte Spiel und die ewigen, ihn anwidernden politischen Gespräche und sonstigen geselligen Unterhaltungen los. Denn er fand die „Liebste", die an ihm, dem nordischen Fremden, innig hangt, seine Freigebigkeit froh genießt und sich, eine Römerinn, ihm, dem Barbaren, hingiebt.

Ursprünglich war diese Elegie die vierte. Göthe hat aber die zweite und die dritte Elegie wegen des verfänglichen Inhalts weggelassen.

Ehret, nämlich durch Besuche und Einladungen. — Geborgen vor dem faden Alltagsumgange und seinen langweiligen Formen und Normen. — Dem gebundnen Gespräch, gebunden durch die leidige Konvenienz. Solcherlei Formen und Normen und Konvenienzen und sonstige Gebundenheiten hatten ja dem Dichter das Hofleben in Weimar höchst widerlich gemacht und machen müssen. — Die ihr mich oft nah der Verzweiflung gebracht durch seichte, langweilige oder

fanatiſche Unterhaltungen, beſonders politiſches Inhalts, wie den Britten durch das Liedchen von Marlborough, das ihm, auch noch ſo weit von der Heimat entflohn, doch immer wieder aufgetiſcht wurde*). Das

*) Das Volkslied: „Malbrough s'en va-t-en guerre" iſt durch die ganze Welt verbreitet geweſen, von Paris bis Konſtantinopel, ja bis zu den Hottentotten am Cap, und ſeine Melodie exiſtirt, wenn Chateaubriand und Jacob recht berichten, ſchon ſeit 600 Jahren bei den Arabern. Es iſt offenbar nicht nach Marlboroughs Tode (1722 auf ſeinem Luſtſchloß Windſor-Lodge) gedichtet, ſondern vielleicht unmittelbar nach der Schlacht von Malplaquet (1709), in welcher ſich das Gerücht verbreitet hatte, Marlborough ſei gefallen. Die Franzoſen vergaßen ihre Beſiegung trotz Noth und Mangel bei Geſang und Saitenſpiel im Lager von Quesnoy, und da mag denn wohl ein kriegeriſcher Troubadour, der die längſt vorhandne Melodie kannte, derſelben den einfachen Text, geſtützt auf das berührte Gedicht, glücklich untergelegt haben. Das Lied erhielt ſich bloß im Munde des Franzöſiſchen Volkes. Eine junge, heitre Bäuerinn, Poitrine, 1781 zur Amme des erſten Sohns der Königinn Marie Antoinette angenommen, ſang mit dem Liede den Säugling oft genug ein. Der Königinn gefiel das Lied; bald ſang auch ſie es, und der König brummte es mit. Die Hofleute konnten nun nicht zurückbleiben, Alles ſang dies Marlboroughliedchen bei Hof und in der Stadt, und ſo verbreitete es ſich bald durch ganz Frankreich, ging nach England über und wanderte auch nach Deutſchland. Durch Beaumarchais's Einlegung dieſes Liedes in ſeine „Hochzeit des Figaro" (der Page Cherubin ſingt ſtatt des Refrains: mironton-mirontaine ſtets: „que mon coeur a de peine!") ward es erſt recht bekannt und griff faſt epidemiſch um ſich, wie Göthes obige Verſe andeuten. Nachher verjagte zwar Ça ira den Marlborough, aber ſelbſt Napoleon ſoll es noch immer ſo im Kopfe gehabt haben, daß er ſelten ſein Schlachtroß beſtieg, ohne das Lied für ſich hinzubrummen. Auch wurde die Melodie das Thema eines Franzöſiſchen Lieblingsmarſches, den Beethoven in ſeiner Symphonie: „Die Schlacht von Vittoria" ertönen läßt. In Europa iſt dies Volkslied ganz in Vergeſſenheit gerathen. Da man es jetzt überhaupt ſelten findet, mag es hier eine Stätte erhalten.

Mort et convoi de l'invincible Malbrough.

Malbrough s'en va-t-en guerre,
Mironton, mironton, mirontaine,
Malbrough s'en va-t-en guerre,
Ne sait, quand reviendra.

Jahr ſeiner Reiſe bot vorzugsweiſe Stoff zu politiſchen Geſprächen und Zänkereien, die Göthe immer gehaßt und geflohn hat und hier in Italien, im Lande der Kunſt und der Liebe, bei ſeiner unüberwindlichen Neigung

---

Il reviendra z-à Paques,
Mironton, mironton, mirontaine,
Il reviendra z-à Paques,
Ou à la Trinité.

La Trinité se passe,
Malbrough ne revient pas.

Madame à sa tour monte
Si haut qu'ell' peut monter.

Elle aperçoi son page
Tout de noir habillé.

Beau page, ah! mon beau page,
Quell' nouvelle apportez?

Aux nouvell's que j'apporte,
Vos beaux yeux vont pleurer.

Quittez vos habits roses
Et vos satins brochés.

Monsieur d' Malbrough est mort,
Est mort et enterré.

J' l'ai vu porter en terre
Par quatre z-officiers.

L'un portait sa cuirasse,
L'autre son bouclier.

L'un portait son grand sabre,
L'autre ne portait rien.

zu behaglicher Ruhe und freundlichem Frieden, da er ſich den Muſen, die nichts mehr als innern und äußern Frieden lieben, mit offnen Armen in herzinnigem Verlangen hingab, wohl am meiſten wie die Peſt zu fliehn geneigt ſein mußte. — Nach neuer Mähre; ſehr paſſend iſt dieſer Ausdruck gewählt, da unter manchem Wahren auch tauſende von Mährchen den Ritt um die Welt machten und auch in Rom einpaſſirten. —

A l'entour de sa tombe
Romarins l'on planta.

Sur la plus haute branche
Le rossignol chanta.

On vit voler son ame
Au travers des lauriers.

Chacun mit ventre à terre
Et puis se releva.

Pour chanter les victoires,
Que Malbrough remporta.

La cérèmonie faite
Chacun s'en fut coucher.

Les uns avec leurs femmes,
Et les autres tout seuls.

Ce n'est pas qu'il en manque,
Car j'eu connais beaucoup.

Des blondes et des brunes
Et des chataign's aussi.

J' n'en dis pas davantage,
Mironton, mironton, mirontaine,
J' n'en dis pas davantage,
Car en voilà z-assez.

Daß er das Gold ꝛc.; Aufwand und Geld ſind bei ſolchen Verhältniſſen natürlich dringend nothwendig. — Der Barbare für Barbar, wie der Prophete ſtatt Prophet, Sophiſte ſtatt Sophiſt, Prälate ſtatt Prälat, u. ſ. w. Der Ausdruck Barbar heißt hier nicht bloß Fremder, ſondern iſt mit ſeiner Nebenbedeutung aufzufaſſen und weniger auf den Dichter ſelbſt als auf ſeine nordiſche, barbariſche (Deutſche, im Gegenſatz zu Italien) Heimat, in ſofern ſie dem Italiener hinſichts des Klimas, der Kunſt u. ſ. w. als ſolche erſcheinen und vom Dichter auch wohl der Liebſten geſchildert ſein mag, zu beziehn. Und ſo heißt und der Barbare beherrſcht ſo viel als: und er, obwohl Barbar beherrſcht dennoch ꝛc.

III.

Dritte Elegie.

Laß dich, Geliebte, nicht reu'n, daß du mir ſo ſchnell dich ergeben!
Glaub' es, ich denke nicht frech, denke nicht niedrig von dir.
Vielfach wirken die Pfeile des Amor: einige ritzen
Und vom ſchleichenden Gift kranket auf Jahre das Herz.
Aber mächtig befiedert, mit friſch geſchliffener Schärfe,
Dringen die andern ins Mark, zünden behende das Blut.
In der heroiſchen Zeit, da Götter und Göttinnen liebten,
Folgte Begierde dem Blick, folgte Genuß der Begier.
Glaubſt du, es habe ſich lange die Göttinn der Liebe beſonnen,
Als im Idäiſchen Hain einſt ihr Anchiſes gefiel?
Hätte Luna geſäumt, den ſchönen Schläfer zu küſſen,
O, ſo hätt' ihn geſchwind, neidend, Aurora geweckt.
Hero erblickte Leandern am lauten Feſt, und behende
Stürzte der Liebende ſich heiß in die nächtliche Flut.
Rhea Sylvia wandelt, die fürſtliche Jungfrau, der Tiber
Waſſer zu ſchöpfen, hinab und ſie ergreifet der Gott.
So erzeugte die Söhne ſich Mars! — Die Zwillinge tränket
Eine Wölfinn, und Rom nennt ſich die Fürſtinn der Welt.

Die Geliebte hat sich ihm schnell ergeben, und er beruhigt sie über diese Schnelligkeit. Wo Amors Pfeil bloß ritzt, da krankt jahrelang das Herz; wo er ins Mark dringt, lodert die Flamme augenblicklich und für lange empor. So ist es in den Götterkreisen und in der Heroenwelt auch gewesen: Blick, Begierde und Genuß folgten schnell auf einander.

Anchises, Herrscher in Dardanus, Sohn des Kapys und der Themis. Venus, von seiner Schönheit hingerissen, erschien ihm einst (auf dem Berge Ida oder am Strome Simois bei Troja) als Phrygische Hirtinn, gab sich ihm hin und gebar den Aeneas, der späterhin nach Italien kam und Stammvater der Römer wurde. — Hero, eine Priesterinn der Venus zu Sestos auf der Thraziſchen Küste, und Leander aus Abydos sahn sich auf einem Venusfeste und entbrannten in Liebe zu einander. Aber ihre Eltern und die Göttinn selbst wollten nicht ihre Verbindung. Der Jüngling schwamm allnächtlich über den Hellespont zur Geliebten; in einer Winternacht ertrank er, und Hero stürzte sich, als sie die Leiche erblickte, ins Meer. (Lord Byron ist im Jahr 1810 glücklich über den Hellespont geschwommen.) — Rhea Sylvia oder Ilia, Tochter des Numitor, von ihrem Oheim dem Dienste der Vesta geweiht, wurde durch Mars Mutter des Romulus und Remus, die von einer Wölfinn gesäugt wurden. —

IV.

Vierte Elegie.

Fromm sind wir Liebende, still verehren wir alle Dämonen,
Wünschen uns jeglichen Gott, jegliche Göttinn geneigt.
Und so gleichen wir euch, o Römische Sieger! den Göttern
Aller Völker der Welt bietet ihr Wohnungen an,
Habe sie schwarz und streng aus altem Basalt der Aegypter,
Oder ein Grieche sie weiß, reizend, aus Marmor geformt.
Doch verdrießet es nicht die Ewigen, wenn wir besonders
Weihrauch köstlicher Art Einer der Göttlichen streun.

Ja wir bekennen euch gern, es bleiben unſre Gebete,
Unſer täglicher Dienſt Einer beſonders geweiht.
Schalkhaft, munter und ernſt begehen wir heimliche Feſte,
Und das Schweigen geziemt allen Geweihten genau.
Eh' an die Ferſe lockten wir ſelbſt, durch gräßliche Thaten,
Uns die Erinnyen her, wagten es eher, des Zeus
Hartes Gericht am rollenden Rad und am Felſen zu dulden,
Als dem reizenden Dienſt unſer Gemüth zu entziehn.
Dieſe Göttinn, ſie heißt Gelegenheit; lernet ſie kennen!
Sie erſcheinet euch oft, immer in andrer Geſtalt.
Tochter des Proteus möchte ſie ſein, mit Thetis gezeuget,
Deren verwandelte Liſt manchen Heroen betrog.
So betriegt nun die Tochter den Unerfahrnen, den Blöden;
Schlummernde necket ſie ſtets, Wachenden fliegt ſie vorbei;
Gern ergiebt ſie ſich nur dem raſchen, thätigen Manne;
Dieſer findet ſie zahm, ſpielend und zärtlich und hold.
Einſt erſchien ſie auch mir, ein bräunliches Mädchen, die Haare
Fielen ihr dunkel und reich über die Stirne herab,
Kurze Locken ringelten ſich ums zierliche Hälschen,
Ungeflochtenes Haar krauſte vom Scheitel ſich auf.
Und ich verkannte ſie nicht, ergriff die Eilende, lieblich
Gab ſie Umarmung und Kuß bald mir gelehrig zurück.
O wie war ich beglückt! — Doch ſtille, die Zeit iſt vorüber,
Und umwunden bin ich, Römiſche Flechten, von euch.

Die beiden Liebenden verehren alle höhern und niedern Gottheiten, vorzugsweiſe aber die Göttinn der eilenden, ewig veränderlichen Gelegenheit, welche bloß der Raſche und Thätige zu ergreifen und feſtzuhalten verſteht. Einſt hatte auch der Dichter die Eilende ergriffen und war beglückt. Doch ſchweigt er von vergangnem Glück, ihn hat jetzt eine Römerinn gefangen.

Fromm im antiken Sinne des Worts. — Wohnungen, Tempel. — Eh' an die Ferſen lockten wir ꝛc., d. h. lieber würden wir die Erinnyen (Rachegöttinnen, Furien) hinter uns (uns verfolgend) ſehen, lieber uns vom Zeus mit dem Rade (wie weiland Ixion) oder am Felſen (wie Prometheus) geſtraft ſehn, als dem Dienſt der Gelegenheits-

göttinn uns entziehn. — Die ältere Lesart „eher lockten wir selbst an die Ferſen“ iſt beſſer; die falſche Veränderung des eher in ehe macht den Satz unklar. — Tochter des Proteus möchte ſie ſein; Proteus, ein wahrſagender Meergreis, konnte alle Geſtalten annehmen. — Thetis, eine Meernymphe, Tochter des Nereus, verwandelte ſich, da ſie ſich in ihres Vaters Willen nicht fügen und mit Peleus nicht vermälen wollte, bald in Feuer, bald in Waſſer, bald in ein Thier, bis ſie ſich endlich in ihres Vaters Willen ergeben mußte, mit Peleus ſich vermälte und den Achilleus gebar. — So betriegt nun ꝛc., ſo weiß der Unerfahrene, der Blöde nicht die Gelegenheit zu ergreifen und läßt ſie unbenutzt vorübergehn. — Einſt erſchien ſie auch mir, in Deutſchland. Es läßt ſich nicht mit Sicherheit herausfinden, an welche ſeiner Geliebten der Dichter hier gedacht. Der Ausruf: „o wie war ich beglückt“ paßt wohl auf alle, am meiſten auf Gretchen, Friederike und Lili, ſo wie auch die Idee der Gelegenheitsgöttinn. Die hier dargebotne Beſchreibung des Aeußeren paßt auf keine ganz genau, auch auf Friederike nicht, wie Viehoff (ſiehe oben) vermuthet. Daß der Dichter aber eine Deutſche Geliebte hier im Sinne habe, geht aus dem nachfolgenden Gegenſatze „und umwunden bin ich, Römiſche Flechten, von euch“ deutlich hervor, es müßten denn, was nicht zu vermuthen ſteht, die Römiſchen Flechten den Flechten andrer Italienerinnen entgegengeſetzt ſein. — Römiſche Flechten im Gegenſatz zu dem ungeflochtnen Haar der früheren Geliebten. Sehr paſſend und ſchön iſt das Bild der ihn umwindenden, umflechtenden Flechten. —

V.

Fünfte Elegie.

Froh empfind' ich mich nun auf klaſſiſchem Boden begeiſtert;
Vor- und Mitwelt ſpricht lauter und reizender mir.
Hier befolg' ich den Rath, durchblättre die Werke der Alten
Mit geſchäftiger Hand, täglich mit neuem Genuß.

Aber die Nächte hindurch hält Amor mich anders beſchäftigt;
Werd' ich auch halb nur gelehrt, bin ich doch doppelt beglückt.
Und belehr' ich mich nicht, indem ich des lieblichen Buſens
Formen ſpähe, die Hand leite die Hüften hinab?
Dann verſteh' ich den Marmor erſt recht; ich denk' und vergleiche,
Sehe mit fühlendem Aug', fühle mit ſehender Hand.
Raubt die Liebſte denn gleich mir einige Stunden des Tages,
Giebt ſie Stunden der Nacht mir zur Entſchädigung hin.
Wird doch nicht immer geküßt, es wird vernünftig geſprochen;
Ueberfällt ſie der Schlaf, lieg' ich und denke mir viel.
Oftmals hab' ich auch ſchon in ihren Armen gedichtet,
Und des Hexameters Maß leiſe mit fingernder Hand
Ihr auf dem Rücken gezählt. Sie athmet in lieblichem Schlummer,
Und es durchglühet ihr Hauch mir bis ins Tiefſte die Bruſt.
Amor ſchüret die Lamp' indeß und denket der Zeiten,
Da er den nämlichen Dienſt ſeinen Triumvirn gethan.

Am Tage ſtudirt er die Vor- und Mitwelt in Anſchauung und in ſchriftſtelleriſchen Werken mit immer neuem Genuß; des Nachts folgt er dem Amor. So wird er „halb gelehrt und doppelt beglückt.“ Aber auch die Nacht belehrt ihn in richtiger Erkennung der Kunſt, und ſo kann er dafür auch einige Stunden des Tages dem Amor weihen, zumal da auch in der Nacht vernünftige Geſpräche ihn fördern und er, wann die Geliebte entſchlummert, dichten und das Hexametermaß mit fingernder Hand auf dem Nacken der Schlummernden lernen kann, wobei denn Amor ſeine Flamme ſchürt und ihn in die Zeit der alten, auf gleiche Weiſe glücklich liebenden Triumvirn zurückverſetzt.

Den Marmor, d. h. die Gebilde aus Marmor. — Des Hexameters Maß. Göthe hatte in Weimar die erſten ſchwachen Verſuche im Hexameter gemacht. Wie ſchnell er ſich vervollkommnet, beweiſen dieſe Elegien, welche, wenn auch noch oft gegen Rhythmik und Proſodik gefehlt iſt, doch einen gar herrlichen Klang haben und des Dichters ausgezeichnetes Talent, auch ohne daß er Regeln ſich ableitete oder gar ſtudirte, das Richtige und Schöne zu treffen, aufs Deutlichſte bekunden. Seine ſpäteren Hexameter, namentlich in Hermann und Dorothea, ſind nicht regelrechter oder ſchöner als die Hexameter dieſer Elegien. —

Triumvirn; welche — (wir machen dieſen Zuſatz nicht ohne Bezug auf ſämmtliche Römiſche Elegien Göthes) — die Vornehmheit und Behaglichkeit hatten, Beſuche weniger zu machen als anzunehmen.

VI.

Sechste Elegie.

„Kannſt du, o Grauſamer! mich in ſolchen Worten betrüben?
Reden ſo bitter und hart liebende Männer bei euch?
Wenn das Volk mich verklagt, ich muß es dulden! und bin ich
Etwa nicht ſchuldig? Doch ach! ſchuldig nur bin ich mit dir!
Dieſe Kleider, ſie ſind der neidiſchen Nachbarinn Zeugen,
Daß die Wittwe nicht mehr einſam den Gatten beweint.
Biſt du ohne Bedacht nicht oft bei Mondſchein gekommen,
Grau, im dunkeln Sürtout, hinten gerundet das Haar?
Haſt du dir ſcherzend nicht ſelbſt die geiſtliche Maske gewählet?
Solls ein Prälate denn ſein! gut, der Prälate biſt du.
In dem geiſtlichen Rom (kaum ſcheint es zu glauben, doch ſchwör' ich)
Nie hat ein Geiſtlicher ſich meiner Umarmung gefreut.
Arm war ich leider! und jung und wohl bekannt den Verführern.
Falconieri hat mir oft in die Augen gegafft,
Und ein Kuppler Albani's mich, mit gewichtigen Zetteln,
Bald nach Oſtia, bald nach den vier Brunnen gelockt.
Aber wer nicht kam, war das Mädchen. So hab' ich von Herzen
Rothſtrumpf immer gehaßt und Violetſtrumpf dazu.
Denn „ihr Mädchen bleibt am Ende doch die Betrognen"
Sagte der Vater, wenn auch leichter die Mutter es nahm.
Und ſo bin ich denn auch am Ende betrogen! Du zürneſt
Nur zum Scheine mit mir, weil du zu fliehen gedenkſt.
Geh! Ihr ſeid der Frauen nicht werth! Wir tragen die Kinder
Unter dem Herzen, und ſo tragen die Treue wir auch;
Aber ihr Männer, ihr ſchüttet mit eurer Kraft und Begierde
Auch die Liebe zugleich in den Umarmungen aus!" —

Alſo ſprach die Geliebte und nahm den Kleinen vom Stuhle,
Drückt' ihn küſſend ans Herz, Thränen entquollen dem Blick.
Und wie ſaß ich beſchämt, daß Reden feindlicher Menſchen
Dieſes liebliche Bild mir zu beflecken vermocht!
Dunkel brennt das Feuer nur augenblicklich und dampfet,
Wenn das Waſſer die Gluth ſtürzend und jählings verhüllt;
Aber ſie reinigt ſich ſchnell, verjagt die trübenden Dämpfe,
Neuer und mächtiger dringt leuchtende Flamme hinauf.

Die Geliebte macht dem Dichter Vorwürfe, daß er ſie mit tadelnden Worten ſo betrübt: er habe ſie oft beſucht; ſie, die jeder ſonſtigen Verſuchung und Anlockung ſtandhaft widerſtanden, ſei nun von ihm getäuſcht, denn nur in der Abſicht, ſie zu fliehn, zürne er ihr; die Männer hätten nur Begierde, nicht Liebe, und ſeien daher der Frauen nicht werth, welche in ihrem Herzen Treue bewahren. Bei dieſen Vorwürfen, die ſie (Wittwe), den Kleinen mit Küſſen ans Herz drückend, ihm unter Thränen macht, ſchämt er ſich, durch Verleumdungen und Klätſchereien verleitet, das liebliche Bild befleckt zu haben, und geſteht ſich, daß das Feuer der Liebe, durch das jählings herabgeſtürzte Waſſer der Verleumdung nur für den Augenblick dunkel und dampfend geworden, ſich ſchnell von den Dämpfen reinigt und dann mächtiger als früher in hellen Flammen auflodert.

Ohne Bedacht, ohne viele Bedenken. — Prälaten ſind die höchſten Beamten der katholiſchen Kirche, welche eigne Jurisdiktion ausüben („Rothſtrumpf und Violetſtrumpf"). — In dem geiſtlichen Rom; Rom hat gegen 6000 Geiſtliche, darunter 2000 Mönche und 1500 Nonnen. — Kaum ſcheint es zu glauben = kaum ſcheint es glaublich. Die Konſtruktion iſt ungebräuchlich; man ſagt nur: kaum iſt es zu glauben, oder: kaum ſcheint es geglaubt werden zu können. In dem folgenden parenthetiſchen Zuſatz „doch ſchwör' ich" iſt die Auslaſſung des es hart. Daß dieſer Zuſatz wirklich parenthetiſch ſei (ſo wie die Wortr „kaum ſcheint es zu glauben"), ſcheint aus den vorangegangnen Worten „In dem geiſtlichen Rom" und deren Konſtruktionszuſammenhange mit den folgenden Worten „nie hat ein" ꝛc. hervorzugehn. Es wäre alſo beſſer, ſo zu interpungiren: „In dem geiſtlichen Rom (kaum ſcheint es zu glauben, doch ſchwör' ich) nie hat ein

Geistlicher sich meiner Umarmung gefreut." Wenn die Göthische Interpunktion, auf die man sich bekanntlich nirgend verlassen kann (Göthe hat aufs Interpungiren nichts gegeben und dasselbe meistens seinen Schreibern und Korrektoren überlassen), absichtlich von ihm selbst hier so, wie die Ausgaben sie geben, gewählt sein sollte, nämlich so: „In dem geistlichen Rom, kaum scheint es zu glauben, doch schwör' ich: nie hat ein Geistlicher sich meiner Umarmung gefreut.": — dann würde solche Interpunktion darthun, daß Göthe diese Stelle anders als oben gesagt, konstruirt wissen wollte, dann wäre nämlich das vorausgeschickt „In dem geistlichen Rom" anakoluthienartig abgebrochen und die Worte „nie hat" ꝛc. gehörig zu den Worten „schwör' ich" und den vorangehenden Worten „zu glauben", so daß diese beiden Verbindnngen nicht parenthetisch wären und keine Auslassung des Objekts es bei „schwör' ich" statt fände. Allein dieser Anakoluthiekonstruktion dürfte wohl jene parenthetische Verbindung vorzuziehn sein, obgleich in ihr das es vermißt wird und die Stellung „in Rom nie hat" statt „in Rom hat nie" ebenfalls einen ungewöhnlichen Klang, welcher der Anakoluthie ähnelt, in die Periode hereinbringt. Doch wähle hier ein jeder die Interpunktion, wie er wolle: die Gedanken sind klar. — Falconieri, Falkenjäger, Falkner, Falkenier. — Albani, Name einer reichen und berühmten Familie in Rom, aus Albanien herstammend, aus welcher auch ein Pabst (Clemens XI., 1700) und mehrere Kardinäle hervorgegangen. Zur Zeit dieser Elegien war Giovanni Francesco Albani Kardinal, der schon als Jüngling sehr lebensfroh gewesen, und sein Neffe, Giuseppa Albani, ein hoher Geistlicher, später (seit 1801) ebenfalls Kardinal, war auch in der Jugend sehr locker. Vielleicht ist hier der Letztere gemeint. — Ostia. Das alte Ostia war eine Stadt am Ausfluß der Tiber, 15 Miglien von Rom und als dessen Hafen zu betrachten. Das neue Ostia, nahe bei den Trümmern des alten, ist ein kleines Städtchen in ungesunder Gegend und hat einen bischöflichen Palast. — Vier Brunnen in der Via delle quatro fontane, die quer über den Quirinal in südöstlicher Richtung geht. — Reden feindlicher Männer, Verleumdungen und Klätschereien des Neides und der Mißgunst. — Das Feuer der Liebe, das Wasser der Verleumdung. —

VII.

Siebente Elegie.

O wie fühl' ich in Rom mich ſo froh, gedenk' ich der Zeiten,
Da mich ein graulicher Tag hinten im Norden umfing,
Trübe der Himmel und ſchwer auf meine Scheitel ſich ſenkte,
Farb- und geſtaltlos die Welt um den Ermatteten lag,
Und ich über mein Ich, des unbefriedigten Geiſtes
Düſtre Wege zu ſpähn, ſtill in Betrachtung verſank!
Nun umleuchtet der Glanz des helleren Aethers die Stirne;
Phöbus ruſet, der Gott, Formen und Farben hervor.
Sternhell glänzet die Nacht, ſie klingt von weichen Geſängen,
Und mir leuchtet der Mond heller als nordiſcher Tag.
Welche Seligkeit ward mir Sterblichem! Träum' ich? Empfänget
Dein ambroſiſches Haus, Jupiter Vater, den Gaſt?
Ach! hier lieg' ich und ſtrecke nach deinen Knieen die Hände
Flehend aus. O vernimm, Jupiter Xenius, mich!
Wie ich hereingekommen, ich kann's nicht ſagen; es faßte
Hebe den Wandrer und zog mich in die Hallen heran.
Haſt du ihr einen Heroen herauf zu führen geboten?
Irrte die Schöne? Vergieb! Laß mir des Irrthums Gewinn!
Deine Tochter Fortuna ſie auch! Die herrlichſten Gaben
Theilt als ein Mädchen ſie aus, wie es die Laune gebeut.
Biſt du der wirthliche Gott? O dann ſo verſtoße den Gaſtfreund
Nicht von deinem Olymp wieder zur Erde hinab!
„Dichter! wohin verſteigeſt du dich?" — Vergieb mir; der hohe
Kapitoliniſche Berg iſt dir ein zweiter Olymp.
Dulde mich, Jupiter, hier, und Hermes führe mich ſpäter,
Ceſtius Mahl vorbei, leiſe zum Orkus hinab.

Er fühlt ſich in Rom ſo glücklich, nach den düſtern Tagen in der nordiſchen Heimat. Alles ſtrahlt ihm hier hell und froh entgegen, und ſelbſt die Nacht iſt hier ihm heller als im Norden der Tag. Ihn empfängt freundlich des gaſtlichen Jupiters Haus, zu dem er fleht, er möge

ihn nun aus seinem Olymp — der Kapitolinische Berg sei ein zweiter Olymp — nicht verstoßen.

Der Geliebten gedenkt der Dichter in dieser Elegie nicht ausdrücklich, vielleicht deutet er bei den „weichen Gesängen" oder bei Hebe auf sie hin.

Der grauliche Tag, so wie der trübe und schwer sich senkende Himmel und die farb- und gestaltlose Welt im Norden sind entgegengesetzt des Südens hellerem Aether und Phöbus Formen und Farben. — Ueber mein Ich; bezieht sich auf das Studium der Ich-Philosophie d. h. der Fichteschen. — Düstere Wege des mit der spekulativen Philosophie nicht aufs Reine und Klare kommenden Geistes, im Gegensatz zu der heitern Lebensansicht, die in Italiens Kunst und Alterthum sich ihm erschloß. — Farben; je südlicher der Himmel und je reiner die Luft, desto mannigfacher und schöner ist die Farbenpracht. — Die „weichen" (zart-melodischen) Gesänge tönen auf den Straßen in den südlichen Gegenden die Nächte hindurch. — Strecke nach deinen Knieen die Hände flehend aus; im Alterthum umfaßte (wie noch heute bei slavischen Völkern) der Flehende die Kniee dessen, zu dem er flehte oder betete. — Jupiter Xenius d. h. der Gastfreundliche, der Gott der Gastfreundschaft. Sein Hauptsitz war auf dem Kapitol, wo er mehrere Tempel hatte, daher heißt er auch Capitolinus, der Kapitolinische Jupiter. Er ist Vater der Götter und der Menschen. — Hebe, Jupiters Tochter, Göttinn der Jugend, die sie den Sterblichen mittheilt. — Hast du ihr einen Heroen ꝛc.; er dünkt sich einen Heros (Halbgott), da Hebe ihn in Jupiters Olymp hinaufführt, und verweilt gerne in diesem Irrthum. — Fortuna, Göttinn des Glücks, auch sie leitet ihn in den Olymp. Streifen wir das mythologische Gewand ab, so meint der Dichter: meine jugendliche Begeisterung für das Alterthum und namentlich für die alte Kunst hat mich hieher geführt, meine glücklichen Verhältnisse und zufällige Umstände („wie es die Laune gebeut") haben es möglich gemacht, meine begeistrungsvollen Wünsche auszuführen. — Wirthlich = Xenius. — Dichter, wohin ꝛc. Er fühlt den zu kühnen Flug seiner Phantasie, und doch verweilt er gern in ihrem Gebild. — Hermes = Merkur, ein blühender Jüngling, der Gott der List und des Handels, der Götterbote, welcher die Verstorbnen zum Pluto hinabführt. (Es ist wohl nicht

zu billigen, wenn Göthe, wie hier, Griechiſche und Römiſche Götternamen durcheinander wirft). — Ceſtius Male d. h. Denkmale. Ceſtius eine Römiſche Familienbenennung. — Leiſe, denn er wünſcht ſich dereinſt einen ſanften Tod. — Orkus iſt die Unterwelt (Hades). —

VIII.

Achte Elegie.

Wenn du mir ſagſt, du habeſt als Kind, Geliebte, den Menſchen
Nicht gefallen, und dich habe die Mutter verſchmäht,
Bis du größer geworden und ſtill dich entwickelt; ich glaub' es,
Gerne denk' ich mir dich als ein beſonderes Kind.
Fehlet Bildung und Farbe doch auch der Blüthe des Weinſtocks,
Wenn die Beere, gereift, Menſchen und Götter entzückt.

Wenn ſeine Geliebte auch nicht als Kind gefallen habe, bis ſie größer geworden (wie ſie ſelbſt ihm erzählt), ſo denkt er ſie ſich doch gerne als ein beſonderes Kind. So fehlt der Blüthe des Weinſtocks auch Bildung und Farbe, und doch entzückt die reife Beere.

Als ein beſonderes Kind; es iſt nicht recht klar, ob dies heißen ſoll: als ein Kind beſondrer Art, ausgezeichnet vor anderen, eigenthümlich. Der Zuſammenhang ſcheint ſolchen Sinn zu verlangen. — Fehlet Bildung und Farbe ꝛc. Der Wein blüht allerdings nicht hervorſtechend ſchön, obwohl keineswegs die Blüthe bildungs- und farblos iſt. Dieſe Worte ſollen alſo wohl bedeuten: fehlt eine ſchöne Bildung und eine ſchöne Farbe auch der Weinblüthe, ſo entzückt doch die reife Beere.

IX.

Neunte Elegie.

Herbſtlich leuchtet die Flamme vom ländlich geſelligen Herde,
Kniſtert und glänzet, wie raſch! ſauſend vom Reiſig empor.
Dieſen Abend erfreut ſie mich mehr; denn eh' noch zur Kohle
Sich das Bündel verzehrt, unter die Aſche ſich neigt,

Kommt mein liebliches Mädchen. Dann flammen Reiſig und Scheite,
Und die erwärmete Nacht wird uns ein glänzendes Feſt.
Morgen frühe geſchäftig verläßt ſie das Lager der Liebe,
Weckt aus der Aſche behend Flammen aufs Neue hervor.
Denn vor andern verlieh der Schmeichlerinn Amor die Gabe
Freude zu wecken, die kaum ſtill wie zu Aſche verſank.

Ehe noch die Flamme das Bündel Reiſig auf dem Kamin zur Aſche verzehrt, kommt (ſo hofft er) ſeine Geliebte; dann lodert es wieder in der Nacht auf zum Feſte der Herzen. Und wenn ſie ihn am Morgen verläßt, ſchürt ſie die Flamme wieder an. Sie hat ja die Gabe, die ſchlummernde, verſunkene Freude wieder anzufachen.

Das Aeußerliche bis zum Schluſſe und das mit demſelben bildlich verbundene Innerliche am Schluſſe dieſer Elegie verbinden ſich, zumal in der Anknüpfung des Schluſſes durch das begründende Denn, ſo wunderbar mit einander, daß man die Anſicht nicht ganz zurückweiſen kann, das Ganze werde von Allegorie und Wirklichkeit durchkreuzt. Das ganze Gedicht könnte auch eine Allegorie ſein, vom herbſtlichen Abend bis zur Flamme des Morgens. Allein für ſo weitgeholte Allegorien paßt weder Italiens Nacht noch Göthes Genius.

Herd iſt der Kamin. — Ländlich geſellig heißt der Herd, denn um ihn pflegt man ſich ländlich zu geſellen. — Dann flammen, dann werden neue Bündel von Reiſig in die Gluth geworfen. — Geſchäftig verläßt ſie d. h. ſie verläßt das Lager und iſt dann geſchäftig, das indeß verglommne Feuer wieder anzuſchüren.

X.

Zehnte Elegie.

Alexander und Cäſar und Heinrich und Friedrich, die Großen,
Gäben die Hälfte mir gern ihres erworbenen Ruhms,
Könnt' ich auf Eine Nacht dies Lager Jedem vergönnen;
Aber die Armen, ſie hält ſtrenge des Orkus Gewalt.
Freue dich alſo, Lebend'ger, der lieberwärmeten Stätte,
Ehe den fliehenden Fuß ſchauerlich Lethe dir netzt.

Die großen Männer gäben gerne die Hälfte ihres Nachruhms für Eine Nacht, wie er ſie bei der Geliebten genießt. Er will ſich ihrer freuen, ehe er, gleich jenen, zum Orkus hinabſteigt.

Der lieberwärmeten Stätte, der von der Liebe erwärmten. Die alte Lesart „der lieberwärmenden“ (d. h. in oder mit oder durch Liebe erwärmend) erſcheint ſchöner. — Lethe, ein Fluß in der Unterwelt, welcher Vergeſſenheit des Vergangenen bringt.

XI.

Elfte Elegie.

Euch, o Grazien, legt die wenigen Blätter ein Dichter
Auf den reinen Altar, Knospen der Roſe dazu,
Und er thut es getroſt. Der Künſtler freuet ſich ſeiner
Werkſtatt, wenn ſie um ihn immer ein Pantheon ſcheint.
Jupiter ſenket die göttliche Stirn, und Juno erhebt ſie;
Phöbus ſchreitet hervor, ſchüttelt das lockige Haupt;
Trocken ſchauet Minerva herab, und Hermes, der Leichte,
Wendet zur Seite den Blick, ſchalkiſch und zärtlich zugleich.
Aber nach Bacchus, dem Weichen, dem Träumenden, hebet Cythere
Blicke ſüßer Begier, ſelbſt in dem Marmor noch feucht.
Seiner Umarmung gedenket ſie gern und ſcheinet zu fragen:
Sollte der herrliche Sohn uns an der Seite nicht ſtehn?

Der Dichter weiht ſeine Blätter und mit ihnen ſeine Liebe den Grazien, und zwar getroſt, denn den Künſtler freut ſeine Werkſtatt, wenn ſie ihm ein Pantheon iſt, in welchem alle Götter, bis auf die trocken herabſchauende Minerva (Gelehrſamkeit), ſeiner Thätigkeit günſtigen Erfolg verheißen.

Pantheon iſt ein Tempel für alle oder wenigſtens für die vorzüglichſten Gottheiten. Am Berühmteſten iſt das Pantheon zu Rom, beſonders der Venus und dem Mars geweiht, ſeit dem ſiebenten Jahrhundert der Maria und allen Märtyrern, daher es die Kirche Sancta

Maria ad Martyres genannt wird; auch heißt es jetzt Santa Maria della rotondo. Es ist der einzige antike Tempel Roms, der sich fast ganz erhalten hat und an dem man die Schönheit der Architektur bei den Alten auffassen kann. Es ist rund und die Decke, als Symbol der Himmelskugel, gewölbt. Durch eine große Oeffnung von oben fiel das Licht herein. In den Nischen standen sonst die alten Gottheiten; jetzt befinden sich da die Büsten der berühmtesten Italienischen Künstler. — Der Dichter beschreibt hier nun diese alten Gottheiten, wie sie sich seiner Phantasie in ihren Bildwerken darstellen: Jupiter ernst nachsinnend in Gedanken an seine Weltregierung; Juno hehr und freundlich entgegenschauend; Phöbus lebendig und thätig, Minerva mit trocknem Blick, Hermes (Merkur) schalkisch und zärtlich seitwärts blickend, Bacchus weich und träumend, Cythere voll süßer Begier, auch im Marmor noch feucht, mit einem Blick, welcher fragt: sollte der herrliche Sohn uns an der Seite nicht stehn? — Die einzelnen Beziehungen dieser Beschreibung auf des Dichters eigne Zustände und Seelenbewegungen ergeben sich von selbst. Seine Phantasie ersieht das, dessen er sich bewußt ist — eine dem Psychologen nicht neue Thatsache.

XII.

Zwölfte Elegie.

Höreſt du, Liebchen, das muntre Geſchrei den Flaminiſchen Weg her?
Schnitter ſind es; ſie ziehn wieder nach Hauſe zurück,
Weit hinweg. Sie haben des Römers Ernte vollendet,
Der für Ceres den Kranz ſelber zu flechten verſchmäht.
Keine Feſte ſind mehr der großen Göttinn gewidmet,
Die, ſtatt Eicheln, zur Koſt goldenen Weizen verlieh.
Laß uns Beide das Feſt im Stillen freudig begehen!
Sind zwei Liebende doch ſich ein verſammeltes Volk.
Haſt du wohl je gehört von jener myſtiſchen Feier,
Die von Eleuſis hieher frühe dem Sieger gefolgt?

Griechen ſtifteten ſie, und immer riefen nur Griechen,
Selbſt in den Mauern Roms: „Kommt zur geheiligten Nacht!“
Fern entwich der Profane; da bebte der wartende Neuling,
Den ein weißes Gewand, Zeichen der Reinheit, umgab.
Wunderlich irrte darauf der Eingeführte durch Kreiſe
Seltner Geſtalten; im Traum ſchien er zu wallen: denn hier
Wanden ſich Schlangen am Boden umher, verſchloſſene Käſtchen,
Reich mit Aehren umkränzt, trugen hier Mädchen vorbei,
Vielbedeutend geberdeten ſich die Prieſter und ſummten;
Ungeduldig und bang harrte der Lehrling auf Licht.
Erſt nach mancherlei Proben und Prüfungen ward ihm enthüllet,
Was der geheiligte Kreis ſeltſam in Bildern verbarg.
Und was war das Geheimniß, als daß Demeter, die große,
Sich gefällig einmal auch einem Helden bequemt,
Als ſie dem Jaſion einſt, dem rüſtigen König der Kreter,
Ihres unſterblichen Leibs holdes Verborgne gegönnt?
Da war Kreta beglückt! Das Hochzeitbette der Göttinn
Schwoll von Aehren, und reich drückte den Acker die Saat.
Aber die übrige Welt verſchmachtete; denn es verſäumte
Ueber der Liebe Genuß Ceres den ſchönen Beruf.
Voll Erſtaunen vernahm der Eingeweihte das Mährchen,
Winkte der Liebſten. — Verſtehſt du nun, Geliebte, den Wink?
Jene buſchige Myrte beſchattet ein heiliges Plätzchen;
Unſre Zufriedenheit bringt keine Gefährde der Welt.

Die Schnitter ziehn heim, kein Feſt der Zeres wird mehr gefeiert. Doch will er mit der Geliebten das Feſt begehn und winkt, nach Schilderung der Eleuſiniſchen Geheimniſſe, gleich dem Eingeweihten ihr zum heiligen Myrtenplätzchen, wo Beiden Zufriedenheit winkt.

Der Flaminiſche Weg, via Flaminia, nicht weit von der Tiber, hat den Namen vom Konſul Flaminius, der am Thraſimeniſchen See von Hannibal geſchlagen wurde. — Zeres, die Göttinn des Ackerbaues, heißt bei den Griechen Demeter. Ihr zu Ehren wurden in Eleuſis, einer Stadt Attikas (in Mittelgriechenland), die Eleuſiniſchen Feſte (sacra Eleusinia) gehalten, Anfangs ein nationales Erntefeſt, zu welchem ſich ſpäterhin Geheimniſſe, die großen und kleinen Myſterien, geſellten. An-

dachtsübungen, mit heiligen Gebräuchen und symbolischen Handlungen verbunden, sollten in den kleinen Mysterien als Vorbereitung zu den großen Ein Jahr lang den weltlichen Sinn reinigen und läutern. Das Fest selbst führte die mystische Geschichte der Zeres und ihrer Tochter Proserpina (Persophone) und Elysiums Freuden vors Auge und sollte höhere Religionsbegriffe unter das Volk verbreiten. Die großen Mysterien enthielten geheime Lehren, welche zur Aufklärung der Volksreligion und der Mythen beitrugen. Geheimnisse heißen sie, weil deren Veröffentlichung bei Fluch und Todesstrafe verboten war. — Kommt zur geheiligten Nacht; die Einweihung geschah nur zur Nachtzeit. — Der Profane = der Uneingeweihte. — Der Neuling war weiß gekleidet und mußte sich beim Eintritt die Hände mit geweihtem Wasser reinigen, ein Symbol der Seelenreinigung. — Kreise seltner Gestalten, Schlangen, Kästchen ꝛc.; das alles bezieht sich auf die bildliche Darstellung des Tartarus (des Aufenthalts der Unseligen) und des Elysiums (der Wohnung der Seligen) und ihrer Qualen und Wonnen. — Nach Probe und Prüfung; es dauerte Ein Jahr, ehe mau durch die kleinen Mysterien zu den großen gelangte. — Demeter sich einem Helden bequemte. Das war nicht das einzige und nicht das Hauptgeheimniß. Für die Liebenden aber und für des Dichters jetzigen Zweck kommt es nicht so genau auf den wahren und hauptsächlichsten Inhalt der Mysterien an. Als Pluto die Tochter der Zeres und des Jupiter, Proserpina, geraubt hatte, entschloß sich Zeres, sie mit der Fackel in der Hand auf der ganzen Erde zu suchen. Ihre Reise war für alle Länder, wo sie hinkam, segensreich. Sie gelangte auch nach Kreta. Jasion (Jasius), nach einigen ein Argivischer König, nach andern ein Sohn des Minos in Kreta, wurde von ihr liebgewonnen. Ueber seine ferneren Schicksale wird im Alterthum viel gefabelt. — Der Eingeweihte .. winkte der Liebsten. Das scheint allerdings nicht zu der Seelenreinheit bei den Mysterien zu passen. Doch ist es sehr denkbar, daß grade an solchem Fest, wo das Leben und die Handlungen der Zeres bildlich dargestellt wurden, ihr Thun und Treiben und somit auch ihre Liebesgeschichten zu eifriger Nachahmung reizten. Und so hatte sich an das Geschrei der heimkehrenden Schnitter um dieser Pointe Willen, die den Dichter zu seinem Liebeszweck führen soll, die lebendige Erinnerung an die Zeres-Mysterien angeschlossen. — Myrte; der in die Mysterien

Einzuweihende war am Haupt mit Myrten bekränzt. Daher paßt das Myrtengebüſch hier um ſo beſſer. — Gefährde = Gefahr: ihr Geheimniß weiß niemand. —

XIII.

Dreizehnte Elegie.

Amor bleibet ein Schalk, und, wer ihm vertraut, iſt betrogen!
Heuchelnd kam er zu mir: „Diesmal nur traue mir noch.
Redlich mein' ichs mit dir, du haſt dein Leben und Dichten,
Dankbar erkenn' ich es wohl, meiner Verehrung geweiht.
Siehe, dir bin ich nun gar nach Rom gefolget; ich möchte
Dir im fremden Gebiet gern was Gefälliges thun.
Jeder Reiſende klagt, er finde ſchlechte Bewirthung;
Welchen Amor empfiehlt, köſtlich bewirthet iſt er.
Du betrachteſt mit Staunen die Trümmer alter Gebäude
Und durchwandelſt mit Sinn dieſen geheiligten Raum.
Du verehrteſt noch mehr die werthen Reſte des Bildens
Einziger Künſtler, die ſtets ich in der Werkſtatt beſucht.
Dieſe Geſtalten, ich formte ſie ſelbſt. Verzeih' mir, ich prahle
Diesmal nicht; du geſtehſt, was ich dir ſage, ſei wahr.
Nun du mir läſſiger dienſt, wo ſind die ſchönen Geſtalten,
Wo die Farben, der Glanz deiner Erfindungen hin?
Denkſt du nun wieder zu bilden, o Freund? Die Schule der Griechen
Blieb noch offen, das Thor ſchloſſen die Jahre nicht zu.
Ich, der Lehrer, bin ewig jung und liebe die Jungen.
Altklug lieb' ich dich nicht. Munter! Begreife mich wohl!
War das Antike doch neu, da jene Glücklichen lebten!
Lebe glücklich, und ſo lebe die Vorzeit in dir!
Stoff zum Liede, wo nimmſt du ihn her? Ich muß dir ihn geben,
Und den höheren Stil lehret die Liebe dich nur." —

Alſo ſprach der Sophiſt. Wer widerſpräch' ihm? und leider
Bin ich zu folgen gewöhnt, wenn der Gebieter befiehlt. —
Nun, verrätheriſch hält er ſein Wort, giebt Stoff zu Geſängen,
Ach! und raubt mir die Zeit, Kraft und Beſinnung zugleich;
Blick und Händedruck und Küſſe, gemüthliche Worte,
Silben köſtliches Sinns wechſelt ein liebendes Paar.
Da wird Lispeln Geſchwätz, wird Stottern liebliche Rede:
Solch ein Hymnus verhallt ohne proſodiſches Maß.
Dich, Aurora, wie kannt' ich dich ſonſt als Freundinn der Muſen!
Hat, Aurora, dich auch Amor, der Loſe, verführt?
Du erſcheineſt mir nun als ſeine Freundinn und weckeſt
Mich an ſeinem Altar wieder zum feſtlichen Tag.
Find' ich die Fülle der Locken an meinem Buſen! Das Köpfchen
Ruhet und drücket den Arm, der ſich dem Halſe bequemt.
Welch ein freudig Erwachen, erhieltet ihr, ruhige Stunden,
Mir das Denkmal der Luſt, die in den Schlaf uns gewiegt! —
Sie bewegt ſich im Schlummer und ſinkt auf die Breite des Lagers
Weggewendet; und doch läßt ſie mir Hand noch in Hand.
Herzliche Liebe verbindet uns ſtets und treues Verlangen,
Und den Wechſel behielt nur die Begierde ſich vor.
Einen Druck der Hand, ich ſehe die himmliſchen Augen
Wieder offen. — O nein! laßt auf der Bildung mich ruhn!
Bleibt geſchloſſen! Ihr macht mich verwirrt und trunken, ihr raubet
Mir den ſtillen Genuß reiner Betrachtung zu früh.
Dieſe Formen, wie groß, wie edel gewendet die Glieder!
Schlief Ariadne ſo ſchön, Theſeus, du konnteſt entfliehn?
Dieſen Lippen ein einziger Kuß! O Theſeus, nun ſcheide!
Blick' ihr ins Auge! Sie wacht! — Ewig nun hält ſie dich feſt.

Amor mahnt den Dichter, der ihm ſein Leben und Dichten ſonſt ſchon geweiht: auch hier in Rom wolle er ihm Gefälligkeiten darbieten, nicht bloß köſtliche Bewirthung, ſondern auch, bei des Dichters Verehrung der alten Kunſtwerke, die durch den ewig jungen und die Jugend liebenden Amor geſchaffen ſeien, Luſt zum eignen Bilden und Stoff zum Liede; der Dichter ſolle ihn nur begreifen, ſolle glücklich leben, dann lebe auch die Vorzeit in ihm, und den hohen Stil lerne er (der Dichter)

nur durch ihn. Der „sophistischen“ Mahnung folgt der Dichter, findet nun Stoff zu Gesängen, verliert aber Zeit, Kraft und Besonnenheit bei seiner Geliebten in Begierde und Genuß, im Anschauen der schönen Formen, besonders des Auges, und schließt mit dem Gedanken, daß Theseus, wenn Ariadne so schön geschlummert hätte, schwer entfliehn konnte, wenn er ihr aber ins holde Auge geschaut, ewig von ihr gefesselt worden wäre.

Wo sind die schönen Gestalten? Göthe ließ allerdings in seiner praktischen Kunstausbildung mannigfache Pausen eintreten. — Und so lebet die Vorzeit in dir; nur wer mit heiterm und glücklichem Sinn in die Tiefe der Griechischen Kunst hinabsteigt, faßt sie lebendig auf. — Der Sophist. Der Dichter betriegt sich, wie er selbst erkennt, durch solcherlei Sophistereien, mit denen er sein Leben in der Liebe nicht bloß zu beschönigen meint, sondern es auch als nothwendige Studien der Aesthetik und Kunst ansieht. — Dich, Aurora; selbst den Morgen, sonst den Musen gewidmet, raubt ihm jetzt Amor. — Erhieltet ihr, ruhige Stunden ꝛc., wenn in euch, ihr Stunden, in denen ich fern von der Liebe bin, das Denkmal der Lust nicht verflöge. — Die Breite des Lagers soviel als das breite Lager. — Reiner Betrachtung der schönen Form ohne Begierde nach Genuß. — Ariadne, Tochter des Minos, rettete dem Athenischen König Theseus aus Liebe zu ihm bei Erlegung des Minotaurus das Leben und floh mit ihm. Aber auf der Insel Naxos verließ er sie; dort starb sie plötzlich. Ein andrer Mythus läßt sie mit dem von seinen Siegeszügen aus Indien zurückkehrenden Bacchus sich vermälen. Das berühmte Kunstwerk „Ariadne auf Naxos“ hat den Dichter hier zunächst an Theseus denken lassen. — Theseus, nun scheide, ehe sie noch die Augen aufschlägt. Denn geschieht dies, so kannst du ihr nicht entfliehn. Der Dichter schließt hier mit dem schönen Gedanken, daß alle äußere Schönheit der Form durchaus verschwindet vor dem seelenvollen Blick, der unwiderstehlich ist.

XIV.

Vierzehnte Elegie.

Zünde mir Licht an, Knabe! — „Noch iſt es hell. Ihr verzehret
Oel und Docht nur umſonſt. Schließet die Läden doch nicht!
Hinter die Häuſer entwich, nicht hinter den Berg, uns die Sonne!
Ein halb Stündchen noch währts bis zum Geläute der Nacht."
Unglückſeliger, geh und gehorch'! Mein Mädchen erwart' ich;
Tröſte mich, Lämpchen, indeß, lieblicher Bote der Nacht!

Zwar iſt es noch hell, denn es iſt erſt eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang; doch will er vom Diener die Lampe angezündet haben und ſchließt die Laden; das Lämpchen tröſtet ihn in ſüßer Erwartung der Geliebten.

Wie wahr Göthe in allem iſt, was er dichtet, geht auch aus der Pointe dieſes Elegidions hervor. Wer hätte nicht ſchon, wenn er ſich nach dem Abend geſehnt, auch zu früh das Licht angezündet, um ſich dadurch abſichtlich und wiſſentlich zu täuſchen, und dann gemeint, den Abend um ſo ſchneller heraufführen und hereinzaubern zu können?

Unglückſeliger, d. h. du bringſt mir Unglück und Troſtloſigkeit, oder, du biſt unglückſelig (du wirſt beſtraft), wenn du mir nicht gehorchſt. Die Nacht kann ihm nicht ſchnell genug herannahen, das Lämpchen kündigt ihre Nähe dem Sehnenden eher an, als der helle Tag.

XV.

Funfzehnte Elegie.

Cäſarn wär' ich wohl nie zu fernen Britannen gefolget,
Florus hätte mich leicht in die Popine geſchleppt.
Denn mir bleiben weit mehr die Nebel des traurigen Nordens,
Als ein geſchäftiges Volk ſüdlicher Flöhe verhaßt.

Und noch ſchöner von heut' an ſeid mir gegrüßet, ihr Schenken,
Oſterieen, wie euch ſchicklich der Römer benennt;
Denn ihr zeigtet mir heute die Liebſte, begleitet vom Oheim,
Den die Gute ſo oft, mich zu beſitzen, betriegt.
Hier ſtand unſer Tiſch, den Deutſche vertraulich umgaben;
Drüben ſuchte das Kind neben der Mutter den Platz,
Rückte vielmals die Bank und wußt' es artig zu machen,
Daß ich halb ihr Geſicht, völlig den Nacken gewann.
Lauter ſprach ſie, als hier die Römerinn pfleget, krebenzte,
Blickte gewendet nach mir, goß und verfehlte das Glas.
Wein floß über den Tiſch, und ſie, mit zierlichem Finger,
Zog auf dem hölzernen Blatt Kreiſe der Feuchtigkeit hin.
Meinen Namen verſchlang ſie dem ihrigen; immer begierig
Schaut' ich dem Fingerchen nach, und ſie bemerkte mich wohl.
Endlich zog ſie behende das Zeichen der Römiſchen Fünfe
Und ein Strichlein davor. Schnell, und ſobald ichs geſehn,
Schlang ſie Kreiſe durch Kreiſe, die Lettern und Ziffern zu löſchen;
Aber die köſtliche Vier blieb mir ins Auge geprägt.
Stumm war ich ſitzen geblieben und biß die glühende Lippe,
Halb aus Schalkheit und Luſt, halb aus Begierde, mir wund.
Erſt noch ſo lange bis Nacht! dann noch vier Stunden zu warten!
Hohe Sonne, du weilſt, und du beſchaueſt dein Rom!
Größeres ſaheſt du nichts und wirſt nichts Größeres ſehen,
Wie es dein Prieſter Horaz in der Entzückung verſprach.
Aber heute verweile mir nicht und wende die Blicke
Von dem Siebengebirg früher und williger ab!
Einem Dichter zu Liebe verkürze die herrlichen Stunden,
Die mit begierigem Blick ſelig der Maler genießt;
Glühend blicke noch ſchnell zu dieſen hohen Faſſaden,
Kuppeln und Säulen zuletzt und Obelisken herauf;
Stürze dich eilig ins Meer, um morgen früher zu ſehen,
Was Jahrhunderte ſchon göttliche Luſt dir gewährt:
Dieſe feuchten, mit Rohr ſo lange bewachſ'nen Geſtade,
Dieſe mit Bäumen und Buſch düſter beſchatteten Höhn.
Wenig Hütten zeigten ſie erſt; dann ſahſt du auf einmal
Sie vom wimmelnden Volk glücklicher Räuber belebt.

Alles ſchleppten ſie drauf an dieſe Stätte zuſammen;
Kaum war das übrige Rund deiner Betrachtung noch werth.
Sahſt eine Welt hier entſtehn, ſahſt dann eine Welt hier in Trümmern,
Aus den Trümmern aufs Neu' faſt eine größere Welt!
Daß ich dieſe noch lange, von dir beleuchtet, erblicke,
Spinne die Parze mir klug langſam den Faden herab;
Aber ſie eile herbei, die ſchön bezeichnete Stunde! —
Glücklich! Hör' ich ſie ſchon? Nein; doch ich höre ſchon Drei.
So, ihr lieben Muſen, betrogt ihr wieder die Länge
Dieſer Weile, die mich von der Geliebten getrennt.
Lebet wohl! Nun eil' ich und fürcht' euch nicht zu beleid'gen;
Denn, ihr Stolzen, ihr gebt Amorn doch immer den Rang.

Dem Norden zieht er doch immer den Süden vor, zumal ſeit heute, da er die Geliebte ſah und ſie ihm auf eine liſtig den Ihrigen verborgne Weiſe die vierte Morgenſtunde zum Zuſammenſein bezeichnete. Nun wird ihm die Zeit (es iſt noch früher Abend) bis dahin zu lang. Die Sonne ſah zwar nichts Größeres als Rom und kann nichts Schöneres ſehen, aber heute bittet er ſie, nicht zu lange zu verweilen, ſondern bald ins Meer zu tauchen, um bald wieder die Luſt des Schauens beim Erwachen zu haben. Hiebei ſchaut er das Große und Erhabne ſelbſt, denkt an die Entſtehung Roms und ſeinen Untergang und ſeine neue noch größere Erſtehung, und wünſcht noch lange zu leben, um Rom noch lange zu ſehn. In ſolcherlei Betrachtungen, welche ihm unwillkürlich die Zeit verkürzen, vertieft er ſich dichtend. Doch als die dritte Stunde ſchlägt, ſagt er den Muſen Lebewohl und glaubt ſie hiedurch nicht zu beleidigen, da Amor den Vorrang vor ihnen hat. Dann eilt er zur Geliebten.

Cäſar zog 55 v. Chr. nach Britannien. — Florus ein alter Dichter (und Hiſtoriker). Der Sinn iſt (falls keine ſpezielle Beziehung hier ſtattfindet) folgender: Nie wäre ich dem ruhmreichen Cäſar in den traurigen Norden gefolgt. Lieber und leichter ließe ich mich gleichſam als Diener oder gar als Kochjungen, Küchenſklaven (focarius), oder bei den Köchinnen und Kuchenbäckerinnen (focariae) in den Popinen (Garküchen) Roms beſchäftigen, oder, lieber und leichter triebe ich mich (mit Florus) unter den niedrigſten Dienern und in den von Inſekten geplag-

testen Stätten Roms umher. — Allerdings eine starke Alternative und eine noch stärkere Bevorzugung, auch selbst dem Amor schwer zu verzeihen! — Doch vielleicht muß diese Stelle eine andere Erklärung erfahren. — Osterieen sind Schenken. Die Osteria Campanella am Marcellus-Theater ist unter dem Namen „Göthekneipe" berühmt geworden. Vielleicht ist diese hier gemeint, oder noch besser das Café del Greco, der Sammelplatz der Deutschen („den Deutschen vertraulich umgaben"). — Und verfehlte absichtlich. — Wie es dein Priester Horaz ꝛc. Früher hieß es „Properz". Göthe äußerte sich zu Eckermann (II. S. 201): „In dieser letzteren Lesart habe ich mich durch Göttling verleiten lassen. Priester Properz klingt zudem schlecht, und ich bin daher für die letztere Lesart." Varnhagen von Ense (s. Viehoff II. 125) sagt: „Es ist offenbar auf Horat. carm. saecul. angespielt." — Properz, unter August, ein ausgezeichneter Elegiendichter, hatte Göthen besonders zu den Römischen Elegien begeistert, um derentwillen er von manchen ängstlichen Gemüthern hart getadelt wurde. Daher beginnt er seine Elegie „Hermann und Dorothea": „Also das wäre Verbrechen, daß ein Properz mich begeistert?" — Siebengebirg, Rom besteht aus sieben Bogen oder Hügeln. — Obelisken; Rom hat noch jetzt mehrere Obelisken. Augustus stellte einen Aegyptischen Obelisk auf dem Marsfelde auf, der nebst drei andern Obelisken aus Augustus Zeit im Mittelalter eine andre Stelle erhielt. Von Caligula rührt der Vatikanische vor der Peterskirche und von Constantius (357) der größte von allen, der jetzt vor dem Lateran steht, her. Aurelians Obelisk liegt in Stücken beim Vatikan. Bis jetzt stehn dreizehn Obelisken in Rom aufgerichtet. — Parze die Schicksalsgöttinn. — Klug, vorsichtig, daß mein dünner Lebensfaden nicht zerreiße, und demnach „langsam". — So, ihr lieben Musen; er hatte indeß nicht bloß das Gegenwärtige geschaut, sondern sich mit poetischer Phantasie auch in die Vergangenheit hineingedacht und von ihr gedichtet. — Ihr Stolzen, d. h. so stolz ihr auch sonst sein möget. — Rang = Vorrang. —

XVI.

Sechszehnte Elegie.

„Warum biſt du, Geliebter, nicht heute zur Vigne gekommen?
Einſam, wie ich verſprach, wartet' ich oben auf dich." —
Beſte, ſchon war ich hinein: da ſah ich zum Glücke den Oheim
Neben den Stöcken, bemüht hin ſich und her ſich zu drehn.
Schleichend eilt' ich hinaus! — „O welch' ein Irrthum ergriff dich!
Eine Scheuche nur wars, was dich vertrieb! Die Geſtalt
Flickten wir emſig zuſammen aus alten Kleidern und Rohren;
Emſig half ich daran, ſelbſt mir zu ſchaden bemüht.
Nun, des Alten Wunſch iſt erfüllt; den loſeſten Vogel
Scheucht' er heute, der ihm Gärtchen und Nichte beſtiehlt.

Der Dichter hatte mit der harrenden Geliebten in der Vigne (Weingarten, Weinberg) zuſammentreffen wollen, aber eine Vogelſcheuche für ihren Oheim gehalten und daher leiſe und ungeſehn ſich zurückgeſchlichen. Seinen komiſchen Irrthum hört er nun von ihr.

Den Stöcken, den Weinſtöcken. — Den loſeſten Vogel, den Dichter. —

XVII.

Siebzehnte Elegie.

Manche Töne ſind mir Verdruß, doch bleibet am meiſten
Hundegebell mir verhaßt; kläffend zerreißt es mein Ohr.
Einen Hund nur hör' ich ſehr oft mit frohem Behagen
Bellend kläffen, den Hund, den ſich der Nachbar erzog.
Denn er bellte mir einſt mein Mädchen an, da ſie ſich heimlich
Zu mir ſtahl, und verrieth unſer Geheimniß beinah.
Jetzo, hör' ich ihn bellen, ſo denk' ich nur immer: ſie kommt wohl!
Oder ich denke der Zeit, da die Erwartete kam.

Hundegebell iſt ihm verhaßt. Aber des Nachbars Hund, der einmal die ihn beſuchende Geliebte anbellte, hört er gerne bellen, weil er dabei des Beſuchs ſich erinnert oder einen neuen Beſuch hoffen zu können glaubt. —

XVIII.

Achtzehnte Elegie.

Eines iſt mir verdrießlich vor allen Dingen, ein andres
Bleibt mir abſcheulich, empört jegliche Faſer in mir;
Nur der bloße Gedanke. Ich will es euch, Freunde, geſtehen:
Gar verdrießlich iſt mir einſam das Lager zu Nacht.
Aber ganz abſcheulich iſts, auf dem Wege der Liebe
Schlangen zu fürchten und Gift unter den Roſen der Luſt,
Wenn im ſchönſten Moment der hin ſich gebenden Freude
Deinem ſinkenden Haupt liſpelnde Sorge ſich naht.
Darum macht Fauſtine mein Glück; ſie theilet das Lager
Gerne mit mir und bewahrt Treue dem Treuen genau.
Reizendes Hinderniß will die raſche Jugend; ich liebe
Mich des verſicherten Guts lange bequem zu erfreun.
Welche Seligkeit iſts! wir wechſeln ſichere Küſſe,
Athem und Leben getroſt ſaugen und flößen wir ein.
So erfreuen wir uns der langen Nächte, wir lauſchen,
Buſen an Buſen gedrängt, Stürmen und Regen und Guß.
Und ſo dämmert der Morgen heran; es bringen die Stunden
Neue Blumen herbei, ſchmücken uns feſtlich den Tag.
Gönnet mir, o Quiriten! das Glück, und jedem gewähre
Aller Güter der Welt erſtes und letztes der Gott!

Verdrießlich iſt ihm das einſame Nachtlager, abſcheulich aber bei der Liebe die Furcht vor Untreue. Um ſo glücklicher iſt er bei Fauſtinen, von deren treuer Liebe er beſeligt iſt. Ihm mögen, ſo wünſcht er am Schluß, die Quiriten dies höchſte Glück gönnen, ſo wie er es einem jeden wünſcht.

Nur der bloße Gedanke, d. h. ſchon der bloße Gedanke daran (an die Möglichkeit) empört mich. — Schlangen und Gift, Untreue. — Reizendes Hinderniß will die raſche Jugend, ich liebe ꝛc.; man möchte wohl hin und wieder in die Verſuchung kommen zu vergeſſen, daß Göthe damals nicht mehr zur Jugend gehörte, ſondern ſchon gegen 40 Jahre alt war. — Sichere Küſſe, ſicher bei der beiderſeitigen Treue vor Falſchheit ꝛc. — Quiriten (von dem auf dem quirinaliſchen Hügel gelegenen Städtchen Quirium) iſt der urſprüngliche Name der Sabiner, dann des ganzen Römiſchen Volks, vorzüglich der friedlichen Bürger. — Erſtes und letztes (Gut), d. h. treue Liebe. —

XIX.

Neunzehnte Elegie.

Schwer erhalten wir uns den guten Namen, denn Fama
Steht mit Amorn, ich weiß, meinem Gebieter, in Streit.
Wißt auch ihr, woher es entſprang, daß beide ſich haſſen?
Alte Geſchichten ſind das, und ich erzähle ſie wohl.
Immer die mächtige Göttinn, doch war ſie für die Geſellſchaft
Unerträglich, denn gern führt ſie das herrſchende Wort;
Und ſo war ſie von je, bei allen Göttergelagen,
Mit der Stimme von Erz, Großen und Kleinen verhaßt.
So berühmte ſie einſt ſich übermüthig, ſie habe
Jovis herrlichen Sohn ganz ſich zum Sklaven gemacht.
„Meinen Herkules führ' ich dereinſt, o Vater der Götter,"
Rief triumphirend ſie aus, „wiedergeboren dir zu.
Herkules iſt es nicht mehr, den dir Alkmene geboren;
Seine Verehrung für mich macht ihn auf Erden zum Gott.
Schaut er nach dem Olymp, ſo glaubſt du, er ſchaue nach deinen
Mächtigen Knieen; vergieb! nur in den Aether nach mir
Blickt der würdigſte Mann; nur mich zu verdienen durchſchreitet
Leicht ſein mächtiger Fuß Bahnen, die keiner betrat;

Aber auch ich begegn' ihm auf ſeinen Wegen und preiſe
Seinen Namen voraus, eh' er die That noch beginnt.
Mich vermählſt du ihm einſt; der Amazonen Beſieger
Werd' auch meiner, und ihn nenn' ich mit Freuden Gemahl!"
Alles ſchwieg; ſie mochten nicht gern die Prahlerinn reizen:
Denn ſie denkt ſich, erzürnt, leicht was Gehäſſiges aus.
Amorn bemerkte ſie nicht: er ſchlich bei Seite; den Helden
Bracht' er mit weniger Kunſt unter der Schönſten Gewalt.
Nun vermummt er ſein Paar; ihr hängt er die Bürde des Löwen
Ueber die Schultern und lehnt mühſam die Keule dazu.
Drauf beſpickt er mit Blumen des Helden ſträubende Haare,
Reichet den Rocken der Fauſt, die ſich dem Scherze bequemt.
So vollendet er bald die neckiſche Gruppe; dann läuft er,
Ruft durch den ganzen Olymp: „Herrliche Thaten geſchehn!
Nie hat Erd' und Himmel, die unermüdete Sonne
Hat auf der ewigen Bahn keines der Wunder erblickt."
Alles eilte; ſie glaubten dem loſen Knaben, denn ernſtlich
Hatt' er geſprochen; und auch Fama, ſie blieb nicht zurück.
Wer ſich freute, den Mann ſo tief erniedrigt zu ſehen,
Denkt ihr! Juno. Es galt Amorn ein freundlich Geſicht.
Fama daneben, wie ſtand ſie beſchämt, verlegen, verzweifelnd!
Anfangs lachte ſie nur: „Masken, ihr Götter, ſind das!
Meinen Helden, ich kenn' ihn zu gut! Es haben Tragöden
Uns zum Beſten!" Doch bald ſah ſie mit Schmerzen, er war's! —
Nicht den tauſendſten Theil verdroß es Vulkanen, ſein Weibchen
Mit dem rüſtigen Freund unter den Maſchen zu ſehn,
Als das verſtändige Netz im rechten Moment ſie umfaßte,
Raſch die Verſchlungnen umſchlang, feſt die Genießenden hielt.
Wie ſich die Jünglinge freuten! Merkur und Bacchus! ſie beide
Mußten geſtehn: es ſei, über dem Buſen zu ruhn
Dieſes herrlichen Weibes, ein ſchöner Gedanke. Sie baten:
Löſe, Vulkan, ſie noch nicht! Laß ſie noch einmal beſehn.
Und der Alte war ſo Hahnrei und hielt ſie nur feſter. —
Aber Fama, ſie floh raſch und voll Grimmes davon.
Seit der Zeit iſt zwiſchen den Zweien der Fehde nicht Stillſtand;
Wie ſie ſich Helden erwählt, gleich iſt der Knabe danach.

Wer sie am Höchsten verehrt, den weiß er am Besten zu fassen,
Und den Sittlichsten greift er am Gefährlichsten an.
Will ihm einer entgehn, den bringt er vom Schlimmen ins Schlimmste.
Mädchen bietet er an; wer sie ihm thöricht verschmäht,
Muß erst grimmige Pfeile von seinem Bogen erdulden;
Mann erhitzt er auf Mann, treibt die Begierden aufs Thier.
Wer sich seiner schämt, der muß erst leiden; dem Heuchler
Streut er bittern Genuß unter Verbrechen und Noth.
Aber auch sie, die Göttinn, verfolgt ihn mit Augen und Ohren;
Sieht sie ihn einmal bei dir, gleich ist sie feindlich gesinnt,
Schreckt dich mit ernstem Blick, verachtenden Mienen, und heftig
Strenge verruft sie das Haus, das er gewöhnlich besucht.
Und so geht es auch mir: schon leid' ich ein wenig; die Göttinn
Eifersüchtig, sie forscht meinem Geheimnisse nach.
Doch es ist ein altes Gesetz: ich schweig' und verehre,
Denn der Könige Zwist büßten die Griechen, wie ich.

Amor und Fama sind seit alten Zeiten im Streit. Letztere war von jeher bei den alten Göttergelagen Allen verhaßt. So rühmte sie sich auch einst vor Jupiter, sie werde mit seinem geliebten Sohne Herkules, der nicht nach ihm, sondern nach ihr liebend schaue, sich vermählen. Alle Götter schwiegen. Amor aber schlich sich heimlich weg, flößte dem Herkules Liebe zur Königinn Omphale ein, um derentwillen er weibliche Dienste verrichtete, und rief nun alle Götter zu diesem Schauspiel. Fama war beschämt und wüthend, wüthender als Vulkan, da er zu seiner Gattinn Venus den Mars im Netze gesellt sah, und floh rasch davon. Seitdem sind Amor und Fama Feinde, und einer verfolgt immer die Verehrer des andern. Darunter hat nun auch der Dichter zu leiden; denn da er den Amor verehrt, forscht schon Fama seinen Geheimnissen nach. Doch er tröstet sich mit dem Schicksal der Griechen, es geht ihm wie ihnen: sie mußten der Könige Zwist büßen, er den Zwist der Gottheiten. —

Fama war verhaßt bei allen Göttergelagen, natürlich, denn es ging da wild her unter „Großen und Kleinen". — Stimme von Erz, laut und schmetternd. — Jovis (Jupiters) und der Alkmene Sohn ist Herkules. — Wiedergeboren, nach Ablegung der

menſchlichen Schlacken für die Unſterblichkeit geboren. — Bahnen; Herkules durchzog Griechenland und die Griechiſchen Inſeln, Thrazien, Kleinaſien, Italien (bis über die Alpen), Sizilien, Syrien, Libyen, Aegypten und ſtieg zweimal ſogar in die Unterwelt hinab. — Der Amazonen Beſieger; auch ins Land der Amazonen (am Thermodon, der ſich ins Schwarze Meer ergießt) drang Herkules und raubte ihrer Königinn das ihr von Mars geſchenkte köſtliche Wehrgehenk. — Leicht was Gehäſſiges; von jeher iſt es eine leidige Gewohnheit der Menſchen, lieber Schlechtes als Gutes zu denken und wiederzuerzählen. — Unter der Schönſten Gewalt ꝛc.; Omphale, eine Lydiſche Königstochter, kaufte vom Merkur den Herkules. In ihrem Dienſt ward er weibiſch, kleidete ſich in Frauengewänder, ſpann am Rocken u. ſ. w., während ſie männlich ging, Keule und Löwenhaut trug. — Juno haßte in ihrer Eiferſucht gegen Alkmene den Herkules und verfolgte ihn. Daher dankte ſie hier dem Amor mit „freundlichem Geſicht". — Tragöden, tragiſche (Dichter und) Schauſpieler. — Verdroß es Vulkanen; Mars hatte ſich zu deſſen Gattinn Venus geſellt, was der Sonnengott dem Vulkan meldete. Dieſer machte nun ein ehernes Netz, umgarnte das gemeinſame Lager der Buhlenden und ließ alle Götter ins Gemach zum Anblick. — Und ſo geht es auch mir; vielleicht meint hier Göthe die Wirklichkeit nicht ſowohl in Rom als vielmehr in Weimar: „ſchon leid' ich ein wenig". Aber er tröſtet ſich gar ſchnell (und hat ſich auch in der Wirklichkeit wohl zu leicht und zu ſehr über Famas gerechten Zorn hinweggeſetzt) und ſchweigt und — — handelt nach wie vor. — Der Könige Zwiſt, eine Hindeutung auf den Zwiſt Agamemnons und Achilles vor Troja. —

XX.

Zwanzigſte Elegie.

Zieret Stärke den Mann und freies muthiges Weſen,
O! ſo ziemet ihm faſt tiefes Geheimniß noch mehr.
Städtebezwingerinn, du Verſchwiegenheit! Fürſtinn der Völker!
Theure Göttinn, die mich ſicher durchs Leben geführt,

Welches Schickſal erfahr' ich! Es löſet ſcherzend die Muſe,
Amor löſet, der Schalk, mir den verſchloſſenen Mund.
Ach, ſchon wird es ſo ſchwer, der Könige Schande verbergen!
Weder die Krone bedeckt, weder ein Phrygiſcher Bund
Midas verlängertes Ohr; der nächſte Diener entdeckt es,
Und ihm ängſtet und drückt gleich das Geheimniß die Bruſt.
In die Erde vergrüb' er es gern, um ſich zu erleichtern:
Doch die Erde verwahrt ſolche Geheimniſſe nicht;
Rohre ſprießen hervor und rauſchen und liſpeln im Winde:
Midas! Midas der Fürſt, trägt ein verlängertes Ohr!
Schwerer wird es nun mir, ein ſchönes Geheimniß zu wahren;
Ach, den Lippen entquillt Fülle des Herzens ſo leicht!
Keiner Freundinn darf ichs vertraun: ſie möchte mich ſchelten;
Keinem Freunde; vielleicht brächte der Freund mir Gefahr.
Mein Entzücken dem Hain, dem ſchallenden Felſen zu ſagen,
Bin ich endlich nicht jung, bin ich nicht einſam genug.
Dir, Hexameter, dir, Pentameter, ſei es vertrauet,
Wie ſie des Tags mich erfreut, wie ſie des Nachts mich beglückt.
Sie, von vielen Männern geſucht, vermeidet die Schlingen,
Die ihr der Kühnere frech, heimlich der Liſtige legt;
Klug und zierlich ſchlüpft ſie vorbei und kennet die Wege,
Wo ſie der Liebſte gewiß lauſchend begierig empfängt.
Zaudre, Luna, ſie kommt! damit ſie der Nachbar nicht ſehe;
Rauſche, Lüftchen, im Laub! Niemand vernehme den Tritt.
Und ihr, wachſet und blüht, geliebte Lieder, und wieget
Euch im leiſeſten Hauch lauer und liebender Luft,
Und entdeckt den Quiriten, wie jene Rohre geſchwätzig,
Eines glücklichen Paars ſchönes Geheimniß zuletzt.

Die Verſchwiegenheit, eine mächtige Fürſtinn, hat den Dichter ſicher durchs Leben geführt. Aber Amor und die Muſen öffnen ihm jetzt den Mund. Auch die Handlungen und Schickſale der Könige bleiben nicht unbekannt, wie z. B. des Midas. Zu alt und zu wenig einſam, um dem Hain und dem Felſen das Geheimniß ſeiner Liebe zu verrathen, vertraut er dem Hexameter und Pentameter ſein Glück, das er des Tags und Nachts in ihr genießt, die allen fremden Verſuchungen glücklich ent-

geht und nur ihn liebt. Da kommt sie nun: Luna soll zaubern, die Lüfte sollen rauschen, damit niemand sie sehe oder höre, und seine geliebten Lieder mögen wachsen und blühen und sich wiegen im Hauch der Liebe und zuletzt den Römern das Geheimniß seines Liebesglückes entdecken.

Eben so zart als sinnreich schließt dies Ende den Elegienzyklus. Seine Gedichte selbst so wie auch seine „Wahrheit und Dichtung" (trotz wunderbarer Verkettung von Offenheit und Schweigsamkeit) beweisen auch für Göthe die Wahrheit des Ausspruchs: Dichter können nicht schweigen, am Wenigsten in der Liebe.

Städtebezwingerinn, du Verschwiegenheit; der Begriff der Diplomatie, wie sie von Adam bis Talleyrand sich bekundet hat, beweist die sehr richtige Wahl des Prädikats „Städtebezwingerinn." — Der Könige Schande deckt die Mitwelt, noch mehr die Nachwelt auf. — Midas, ein König in Phrygien, Schüler des Orpheus. Weil er bei einem Wettstreit des Pan und des Apollo, der Syrinx und der Kithara, dem Pan den Preis zuerkannte, bekam er durch Apollo Eselsohren. Er verbarg sie unter seine Phrygische Mütze, aber sein Diener entdeckte sie doch und wurde von dem Geheimniß so gedrückt, daß er es wenigstens in eine Grube hineinflüsterte. Aus dieser Grube aber wuchs Schilfrohr empor und verrieth flüsternd die Sache. — Hexameter und Pentameter bilden das sogenannte Distichon, eine vorzugsweise elegisch genannte Strophe, in welcher auch Göthes sämmtliche Elegien gedichtet sind. — Geliebte Lieder, die Liebeselegien. — Zuletzt, späterhin, endlich, oder: erst meinen Freunden, dann den Römern (Quiriten), denen Göthes Elegien ja erst später bekannt geworden sind. Vielleicht könnte man hier auch eine Hindeutung auf eine Italienische Uebersetzung derselben finden oder wenigstens suchen. —

§. 27.

Liebesgedichte von 1790 bis 1806. Christiane Vulpius.

Göthe kehrte 1790 (zusammen mit der Herzoginn Anna Amalia) nach Weimar zurück und übernahm im Jahre darauf die Direktion des Hoftheaters, wobei er denn mehrfache Anregung zu ferneren dramatischen

Dichtungen fand. In ein ganz fremdes Element aber hatte er sich begeben, als er bald nach seiner Rückkehr den Herzog nach Schlesien begleitete, wo eine bewaffnete Stellung zweier großen Mächte den Kongreß von Reichenbach begünstigte, noch mehr aber 1792, als er den Herzog auf seinem Feldzuge in die Champagne begleitete und 1793 der Belagerung von Mainz beiwohnte. Er selbst sagt (bei Gelegenheit seines Aufenthalts im kriegrischen Schlesien), daß er an sich die Unwahrheit des Spruches: „Musae inter arma silent“ erfahren habe. Denn er hatte in diesen Waffenunruhen keineswegs seine dichterischen und wissenschaftlichen Bestrebungen aus dem Auge verloren. Es entstand hier sogar seltsamer Weise der erste Entwurf zu seiner Farbenlehre. Nach Weimar zurückgekehrt, bearbeitete er den Reineke Fuchs und gab Meisters Lehrjahre, die er bereits 1775 entworfen hatte, heraus. Das innige, harmonienreiche Verhältniß mit Schiller hatte auch die Erscheinung des Benvenuto Cellini (1796) und die berühmten Xenien (im Jahr 1797, dem fruchtreichsten Jahre) zur Folge gehabt. Mit Herausgabe seiner Propyläen (1798) begann er die Veröffentlichung seiner Kunstansichten, nachdem noch im Jahre vorher sein unübertreffbares Idyll Hermann und Dorothea erschienen war, das nicht bloß durch seine echt poetischen Elemente und sein einfaches Eingreifen in die volksmäßige Häuslichkeit der Gegenwart, sondern eben so auch durch die durchgängig darin herrschende Sittlichkeit und Rührung von jeher so ungemein angesprochen hat. Der reichhaltige Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe giebt uns über alle diese Produktionen und Studien Göthes den vortrefflichsten Aufschluß. Ins Jahr 1799 fällt der erste Entwurf zur Natürlichen Tochter, die Vollendung trat erst 1802 ein. In vielfache literarische Arbeiten verflochten, ward Göthe 1805 durch den Tod seines treuesten und edelsten Herzensfreundes Schiller in die tiefste Trauer versetzt. Von der ersten Annäherung an war, wie er selbst sagt, sein Verhältniß zu ihm „ein unaufhaltsames Fortschreiten philosophischer Ausbildung und ästhetischer Thätigkeit“ gewesen; mit ihm war „sein halbes Dasein dahin*).“ —

*) Jean Paul schrieb bald nach Schillers Tode in sein Gedankenbuch Folgendes: „— — Göthe, gäbe es einen Wunsch der Erde, o! ich würde ihn Dir wünschen. Aber Du brauchst nichts als Dich, drum sei Du Dir gewünscht.

Je reicher nun diese Zeit seit Göthes Besuch in Italien bis zum Jahr 1806 in seinen literarischen und poetischen Studien und Bestrebungen und Produktionen aufgeschlossen vor uns daliegt, desto dürftiger sind die Nachrichten von seinem Liebesleben, über welches uns weder er selbst noch sonst jemand hinreichende Aufschlüsse giebt. Wir wissen bloß, daß sein Verhältniß zu Christiane Vulpius bereits vor der zweiten Italienischen Reise begonnen hatte und in seiner Zurückgezogenheit fortgesetzt wurde. Und so können wir nur aus seinen poetischen Produktionen und insbesondere aus seinen in dieser Epoche entstandnen lyrischen Gedichten den Gang seines innern Liebeslebens verfolgen.

Seine Venetianischen Epigramme, 1790 entstanden und seit 1791 veröffentlicht, führen, so wie seine Römischen Elegien, Liebesverhältnisse in antikem Geist und antiker Form vors Auge; manche könnten geradezu zu den Elegien mitgezählt werden. Allein ihr Charakter im Allgemeinen ist bedeutend verschieden von den Elegien. In diesen hatte zufriednes Behagen, jugendlicher Frohsinn, idyllischer Friede sich kund gegeben; Göthe hatte sich ja so selig in Rom gefühlt, und seine Entfernung von dieser Weltstadt der Kunst scheint bei ihm (ähnlich wie bei Winkelmann) schon an sich eine trübere Stimmung und Zurücksehnung hervorgerufen zu haben, je unfreundlicher der Deutsche Norden und das gezwungene und rings beobachtete Weimarische Leben sich ihm aufthat. Hiezu kam noch sein bedeutendes Grauen vor allen politischen Händeln und Stürmen, aufgeregt durch die Französische Revolution, und vor literarischen Zänkereien und Zerwürfnissen, angefacht durch die fremde Nicht- oder Mißachtung seiner naturhistorischen Lieblingsstudien: „Des Friedens Gott ist Amor, wir Liebende verehren den Frieden!" singt Properz. Daher sprach sich seine unbehagliche, allseitige Verstimmung, sein herber, bittrer Sinn gegen die Menschen und ihre Bestrebungen diesseits und jenseits

Dein äußerliches Leben gleiche Deinem Innern. Dein Schmerz gleiche dem Spiele, womit Du den Schmerz wegspielteſt. Dein Herz bleibe sein eigner Olymp; Dein Grab würde es auch. Du haſt so viel Lob gehört; Dir kann nie ein anderes Leben fehlen, als das kürzeſte. Steigſt Du auf zu den Göttern, so wird jeder groß und wund, der es siehet; das Leben ist ihm vorbei, die Ewigkeit zu nahe. Aber warum spreche ich denn vom Entfliehn Deines Geiſtes? — Weil Herder und Schiller dahin sind!" —

Dichtungen fand. In ein ganz fremdes Element aber hatte er sich begeben, als er bald nach seiner Rückkehr den Herzog nach Schlesien begleitete, wo eine bewaffnete Stellung zweier großen Mächte den Kongreß von Reichenbach begünstigte, noch mehr aber 1792, als er den Herzog auf seinem Feldzuge in die Champagne begleitete und 1793 der Belagerung von Mainz beiwohnte. Er selbst sagt (bei Gelegenheit seines Aufenthalts im kriegrischen Schlesien), daß er an sich die Unwahrheit des Spruches: „Musae inter arma silent“ erfahren habe. Denn er hatte in diesen Waffenunruhen keineswegs seine dichterischen und wissenschaftlichen Bestrebungen aus dem Auge verloren. Es entstand hier sogar seltsamer Weise der erste Entwurf zu seiner Farbenlehre. Nach Weimar zurückgekehrt, bearbeitete er den Reineke Fuchs und gab Meisters Lehrjahre, die er bereits 1775 entworfen hatte, heraus. Das innige, harmonienreiche Verhältniß mit Schiller hatte auch die Erscheinung des Benvenuto Cellini (1796) und die berühmten Xenien (im Jahr 1797, dem fruchtreichsten Jahre) zur Folge gehabt. Mit Herausgabe seiner Propyläen (1798) begann er die Veröffentlichung seiner Kunstansichten, nachdem noch im Jahre vorher sein unübertreffbares Idyll Hermann und Dorothea erschienen war, das nicht bloß durch seine echt poetischen Elemente und sein einfaches Eingreifen in die volksmäßige Häuslichkeit der Gegenwart, sondern eben so auch durch die durchgängig darin herrschende Sittlichkeit und Rührung von jeher so ungemein angesprochen hat. Der reichhaltige Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe giebt uns über alle diese Produktionen und Studien Göthes den vortrefflichsten Aufschluß. Ins Jahr 1799 fällt der erste Entwurf zur Natürlichen Tochter, die Vollendung trat erst 1802 ein. In vielfache literarische Arbeiten verflochten, ward Göthe 1805 durch den Tod seines treuesten und edelsten Herzensfreundes Schiller in die tiefste Trauer versetzt. Von der ersten Annäherung an war, wie er selbst sagt, sein Verhältniß zu ihm „ein unaufhaltsames Fortschreiten philosophischer Ausbildung und ästhetischer Thätigkeit“ gewesen; mit ihm war „sein halbes Dasein dahin*).“ —

*) Jean Paul schrieb bald nach Schillers Tode in sein Gedankenbuch Folgendes: „— — Göthe, gäbe es einen Wunsch der Erde, o! ich würde ihn Dir wünschen. Aber Du brauchst nichts als Dich, drum sei Du Dir gewünscht.

Je reicher nun diese Zeit seit Göthes Besuch in Italien bis zum Jahr 1806 in seinen literarischen und poetischen Studien und Bestrebungen und Produktionen aufgeschlossen vor uns daliegt, desto dürftiger sind die Nachrichten von seinem Liebesleben, über welches uns weder er selbst noch sonst jemand hinreichende Aufschlüsse giebt. Wir wissen bloß, daß sein Verhältniß zu Christiane Vulpius bereits vor der zweiten Italienischen Reise begonnen hatte und in seiner Zurückgezogenheit fortgesetzt wurde. Und so können wir nur aus seinen poetischen Produktionen und insbesondere aus seinen in dieser Epoche entstandnen lyrischen Gedichten den Gang seines innern Liebeslebens verfolgen.

Seine Venetianischen Epigramme, 1790 entstanden und seit 1791 veröffentlicht, führen, so wie seine Römischen Elegien, Liebesverhältnisse in antikem Geist und antiker Form vors Auge; manche könnten geradezu zu den Elegien mitgezählt werden. Allein ihr Charakter im Allgemeinen ist bedeutend verschieden von den Elegien. In diesen hatte zufriednes Behagen, jugendlicher Frohsinn, idyllischer Friede sich kund gegeben; Göthe hatte sich ja so selig in Rom gefühlt, und seine Entfernung von dieser Weltstadt der Kunst scheint bei ihm (ähnlich wie bei Winkelmann) schon an sich eine trübere Stimmung und Zurücksehnung hervorgerufen zu haben, je unfreundlicher der Deutsche Norden und das gezwungene und rings beobachtete Weimarische Leben sich ihm aufthat. Hiezu kam noch sein bedeutendes Grauen vor allen politischen Händeln und Stürmen, aufgeregt durch die Französische Revolution, und vor literarischen Zänkereien und Zerwürfnissen, angefacht durch die fremde Nicht- oder Mißachtung seiner naturhistorischen Lieblingsstudien: „Des Friedens Gott ist Amor, wir Liebende verehren den Frieden!" singt Properz. Daher sprach sich seine unbehagliche, allseitige Verstimmung, sein herber, bittrer Sinn gegen die Menschen und ihre Bestrebungen diesseits und jenseits

---

Dein äußerliches Leben gleiche Deinem Innern. Dein Schmerz gleiche dem Spiele, womit Du den Schmerz wegspielest. Dein Herz bleibe sein eigner Olymp; Dein Grab würde es auch. Du hast so viel Lob gehört; Dir kann nie ein anderes Leben fehlen, als das kürzeste. Steigst Du auf zu den Göttern, so wird jeder groß und wund, der es siehet; das Leben ist ihm vorbei, die Ewigkeit zu nahe. Aber warum spreche ich denn vom Entfliehn Deines Geistes? — Weil Herder und Schiller dahin sind!" —

der Alpen auch in dieſen durch den fortlaufenden Faden von Liebesverhältniſſen zuſammenhangenden Epigrammen aus, in denen ſtatt der früheren Unbefangenheit und Naivetät und Heiterkeit jetzt eine grellere Sinnlichkeit und Auflehnung gegen menſchliche Sitten immer anſtößig bleiben wird*).

Aber auch an Lichtblicken der Liebe fehlt es nicht: es ſind dies die ſchönen Erinnerungen an früheres Liebesglück und Liebesleben in Deutſchland und Italien. Von ſolchen holden Erinnerungen getragen und in den ſeelenvollen Gemüths- und jugendlichen Geiſteszuſtand früherer Liebesperioden zurückgetaucht treten nun faſt alle ſeine Liebesgedichte, die von 1790 bis 1806 von ihm veröffentlicht wurden, uns entgegen. Es ſind ihrer nicht ſehr viele, denn, wie oben bemerkt, bei ſeiner vielfachen und vielſeitigen Geſchäftigkeit in Poeſie und Proſa, in Kunſt und Wiſſenſchaft mußte in dieſen zwei Jahrzehnten die Lyrik überhaupt gar ſehr in den Hintergrund treten. Jene Lieder mögen nun, wie Die Sprödе und Die Bekehrte (1791) in Operntexte eingelegt werden, oder, wie die idylliſchen Elegien oder elegiſchen Idyllen Alexis und Dora, Der neue Pauſias (1796 und 1797) auf ſeiner Schweizerreiſe entſtanden, oder, wie die Balladen von der ſchönen Müllerinn (1797 und 1798) und die im geiſtreichen Göthezirkel 1801 vorgetragnen ſogenannten Geſelligkeitslieder, z. B. Schäfers Klagelied und Frühlingsorakel, durch beſondre äußre Veranlaſſungen hervorgerufen ſein, oder, wie Nähe des Geliebten (1795), Sehnſucht und Selbſtbetrug (1802), Troſt in Thränen und Nachtgeſang (1803), klarere Nachklänge früherer Seligkeiten, oder endlich, wie Nachgefühl und Abſchied (1797), Am Fluſſe (1798) ganz offenbare Rückblicke auf frühere Geliebte enthalten: — gröſtentheils gehn ſie in frühere, am Liebſten in die Jugendepochen zurück und beweiſen nur zu deutlich, wie Göthes Liebesleben in dieſer Epoche ſeit 1790 nur mehr vegetirend und lieber vergangene Zuſtände fixirend oder in plaſtiſch ſchöner Ruhe objektivirend, die Frucht zum geiſtigen Gewinn verarbeitend, als neu aufblühend, neu ſich geſtaltend, neu emporflammend geweſen iſt. Freilich läßt ſich von einigen dieſer Liebeslieder vermuthen, daß ſie ſich nicht bloß auf frühere Epochen beziehn, ſondern auch ſchon in Epochen, die

*) Vergl. Viehoff II. S. 127 ꝛc.

lange vor ihrer Veröffentlichung vorausgingen, entstanden seien. Doch da hierüber nichts mit evidenter Bestimmtheit feststeht, so haben wir sie alle in das vorliegende Gebiet ihrer Veröffentlichung hereinzuziehn. Auf das gegenwärtige Liebesverhältniß mit Christiane Vulpius aber beziehn sich wohl nur wenige Gedichte. Nehmen wir dies Eine Verhältniß aus, das, gleich nach der ersten Italienischen Reise begonnen, jetzt still wirkend fortlebte, so sind alle Liebeslieder dieser Epoche nur aus dem Zurücktauchen in früheres Liebesglück, näheres oder entfernteres, und zwar mit bedeutendem Uebergewicht seiner Jugendliebesverhältnisse hervorgegangen, also Erinnerungen schönerer Tage und Stunden, so lebhaft und klar, daß sehr viele auch jener schönern Periode seiner Jugendliebe gradezu beigeschrieben werden könnten. Wir haben für den folgenden Paragraphen nur die vorzüglichsten der eigentlichen Liebeslieder, mit gänzlicher Uebergehung der Venetianischen Epigramme und der idyllischen Elegien, ausgewählt und nach der Zeit ihrer Veröffentlichung geordnet.

Was nun aber Göthes Verhältniß zu Christiane Vulpius*) betrifft, so mag wohl auch dem parteilosesten Beurtheiler des großen Geistes die Hand etwas zittern, wenn sie den Schleier lüften will, und das Auge trübe schauen, wenn es die Wirklichkeit erblickt. Behufs Erklärung seiner Poesien aber haben wir glücklicherweise keinen sehr triftigen Grund, das Verhältniß aufs Genauste zu erforschen und an den Tag zu bringen. Mag der allseitig ausbreitende Biograph oder der streng geißelnde Moralist genauer hinter die Gardinen schauen und so erzählen, was ihm wichtig oder interessant erscheint. Uns genügen hier folgende Notizen.

Christiane Vulpius**) war die Schwester des Raths und Bibliothekars Vulpius in Weimar, des Verfassers der bekannten Räuberromane Rinaldo, Glorioso u. s. w., eines „immer thätigen Theaterdichters." Göthe hatte sie nach der Rückkehr von seinem ersten Besuche Italiens bei Ueberreichung einer Bittschrift für ihren Vater kennen gelernt und bald liebgewonnen***). Sie besuchte ihn oft und leistete ihm bei seinen botani-

*) Vergl. Viehoff, Leben Göthes III. S. 162—170.

**) Vergl. „Aus Göthes Leben. Wahrheit und keine Dichtung. Von einem Zeitgenossen. Leipzig 1849." S. 58—65.

***) Riemer läßt sich in seinen „Mittheilungen" (I. 355 ꝛc.) über Göthes häusliches Glück also aus:

„Es ist sein häusliches Leben, welches eine Zeitlang nicht in der herkömmlich

ſchen und chromatiſchen Beſchäftigungen „anmuthige Geſellſchaft.“ Späterhin nahm er ſie ins Haus, wo ſie denn im Verlauf einiger Zeit ſich

---

bürgerlichen Weiſe geführt, auch nach ſeiner endlichen Conformation mit Sitte und Convenienz einer levis notae macula nicht hat entgehen können, ſelbſt jetzt, wo der St. Simonismus, eine Emancipation in der Liebe durchzuſetzen bemüht, gelinder über etwas urtheilen ſollte, das keineswegs aus ſo gefährlichen revolutionären Grundſätzen und Raiſonnements hervorgegangen war; ſondern nur dem damaligen Zuſtande folgte, der zwiſchen klöſterlichem, unnatürlichem, zwangvollem Cölibat und einer bürgermäßig herkömmlichen Ehe einen mittleren Zuſtand anerkennt, der, auf der freien Liebe und Hingebung beruhend, bei ſittlichen Weſen von ſelbſt in diejenige feſte Treue und dauernde Freundſchaft übergeht, welche die geſetzlich vollzogene Verbindung zwar präſumirt, aber nicht zu garantiren vermag. — Göthe hatte die Liebe als Jüngling von ihrer erſten aufbrechenden Knospe bis zur bräutlichen Entfaltung kennen gelernt; — begünſtigt von Natur und Schickſal, wie es ſcheint um ſie — auch als Entwicklungskrankheit — in allen ihren Phaſen dem Menſchengeſchlechte ſchildern zu können, wie es noch keinem Dichter vor ihm gelungen war. Seine zu mannigfacher Bildung ihm von höheren Mächten angewieſene Laufbahn und die ſtaatsbürgerlichen Verhältniſſe, in die er eintrat, erlaubten oder begünſtigten wenigſtens nicht eine Verbindung, wie gewöhnliche Menſchen ſie gleich beim Antritt eines Amts in Ausſicht ſtellen. Jedoch fehlte es nicht an Verſuchen und ernſten Bewerbungen, die aus unbekannten Urſachen erfolglos blieben. Das Leben aber läßt ſich nicht aufhalten, und Göthe hätte mehr als ſein halbes Daſein ohne das Glück eines häuslich-geſelligen Zuſtandes hingebracht, deſſen Innigkeit er ſchon früh empfand (Briefe an Lavater Nr. 3), wenn er ſich nicht nach einem theilnehmenden, der Anhänglichkeit fähigen Weſen umſah, und es in einer Perſon fand, die ganz geeignet war ſowohl für ſeinen Haushalt zu ſorgen, als durch anſpruchsloſe und naive Munterkeit ſeine durch Unbilden des Lebens wie der Menſchen getrübte Laune zu erheitern, den Mißmuth zu verſcheuchen, und durch Abnahme widerlicher Sorgen ihm die völlige Widmung an Kunſt, Wiſſenſchaft und Amt zu erleichtern.

Nur ein ſolches weibliches Weſen bedurfte er zu freier und möglichſt ungehinderter Entwicklung ſeiner ſelbſt, und keine, auf Rang und Titel Anſpruch machende, in gelehrten Zirkeln, wohl gar ſelbſt als Schriftſtellerinn glänzen wollende Dame hatte ſie fördern, oder nur ſein häusliches Behagen und eheliches Glück machen können, wie ihn ganz nahe berührende Erfahrungen früher und ſpäter belehren ſollten.

Göthes Bekanntwerden und nachheriges Zuſammenleben mit dieſem Frauenzimmer ſchildert einer der neueſten Berichterſtatter, wahrſcheinlich aus weiblicher

der Wirthschaft annahm, und, als Göthe ein eignes Haus besaß, ihre Tante und ihre Stiefschwester zu sich nahm. Er kleidet dies Verhältniß

Nachrede, gehässig und falsch. Nicht sogleich, als er aus Italien gekommen war, lernte er das Mädchen kennen, noch weniger war es der Fall, daß seine Freunde sie ihm zugeführt hätten; sondern auf einem Spazirgang im Park, bei Ueberreichung einer Bittschrift für ihren Vater. Auch nahm er sie nicht sogleich zu sich ins Haus, sondern viel später; sie besuchte ihn nur und leistete ihm bei seinen botanischen und chromatischen Beschäftigungen anmuthige Gesellschaft. Das Gedicht: „Die Metamorphose der Pflanzen" schildert das schöne Verhältniß beider zu einander: ihn als belehrenden Freund, sie als lernbegierige Geliebte, die bereits für immer sich angehören.

Sie hatte auch mit der Wirthschaft anfangs Nichts zu thun, deren sie sich erst in der Folge aus eignem Antrieb und Liebe zu ihm musterhaft annahm. Als er ein eignes Haus besaß, wurden auch ihre Tante und Stiefschwester darein aufgenommen und verblieben darin, ein Nebengebäude bewohnend, bis ans Ende ihres Lebens.

Doch er selbst kleidet dies ganze Verhältniß, seine Entstehung, Begründung und Folge, in eine der schönsten Parabeln (I. 27; it. III. 54), die er noch spät, 1812, verfertigte und die nun auf einmal, durch Obiges, ihre Deutung und volles Verständniß erhält.

Damals, in erster Jugendblüthe, muß sie sehr hübsch, sogar reizend gewesen sein. Ihre spätere Erscheinung, ich meine ihr körperliches Aussehen, darf nicht auf ihr früheres bezogen und zum Präjudiz gegen dasselbe gemacht werden.

Wer sie als junges Mädchen, von naivem, freundlichem Wesen, mit vollem rundem Gesicht, langen Locken, kleinem Näschen, schwellenden Lippen, zierlichem Körperbau und niedlichen, tanzlustigen Füßchen gekannt hätte, würde Göthes Geschmack und Wahl nicht gemißbilligt haben. Auch gefiel sie seiner Mutter, die zwar erst später sie von Person kennen lernte, aber früher schon in dem herzlichsten Briefwechsel mit ihr stand, indem diese wahrhaft geniale und dabei doch protestantisch-fromme Frau das Verhältniß nicht mißbilligte, und wegen seiner glücklichen Beschaffenheit jener conventionellen Verbindung, welche jene Garantie nicht gegeben hätte, sogar vorziehen möchte." — —

Und späterhin (S. 359) fährt Riemer also fort:

„Möge man nun von diesem Verhältniß denken, was man will, möge man es nach einer strengen, theoretischen Moral, oder nach einer practisch modificirten, d. h. mit theologischen oder cavalieren Augen betrachten, ohne jedoch mit der Zeitung für die elegante Welt eine grobe bürgerliche Schwäche, oder mit einem neusten Cato eine Undeutschheit darin finden zu wollen; so viel bleibt ausgemacht

Er vermälte ſich mit ihr*) 1806 den 19. Oktober mitten in den ſtürmiſchen Kriegsunruhen, die um und in Weimar herrſchten**). Dankgefühl und insbeſondere Anerkennung ihrer Standhaftigkeit, mit der ſie ihm in den Schreckenstagen beigeſtanden, war ein Hauptmotiv zur Beſchleunigung der Vermälung geweſen, die er, zumal auch im Hinblick ſeines von ihr gebornen Sohnes, bereits lange im Sinne gehabt hatte, und die auch von allen Freunden längſt erwartet war. Seine Gattinn iſt den 6. Juni 1816 geſtorben.

Außer dem Idyll „Metamorphoſe der Pflanzen“ (1797) und den genannten beiden Parabeln aus dem Jahr 1813 beziehn ſich auf Chriſtiane noch folgende Gedichte: 1) der Denkſpruch auf den 6. Juni 1816: „Du verſuchſt, o Sonne“ ꝛc. (4. 160); 2) vielleicht auch die Denkverſe: „Gott hab' ich“ ꝛc. und „So laßt mir“ ꝛc. (4. 328); 3) wahrſcheinlich die „Morgenklagen“ vom Jahr 1788 (2. 102) und auch „Der Beſuch“ (2. 105); 4) unzweifelhaft iſt auch das vortreffliche Ehelied „Die glücklichen Gatten“ (1. 126; ſ. unten §. 28, Nr. 15) vom Jahr 1803 aus ſeinem Leben mit ihr hervorgegangen. Daß ſich in andern lyriſchen Ergüſſen dieſer Epoche ebenfalls Beziehungen auf ſie finden mögen, kann man nicht leugnen. Aber in welchen? und wo? läßt ſich jetzt ſchwer herausfinden. — Sein inneres Verhältniß zu ihr hat er am Schluſſe des an ſie gerichteten Gedichts „Metamorphoſe der Pflanzen“ alſo geſchildert:

Wende nun, o Geliebte, den Blick zum bunten Gewimmel,
Das verwirrend nicht mehr ſich vor dem Geiſte bewegt.
Jede Pflanze verkündet dir nun die ew'gen Geſetze,
Jede Blume, ſie ſpricht lauter und lauter mit dir.
Aber entzifferſt du hier der Göttinn heilige Lettern,
Ueberall ſiehſt du ſie dann, auch in verändertem Zug.
Kriechend zaudre die Raupe, der Schmetterling eile geſchäftig,
Bildſam ändre der Menſch ſelbſt die beſtimmte Geſtalt.

*) Vergl. Riemers Mittheilungen I. S. 362 ꝛc.

**) Ueber den Beſuch, den damals Göthe von einem Franzöſiſchen Huſarenoffizier, Baron v. Türkheim, einem Sohne ſeiner geliebten Lili, empfing, vergl. oben §. 15.

O gedenke denn auch, wie aus dem Keim der Bekanntſchaft
Nach und nach in uns holde Gewohnheit enſproß,
Freundſchaft ſich mit Macht in unſerm Innern enthüllte,
Und wie Amor zuletzt Blüthen und Früchte gezeugt.
Denke, wie mannigfach bald die, bald jene Geſtalten,
Still entfaltend, Natur unſern Gefühlen geliehn!
Freue dich auch des heutigen Tags! Die heilige Liebe
Strebt zu der höchſten Frucht gleicher Geſinnungen auf,
Gleicher Anſicht der Dinge, damit in harmoniſchem Anſchaun
Sich verbinde das Paar, finde die höhere Welt. — —

Die Gedichte des folgenden Paragraphen haben beſonders ſchöne Kompoſitionen gefunden. — Es iſt ſchon in der Einleitung (§. 1) bemerkt, daß die lyriſchen Dichtungen Göthes ſo ganz und gar von muſiſchem, melodiſchem Element durchhaucht ſind und daher ſo oft und ſo vortrefflich komponirt worden, ferner, daß ihre Fähigkeit, ſich ſingen zu laſſen, und ihr Bedürfniß, geſungen ſein zu wollen, der ſicherſte Prüfſtein ihrer Klaſſizität ſind. Bei den einzelnen Liedern ſowohl in den früheren als auch in den folgenden Paragraphen ſind die Komponiſten angemerkt. Es dürfte aber auch nicht überflüſſig ſein, hier einmal ein Verzeichniß der Komponiſten Göthiſcher Dichtungen zuſammenzuſtellen, wäre es auch nur, um Andere zu einer vollſtändigeren und beſſer geordneten Ueberſicht der Komponiſten ſo wie zu einer genauen Angabe der Kompoſitionen und ihrer Arten anzuregen.

Die gediegenſten und ſchönſten Kompoſitionen haben wir, wie ſchon oben §. 1, S. 10 bemerkt, von Beethoven, Himmel, Reichardt, Zelter, Maria v. Weber, W. Schneider, Spohr, v. Moſel, Eberwein, Kreutzer, A. Radziwill, Werner, Löwe, Fr. Schubert, Lenz, B. Klein, Mendelſohn-Bartholdy. Ihnen ſchließen ſich an: Spontini, Methfeſſel, Zumſteeg, Hauptmann, Lecerf, Romberg, Marſchner, Schnyder v. Wartenſee, Grönland, Tomaſcheck, Blum, Marx, Liszt, Fiſcher, Kleinſchmid, Curſchmann, J. Klein, v. Schlözer, Reiſſiger, Rungenhagen, Kuhlau, G. Weber, Truhn, O. Nicolai, Granzin, Mayer, Breitkopf, Bettina (E. v. Arnim), Ritter, Anſchütz. Außerdem haben ein oder das andere Gedicht Göthes komponirt: Bachmann,

Banck, Becher, Bierey, Breidenſtein, Burgmüller, Canthal, Cario, Claudius, Crelle, Cuvry, Deſſauer, Dolezalek, Dubis, Ernſt, Fuchs, Giuliani, Gollmick, Greiſinger, Häſer, Hartwig, Häusler, Juſt, Kauffmann, Knapp, Krall, Kunt, Lang, Lerche, Levinsky, Ludwig, Mangold, Mannſtein, Mietzke, Monpou, Neukäufler, Neukomm, Panoſka, Petſchke, Philakeſtes, Preyer, Proch, Ries, Schumacher, Schumann, Schwertzell, Speier, Steigemann, Steinmann, Sterkel, Steup, Veit, Vogl, Weinbrenner, Weitzmann, Wendt, Weppen.*) —

§. 28.

Fortſetzung. Liebeslieder.

1. Die Spröde. 1791.

An dem reinſten Frühlingsmorgen
Ging die Schäferinn und ſang,
Jung und ſchön und ohne Sorgen,
Daß es durch die Felder klang.
So, la, la! le ralla!

Thyrſis bot ihr für ein Mäulchen
Zwei, drei Schäfchen gleich am Ort;
Schalkhaft blickte ſie ein Weilchen,
Doch ſie ſang und lachte fort:
So, la, la! le ralla!

*) Schon die Zahl der Komponiſten der Dichtungen Göthes — (oben ſind nur 106 genannt) — übertrifft, auch ſelbſt im Verhältniß zu der größeren Zahl ſeiner lyriſchen Gedichte, die Zahl der Komponiſten der Gedichte andrer Klaſſiker z. B. Klopſtocks und Herders bedeutend (wohl um das Sechsfache) und dürfte wohl nur über die Zahl der Komponiſten Schillerſcher Gedichte kein ſehr großes Uebergewicht haben. Aber die Zahl der Kompoſitionen Göthiſcher Gedichte überragt auch ſelbſt die Zahl der Kompoſitionen Schillerſcher Gedichte um ein ſehr Bedeutendes.

Und ein andrer bot ihr Bänder,
Und der dritte bot sein Herz;
Doch sie trieb mit Herz und Bändern
So wie mit den Lämmern Scherz,
Nur la la! le ralla!

Dies Lied (so wie auch das folgende) wurde in die 1791 aufgeführte Oper „Die theatralischen Abenteuer" eingelegt. Es ist ein Ausdruck für die sorglos und leicht scherzende Heiterkeit eines schalkhaften, kindlichen Gemüths in wunderbar schönen, echt musikalischen Klängen und Tönen. Man kann es kaum anders als singend lesen oder vortragen.

---

2. Die Bekehrte. 1791.

Bei dem Glanze der Abendröthe
Ging ich still den Wald entlang,
Damon saß und blies die Flöte,
Daß es von den Felsen klang,
So la la!

Und er zog mich an sich nieder,
Küßte mich so hold, so süß.
Und ich sagte: Blase wieder!
Und der gute Junge blies,
So la la!

Meine Ruh' ist nun verloren,
Meine Freude floh davon,
Und ich hör' vor meinen Ohren
Immer nur den alten Ton,
So la la, le ralla.

Die Spröde ist bekehrt und ihre Sehnsucht nach dem Schäfer hat ihr Ruh und Fröhlichkeit geraubt. Ueberall tritt der Gegensatz zum

vorigen Liede hervor, wie im Einzelnen ſo im Ganzen. Dort die lieblichen Klänge des Frohſinns in Vokalen und Konſonanten, zumal beim Reim, hier die bang klagenden Laute der Sehnſucht. Dort der heitre Morgen und der Geſang der Schäferinn in den Feldern, hier die Abendröthe und ihr banges Schweigen den Wald entlang. Dort ſingt ſie, und durch die offnen Felder klingt es heiter, hier bläſt er die Flöte, und an den ſtarren Felſen hallt ihr Klang melancholiſch wieder. Dort das Lachen und Fliehn, hier der Ernſt und die Hingebung; dort die Fortſetzung des naiven Scherzes, hier die verlorne Ruhe; derſelbe Refrain dort leicht und heiter und wiederholend wie trillernder Lerchengeſang, hier langſamer und getragen und kürzer gleich klagendem Nachtigallengeſang, dort endlich die Erzählung von der Spröden, hier der Herzenserguß der Bekehrten ſelbſt.

Der Ausdruck Junge für Jüngling iſt ſchon oben §. 16, Nr. 2 beſprochen.

---

3. Der Beſuch. 1795.

Meine Liebſte wollt' ich heut beſchleichen,
Aber ihre Thüre war verſchloſſen.
Hab' ich doch den Schlüſſel in der Taſche!
Oeffn' ich leiſe die geliebte Thüre!

Auf dem Saale fand ich nicht das Mädchen,
Fand das Mädchen nicht in ihrer Stube,
Endlich, da ich leis die Kammer öffne,
Find' ich ſie gar zierlich eingeſchlafen,
Angekleidet, auf dem Sopha liegen.

Bei der Arbeit war ſie eingeſchlafen;
Das Geſtrickte mit den Nadeln ruhte
Zwiſchen den gefaltnen zarten Händen;
Und ich ſetzte mich an ihre Seite,
Ging bei mir zu Rath', ob ich ſie weckte.

Da betrachtet' ich den ſchönen Frieden,
Der auf ihren Augenliedern ruhte:
Auf den Lippen war die ſtille Treue,
Auf den Wangen Lieblichkeit zu Hauſe,
Und die Unſchuld eines guten Herzens
Regte ſich im Buſen hin und wieder.
Jedes ihrer Glieder lag gefällig
Aufgelöſt vom ſüßen Götterbalſam.
Freudig ſaß ich da, und die Betrachtung
Hielte die Begierde, ſie zu wecken,
Mit geheimen Banden feſt und feſter.

O du Liebe, dacht' ich, kann der Schlummer,
Der Verräther jedes falſchen Zuges,
Kann er dir nicht ſchaden, nichts entdecken,
Was des Freundes zarte Meinung ſtörte?
Deine holden Augen ſind geſchloſſen,
Die mich offen ſchon allein bezaubern;
Es bewegen deine ſüßen Lippen
Weder ſich zur Rede noch zum Kuſſe;
Aufgelöſt ſind dieſe Zauberbande
Deiner Arme, die mich ſonſt umſchlingen,
Und die Hand, die reizende Gefährtinn
Süßer Schmeicheleien, unbeweglich.
Wär's ein Irrthum, wie ich von dir denke,
Wär' es Selbſtbetrug, wie ich dich liebe,
Müßt' ichs jetzt entdecken, da ſich Amor
Ohne Binde neben mich geſtellet.

Lange ſaß ich ſo und freute herzlich
Ihres Werthes mich und meiner Liebe;
Schlafend hatte ſie mir ſo gefallen,
Daß ich mich nicht traute, ſie zu wecken.
Leiſe leg' ich ihr zwei Pomeranzen
Und zwei Roſen auf das Tiſchchen nieder;
Sachte, ſachte ſchlich ich meiner Wege.

Oeffnet ſie die Augen, meine Gute,
Gleich erblickt ſie dieſe bunte Gabe,
Staunt, wie immer bei verſchloßnen Thüren
Dieſes freundliche Geſchenk ſich finde.

Seh' ich dieſe Nacht den Engel wieder,
O wie freut ſie ſich, vergilt mir doppelt
Dieſes Opfer meiner zarten Liebe!

Ein Gedicht in antik-idylliſchem Geiſte, zart, einfach, klar, anſchaulich, anmuthig. — Die zart entſagende Liebe, die den ſüßen Schlummer nicht ſtören will, finden wir oft von Göthe dargeſtellt, aber immer in einem andern Gewande und andern Klange. Wie ſchön z. B. und wie himmelweit verſchieden iſt der Nachtgeſang (Nr. 28): „Schlafe! was willſt du mehr?" — Daß dies Gedicht (ſo wie auch die mit ihm innig verwandten „Morgenklagen") auf Chriſtiane Vulpius Bezug habe, iſt wahrſcheinlich. (Vergl. oben §. 27.)

---

4. Nähe des Geliebten. 1795.

Ich denke dein, wenn mir der Sonne Schimmer
Vom Meere ſtrahlt;
Ich denke dein, wenn ſich des Mondes Flimmer
In Quellen malt.

Ich ſehe dich, wenn auf dem fernen Wege
Der Staub ſich hebt,
In tiefer Nacht, wenn auf dem ſchmalen Stege
Der Wandrer bebt.

Ich höre dich, wenn dort mit dumpfem Rauſchen
Die Welle ſteigt.
Im ſtillen Haine geh' ich oft zu lauſchen,
Wenn alles ſchweigt.

Ich bin bei dir, du seist auch noch so ferne,
Du bist mir nah!
Die Sonne sinkt, bald leuchten mir die Sterne,
O wärst du da!

Dies Gedicht hat Göthe, durch die Komposition eines Zelterschen Liedes veranlaßt, gedichtet. Er schreibt an Madame Unger im Juni 1796 (s. Zelters Briefwechsel I. 4): „Seine (Zelters) Melodie des Liedes „Ich denke dein" hatte einen unglaublichen Reiz für mich, und ich konnte nicht unterlassen selbst das Lied dazu zu dichten, das in dem Schillerschen Musenalmanach steht." Dagegen schreibt Zelter an Göthe im April 1808 (Briefw. I. 305): „Das Lied „Ich denke dein" hat etwas Kirchenartiges und dabei noch Lamentables. Ich dächte, es könnte eher hoffnungsvoll sein. Die Molltonart will mir nicht eingehn, wie ich denn überhaupt das Tieftraurige nicht ohne den tiefsten Schmerz gestatten möchte." — Außer der Zelterschen Komposition besitzen wir noch sehr gelungne Kompositionen dieses Liedes von A. Harder, J. Wießner, B. Klein und Löwe.

Das Lied ist ungemein schön im Ganzen wie im Einzelnen. An allen Orten, zu allen Zeiten, in allen Umständen und Begegnissen sieht und hört der Liebende seine Geliebte, und überall und immer ist er bei ihr. Aber es ist nur das lebhafte Bild der liebenden Phantasie: sie selbst fehlt ihm noch, und so schließt er mit dem Wunsch: O wärst du da!

Ausgezeichnet ist die Darstellung der mannigfaltigen Situationen des Orts und der Zeit und ihre Entgegenstellung nicht minder als ihre Durchkreuzung: wenn die Morgensonne vom Meere schimmert, wenn der Mond in Quellen flimmert, wenn sich in der Ferne Staubgewölk hebt, wenn in tiefer Nacht er, der Wandrer, auf dem schmalen Stege bebt, wenn am Meer die hohe Welle rauscht, wenn im stillen Hain Alles schweigt — ewig ist er bei ihr, sei sie auch noch so ferne! Und wenn wir bei dieser mannigfach schönen Schilderung nun noch den ihr entsprechenden Rhythmus und die holden Klänge erwägen und in den einzelnen korrespondirenden Versen, von denen die längeren antithetisch und doch synthetisch sich mit den kürzeren innig vermählen, gerade die gegensätzlichen Gedanken und Bilder ausgeprägt finden, wobei nicht unbeachtet bleiben kann, wie bei dem jedesmaligen Anfange der Strophen ich und du sich

verbinden (ich denke dein, ich ſehe dich, ich höre dich, ich bin bei dir) und dieſe vertrauliche Verbindung bald im Denken, bald im Sehen, bald im Hören, bald im Beiſammenſein hervortritt, und wie endlich ſo einfach und ſchmucklos und doch ſchön die einzelnen Ausdrücke und Wörter gewählt ſind, zumal die Prädikate und noch dazu im Reim (ſtrahlt, malt, hebt, bebt, ſteigt, ſchweigt, nah, da), die ſchon an ſich und durch ſich allein die Ideenaſſoziation andeuten und malen: — ſo müſſen wir eingeſtehn, das dies Lied in jeder Beziehung ein ſchönſtes Meiſterſtück iſt und den ausgezeichnetſten lyriſchen Ergüſſen des gröſten Deutſchen Lyrikers ſich würdig anreiht.

5. Nachgefühl. 1797.

Wenn die Reben wieder blühen,
Rühret ſich der Wein im Faſſe;
Wenn die Roſen wieder glühen,
Weiß ich nicht, wie mir geſchieht.

Thränen rinnen von den Wangen,
Was ich thue, was ich laſſe;
Nur ein unbeſtimmt Verlangen
Fühl' ich, das die Bruſt durchglüht.

Und zuletzt muß ich mir ſagen,
Wenn ich mich bedenk' und faſſe,
Daß in ſolchen ſchönen Tagen
Doris einſt für mich geglüht.

Dies Gedicht iſt ein ſchöner Nachhall früherer Liebe, und zwar entweder der Liebe zu Lili oder noch wahrſcheinlicher zu Friederike, welche er auch in dem zweiten Gedicht des Seſenheimer Liederbuches („Was nützt die Roſe") mit dem Namen Doris bezeichnet, während er ſie im achten Liede dieſes Liederbuches („Die Linde") Chloe nennt. Sonſt hat Göthe dergleichen Schäfernamen ſelten und bei Friederike niemals weiter gebraucht.

Die wunderbare Erſcheinung, daß der Wein auf dem Faſſe (der Moſt wie der Firnewein) zur Zeit, wann die Reben blühen, unruhig wird und „ſich rührt“, trägt etwas ungemein Poetiſches in ſich: da wird ihm zu eng in dem geſchloſſnen Raum, er wird ſich bewußt, auch einmal frei in freier Gottesnatur unter ſeinen Brüdern und Freunden und Genoſſen dageſtanden und mit ihnen friſch und fröhlich geblüht zu haben; und ſo ſehnt er ſich zurück in ſein früheres Blüthenglück, und dieſe Sehnſucht macht ihn unruhig und bewegt ihn. Aber die vergangene Blüthe kehrt nicht wieder, und die Gegenwart feſſelt ihn in enge Grenzen. So gehts unſerm Dichter auch. Eine gleiche Sehnſucht ergreift ihn und beunruhigt ihn und bewegt ihn, wann die Reben blühn und der Moſt im Faſſe ſich rührt und die Roſen wieder glühen, wann der Frühling rings in der Natur aufs Neue erwacht iſt und überall uns entgegenlächelt. Wohl weckt in uns der neue Frühling auch neue Wonne und neue Hoffnung für die Zukunft, aber er führt auch zugleich unſre Gedanken und Gefühle in den ſchon lange dahingeſchwundenen Frühling unſers Lebens, in das erſte Blüthenglück unſers jugendlich ſeligen Liebeslebens zurück. Wohl demjenigen, dem ſich dies Blüthenglück der erſten Jugendliebe immer mehr verklärt hat in wachſender Seligkeit des ehelichen Glückes! Ihm bleibt die Bangigkeit ſolcher Sehnſucht fremd: die ſchönen Bilder der Blüthe umgaukeln ſeine Erinnerung nicht trübe, ſondern heiter, nicht zurücklenkend, ſondern vorwärts treibend. So aber geht es nicht unſerm Dichter. Ein dunkler Zug („weiß ich nicht, wie mir geſchieht“) bebt durch ſein Herz, er muß immer („was ich thue, was ich laſſe“) weinen, denn ein unbeſtimmtes Verlangen durchglüht ihn, und wenn er ſich faßt, dann ſagt er ſich den Grund ſeiner geheimen, bangen Sehnſucht: die Geliebte hat einſt in ſolchen ſchönen Tagen für ihn geglüht! — Wohl mußte dieſer Schluß elegiſch durch ſeine Seele zittern, denn er hatte geglüht und ſie hatte geglüht, und doch hatte er ſie verlaſſen.

Die Reimverſchlingung malt auf ſchöne Weiſe die Verſchlingung der Gedanken und Empfindungen. Es reimen ſich nicht bloß in jeder Strophe für ſich der erſte und der dritte Vers, ſondern auch die zweiten Verſe aller drei Strophen und eben ſo auch die vierten Verſe derſelben.

6. Abſchied. 1797.

Zu lieblich iſts, ein Wort zu brechen,
Zu ſchwer die wohlerkannte Pflicht,
Und leider kann man nichts verſprechen,
Was unſerm Herzen widerſpricht.

Du übſt die alten Zauberlieder,
Du lockſt ihn, der kaum ruhig war,
Zum Schaukelkahn der ſüßen Thorheit wieder,
Erneuſt, verdoppelſt die Gefahr.

Was ſuchſt du mir dich zu verſtecken?
Sei offen, flieh nicht meinen Blick!
Früh oder ſpät mußt' ichs entdecken,
Und hier haſt du dein Wort zurück.

Was ich geſollt, hab' ich vollendet,
Durch mich ſei dir von nun an nichts verwehrt;
Allein verzeih dem Freund, der ſich nun von dir wendet,
Und ſtill in ſich zurücke kehrt.

Der Dichter bittet die Geliebte, die ihn nicht treu liebt, um Offenheit, entbindet ſie ihres Verſprechens mit ſchwerem Herzen, aber feſtem Sinn und verſinkt in ſtille Reſignation.

Es iſt nicht möglich, die Beziehung dieſes ſtill-melancholiſchen Liedes jetzt noch herauszufinden. Auf Gretchen oder Friederike oder Lili paßt es nicht, denn die haben ihn wahrhaft geliebt; auf Annette füglich auch nicht, denn die ſtieß er von ſich ab, eben ſo wenig auf Emilie oder Lotte oder Sophie oder Lida, denn die hatten ihm kein Verſprechen gegeben. Alſo muß hier ein uns unbekanntes Verhältniß Bezug finden. Nach dem Ton des Gedichts zu urtheilen, muß daſſelbe einer Zeit angehören, die weit vor der Veröffentlichung liegt.

Zu lieblich iſts ein Wort zu brechen; der Begriff der Lieblichkeit iſt hier (da offenbar keine Ironie darin ſtecken ſoll) ſchwer zu faſſen;

man hätte eher erwartet: zu leicht, zu verführeriſch ꝛc. — Die wohlerkannte Pflicht, d. h. das Verſprechen. — Der kaum ruhig war, d. h. der kaum ruhig geworden war. — Dich zu verſtecken mit deiner Untreue, deiner Unwahrheit. — Müßt' ichs entdecken, nämlich dein Verſtecken der Untreue. — Was ich geſollt, nämlich, mich nun auch von dir loszuſagen, nachdem du dich von mir losgeſagt haſt.

---

7. Am Fluſſe. 1798.

Verfließet, vielgeliebte Lieder,
Zum Meere der Vergeſſenheit!
Kein Knabe ſing' entzückt euch wieder,
Kein Mädchen in der Blüthenzeit.

Ihr ſanget nur von meiner Lieben;
Nun ſpricht ſie meiner Treue Hohn.
Ihr wart ins Waſſer eingeſchrieben;
So fließt denn auch mit ihm davon!

Dies Gedicht ſcheint mit dem vorhergehenden in einem Zuſammenhange zu ſtehn. Dort nimmt er reſignirend Abſchied von der Untreue, ſo ſchwer es ihm auch wird, hier ruft er ſeinen Liebesliedern zu: Verfließet mit dem Waſſer ins Meer der Vergeſſenheit, denn die Untreue verhöhnt meine Treue. — Auch dies Lied, deſſen Beziehung gleichfalls nicht mehr herauszufinden iſt, mag wohl viel früher als 1798 entſtanden ſein. Während das vorhergehende ſchwerlich auf Annette ſich beziehn kann, da er ſie von ſich abſtieß, alſo ihre Untreue ſelbſt verſchuldet hatte, wäre es nicht unmöglich, in dieſem Liede eine Beziehung auf ſie und ſeine Leipziger Lieder zu vermuthen.

Sehr ſchön iſt das Wortſpiel: ihr wart ins Waſſer (d. h. in das flüchtige, treuloſe Herz der Geliebten, oder, flüchtig wie das Waſſer entſtanden) eingeſchrieben, ſo fließt denn auch mit ihm davon. Daher paßt denn auch die Ueberſchrift „Am Fluſſe" ſehr wohl und iſt

bezeichnender für den Inhalt, als die frühere Ueberſchrift „An meine Lieder". —

Ueber den Ausdruck Knabe (Jüngling) vergl. §. 16, Nr. 2.

---

8. Die Balladen von der ſchönen Müllerinn. 1797 u. 1798.

A. Der Edelknabe und die Müllerinn.

Edelknabe.

Wohin, wohin,
Schöne Müllerinn?
Wie heißt du?

Müllerinn.

Liſe.

Edelknabe.

Wohin denn? Wohin
Mit dem Rechen in der Hand?

Müllerinn.

Auf des Vaters Land,
Auf des Vaters Wieſe.

Edelknabe.

Und gehſt ſo allein?

Müllerinn.

Das Heu ſoll herein,
Das bedeutet der Rechen;
Und im Garten daran
Fangen die Birnen zu reifen an;
Die will ich brechen.

Edelknabe.

Iſt nicht eine ſtille Laube dabei?

Müllerinn.

Sogar ihrer zwei,
An beiden Ecken.

Edelknabe.

Ich komme dir nach,
Und am heißen Mittag
Wollen wir uns drein verſtecken.
Nicht wahr, im grünen vertraulichen Haus —

Müllerinn.

Das gäbe Geſchichten!

Edelknabe.

Ruhſt du in meinen Armen aus?

Müllerinn.

Mit nichten!
Denn wer die artige Müllerinn küßt,
Auf der Stelle verrathen iſt.
Euer ſchönes dunkles Kleid
Thät' mir leid
So weiß zu färben.
Gleich und gleich! ſo allein iſts recht!
Darauf will ich leben und ſterben.
Ich liebe mir den Müllerknecht;
An dem iſt nichts zu verderben.

B. Der Junggeſell und der Mühlbach.

Geſell.

Wo willſt du klares Bächlein hin
So munter?
Du eilſt mit frohem, leichtem Sinn
Hinunter.
Was ſuchſt du eilig in dem Thal?
So höre doch und ſprich einmal!

Bach.

Ich war ein Bächlein, Junggeſell;
Sie haben

Mich ſo gefaßt, damit ich ſchnell
Im Graben
Zur Mühle dort hinunter ſoll,
Und immer bin ich raſch und voll.

Geſell.

Du eileſt mit gelaſſnem Muth
Zur Mühle
Und weißt nicht, was ich junges Blut
Hier fühle.
Es blickt die ſchöne Müllerinn
Wohl freundlich manchmal nach dir hin?

Bach.

Sie öffnet früh beim Morgenlicht
Den Laden,
Und kommt, ihr liebes Angeſicht
Zu baden.
Ihr Buſen iſt ſo voll und weiß;
Es wird mir gleich zum Dampfen heiß.

Geſell.

Kann ſie im Waſſer Liebesgluth
Entzünden,
Wie ſoll man Ruh mit Fleiſch und Blut
Wohl finden?
Wenn man ſie Einmal nur geſehn,
Ach, immer muß man nach ihr gehn!

Bach.

Dann ſtürz' ich auf die Räder mich
Mit Brauſen,
Und alle Schaufeln drehen ſich
Im Sauſen.
Seitdem das ſchöne Mädchen ſchafft,
Hat auch das Waſſer beſſre Kraft.

Geſell.

Du Armer, fühlſt du nicht den Schmerz,
Wie Andre?
Sie lacht dich an und ſagt im Scherz:
Nun wandre!
Sie hielte dich wohl ſelbſt zurück
Mit einem ſüßen Liebesblick!

Bach.

Mir wird ſo ſchwer, ſo ſchwer, vom Ort
Zu fließen,
Ich krümme mich nur ſachte fort
Durch Wieſen;
Und käm' es erſt auf mich nur an,
Der Weg wär' bald zurückgethan.

Geſell.

Geſelle meiner Liebesqual,
Ich ſcheide;
Du murmelſt mir vielleicht einmal
Zur Freude.
Geh, ſag' ihr gleich, und ſag' ihr oft,
Was ſtill der Knabe wünſcht und hofft!

C. Der Müllerinn Verrath.

Woher der Freund ſo früh und ſchnelle,
Da kaum der Tag im Oſten graut?
Hat er ſich in der Waldkapelle,
So kalt und friſch es iſt, erbaut?
Es ſtarret ihm der Bach entgegen;
Mag er mit Willen barfuß gehn?
Was flucht er ſeinen Morgenſegen
Durch die beſchneiten wilden Höhn?

Ach, wohl! Er kommt vom warmen Bette,
Wo er ſich andern Spaß verſprach;
Und wenn er nicht den Mantel hätte,
Wie ſchrecklich wäre ſeine Schmach!
Es hat ihn jener Schalk betrogen
Und ihm den Bündel abgepackt;
Der arme Freund iſt ausgezogen
Und faſt, wie Adam, bloß und nackt.

Warum auch ſchlich er dieſe Wege
Nach einem ſolchen Aepfelpaar,
Das freilich ſchön im Mühlgehege,
So wie im Paradieſe war?
Er wird den Scherz nicht leicht erneuen;
Er drückte ſchnell ſich aus dem Haus
Und bricht auf einmal nun im Freien
In bittre, laute Klagen aus:

„Ich las in ihren Feuerblicken
Nicht eine Silbe von Verrath;
Sie ſchien mit mir ſich zu entzücken
Und ſann auf ſolche ſchwarze That!
Konnt' ich in ihren Armen träumen,
Wie meuchleriſch der Buſen ſchlug?
Sie hieß den holden Amor ſäumen,
Und günſtig war er uns genug.

„Sich meiner Liebe zu erfreuen!
Der Nacht, die nie ein Ende nahm!
Und erſt die Mutter anzuſchreien,
Nun eben als der Morgen kam!
Da drang ein Dutzend Anverwandten
Herein, ein wahrer Menſchenſtrom;
Da kamen Vettern, kuckten Tanten,
Es kam ein Bruder und ein Ohm.

„Das war ein Toben, war ein Wüthen!
Ein jeder ſchien ein andres Thier.
Sie forderten des Mädchens Blüthen
Mit ſchrecklichem Geſchrei von mir. —
Was bringt ihr alle wie von Sinnen
Auf den unſchuld'gen Jüngling ein?
Denn ſolche Schätze zu gewinnen,
Da muß man viel behender ſein.

„Weiß Amor ſeinem ſchönen Spiele
Doch immer zeitig nachzugehn.
Er läßt fürwahr nicht in der Mühle
Die Blumen ſechszehn Jahre ſtehn. —
Sie raubten nun das Kleiderbündel
Und wollten auch den Mantel noch.
Wie nur ſo viel verflucht Geſindel
Im engen Hauſe ſich verkroch!

„Nun ſprang ich auf und tobt' und fluchte,
Gewiß, durch alle durchzugehn.
Ich ſah noch einmal die Verruchte,
Und ach! ſie war noch immer ſchön!
Sie wichen alle meinem Grimme;
Da flog noch manches wilde Wort;
Da macht' ich mich, mit Donnerſtimme,
Noch endlich aus der Höhle fort.

„Man ſoll euch Mädchen auf dem Lande,
Wie Mädchen aus den Städten, fliehn!
So laſſet doch den Frau'n von Stande
Die Luſt, die Diener auszuziehn!
Doch ſeid ihr auch von den Geübten
Und kennt ihr keine zarte Pflicht,
So ändert immer die Geliebten,
Doch ſie verrathen müßt ihr nicht."

So ſingt er in der Winterſtunde,
Wo nicht ein armes Hälmchen grünt. —
Ich lache ſeiner tiefen Wunde;
Denn wirklich iſt ſie wohlverdient.
So geh' es jedem, der am Tage
Sein edles Liebchen frech betriegt
Und Nachts, mit allzukühner Wage,
Zu Amors falſcher Mühle kriecht.

D. Der Müllerinn Reue.

Jüngling.

Nur fort, du braune Hexe, fort!
Aus meinem gereinigten Hauſe;
Daß ich dich, nach dem ernſten Wort,
Nicht zauſe!
Was ſingſt du hier für Heuchelei
Von Lieb' und ſtiller Mädchentreu?
Wer mag das Mährchen hören?

Zigeunerinn.

Ich ſinge von des Mädchens Reu'
Und langem heißen Sehnen;
Denn Leichtſinn wandelte ſich in Treu'
Und Thränen.
Sie fürchtet der Mutter Drohen nicht mehr,
Sie fürchtet des Bruders Fauſt nicht ſo ſehr,
Als den Haß des herzlich Geliebten.

Jüngling.

Vom Eigennutz ſing' und von Verrath,
Von Mord und diebiſchem Rauben;
Man wird dir jede falſche That
Wohl glauben.

Wenn ſie Beute vertheilt, Gewand und Gut,
Schlimmer als je ihr Zigeuner thut,
Das ſind gewohnte Geſchichten.

Zigeunerinn.

„Ach weh! ach weh! Was hab' ich gethan!
Was hilft mir nun das Lauſchen?
Ich hör' an meine Kammer heran
Ihn rauſchen.
Da klopfte mir hoch das Herz, ich dacht':
O hätteſt du doch die Liebesnacht
Der Mutter nicht verrathen?"

Jüngling.

Ach leider! trat ich auch einſt hinein
Und ging verführt im Stillen:
Ach Süßchen! laß mich zu dir ein
Mit Willen!
Doch gleich entſtand ein Lärm und Geſchrei,
Es rannten die tollen Verwandten herbei;
Noch ſiedet das Blut mir im Leibe.

Zigeunerinn.

„Kommt nun dieſelbige Stunde zurück,
Wie ſtill michs kränket und ſchmerzet!
Ich habe das nahe, das einzige Glück
Verſcherzet.
Ich armes Mädchen, ich war zu jung:
Es war mein Bruder verrucht genung,
So ſchlecht an dem Liebſten zu handeln."

Der Dichter.

So ging das ſchwarze Weib in das Haus,
In den Hof zur ſpringenden Quelle;
Sie wuſch ſich heftig die Augen aus,
Und helle

Ward Aug' und Geſicht, und weiß und klar
Stellt ſich die ſchöne Müllerinn dar
Dem erſtaunt-erzürnten Knaben.

Müllerinn.

Ich fürchte fürwahr dein erzürnt Geſicht,
Du Süßer, Schöner und Trauter!
Und Schläg' und Meſſerſtiche nicht;
Nur lauter
Sag' ich von Schmerz und Liebe dir
Und will zu deinen Füßen hier
Nun leben oder auch ſterben!

Jüngling.

O Neigung, ſage, wie haſt du ſo tief
Im Herzen dich verſtecket?
Wer hat dich, die verborgen ſchlief,
Geweckt?
Ach Liebe, du wohl unſterblich biſt!
Nicht kann Verrath und hämiſche Liſt
Dein göttlich Leben tödten.

Müllerinn.

Liebſt du mich noch ſo hoch und ſehr,
Wie du mir ſonſt geſchworen,
So iſt uns beiden auch nichts mehr
Verloren.
Nimm hin das vielgeliebte Weib!
Den jungen unberührten Leib!
Es iſt nun Alles dein eigen!

Beide.

Nun, Sonne, gehe hinab und hinauf!
Ihr Sterne, leuchtet und dunkelt!
Es geht ein Liebesgeſtirn mir auf
Und funkelt.

So lange die Quelle ſpringt und rinnt,
So lange bleiben wir gleichgeſinnt,
Eins an des Andern Herzen.

Endlich begegnen wir hier einmal einigen Müllerliedern. Je poetiſcher der Stoff iſt, der ſich an Mühle und Müllerinn anſchließt, deſto auffallender iſt es, daß Göthe dieſem Stoffe ſo ſelten nahe getreten. Welche große Zahl wunderlieblicher Lieder von der Müllerinn hat die neuere und neueſte Liebeslyrik aufzuweiſen! Man braucht hiebei nur an Einen Dichter zu erinnern, an den ausgezeichneten Griechenliederdichter Wilhelm Müller.

Obige vier Balladen, von denen die erſte, zweite und vierte eine dialogiſche Form haben, über deren Zweckmäßigkeit für die Einkleidung der Ballade ſich Göthe ausgelaſſen hat, ſind wahrſcheinlich ſämmtlich fremden Vorbildern nachgebildet. (Vergl. Viehoff II. S. 328 ꝛc.) Sie ſtehn in wechſelſeitiger Beziehung zu einander und machen, wie Göthe ſelbſt an Schiller ſchreibt, einen kleinen Roman aus*). In der erſten verſagt die Müllerinn dem Edelknaben Liebe, denn „Gleich und Gleich, ſo allein iſts recht!“ In der zweiten ſoll ſie vom Mühlbach erfahren, wie treu und innig ſie von dem Junggeſellen geliebt werde. In der dritten hat ſie dieſem gewillfahrt und doch ihn ſchmählich verrathen. In der vierten Ballade endlich bereut ſie ihren Verrath, fleht um Vergebung, empfängt ſie von dem Liebenden, und beide ſind ſelig in ihrer Liebe. —

Der Edelknabe in der erſten Ballade iſt offenbar ein andrer Liebhaber als in der zweiten. Wenn Viehoff meint, dagegen ſpreche der Umſtand, daß die zweite Ballade uns gleichfalls einen verſchmähten Liebhaber vorführt, ſo irrt er ſich wohl. Erſtlich kann ſolch ein Umſtand nichts dagegen beweiſen: warum ſoll die Müllerinn nicht bloß den höher ſtehenden Edelknaben ſondern auch den ihr an Rang gleichſtehenden Geſellen, und zwar wie hier bloß fürs Erſte, verſchmähn können? Zweitens

*) Vergl. über den Zuſammenhang der Römiſchen Elegien oben §. 25 und der Sonette unten §. 30, Nr. 7.

iſt in der erſten Ballade die Verſchmähung und Verſagung wirklich gemeint und geſchehn, während in der zweiten höchſtens nur eine aus Scherzhaftigkeit, Schalkheit, Leichtſinn, unbefangner Unſchuld hervorgegangne ſcheinbare Verſchmähung oder Verſagung der Gegenliebe angedeutet ſein kann, eine Scheinbarkeit, die als ſolche auch aus der dritten und noch mehr aus der vierten Ballade deutlich erkennbar ſein würde. Aber auch ſelbſt dieſer Schein wäre wohl noch zu leugnen, worüber weiter unten (A) mehr, und ſomit in der zweiten Ballade gar keine Verſchmähung zu ſuchen. Auch braucht der Ausdruck Knabe in der zweiten Ballade (ſo wie ſpäterhin in der vierten) keineswegs an den Edelknaben zu erinnern. Denn Knabe (ſo wie auch Junge) iſt bei Göthe öfters eine Bezeichnung für das blühende Jünglingsalter, wofür bereits oben §. 16, Nr. 2 hinreichende Beweisſtellen angeführt ſind.

Es wäre nun allerdings noch möglich, daß der Edelknabe in Verfolg der Worte „Gleich und Gleich, ſo allein iſts recht!" aus Liebe zur Müllerinn ſeinen höhern Rang aufgegeben hätte und Müllergeſell geworden wäre. Indeſſen wäre doch ſolch eine Annahme in der That nicht bloß zu geſucht, ſondern auch etwas lächerlich oder wenigſtens drollig und ſonderbar und wenig paſſend zu der Perſonal-Charakteriſtik in den drei letzten Balladen. Auch läßt ſich nicht der mindeſte Grund ausfindig machen, warum man danach ſtreben ſollte, den Edelknaben in der erſten und den Geſellen in den drei übrigen Balladen durchaus als Eine und dieſelbe Perſon dargeſtellt wiſſen zu wollen. Dadurch, daß in dieſem, ſo zu ſagen, Balladenzyklus zwei Liebhaber ohne alle Beziehung zu einander auftreten, wird ja die Einheit deſſelben und ſein innerſter Zuſammenhang nicht im Mindeſten geſtört. Im Gegentheil, da der Edelknabe eine andre Perſon iſt als der Knabe (Geſell), ſo bekommt die erſte Ballade als Einleitung zu den folgenden eine beſonders wichtige Bedeutung, ſie charakteriſirt uns die Hauptperſon des ganzen Zyklus, welche, wie ſchon der Titel und noch mehr der Inhalt ſagt, offenbar die ſchöne Müllerinn iſt, von vorneherein und trägt ſonach zur richtigen und klaren Auffaſſung des ganzen Liebesromans ſehr weſentlich bei.

Dagegen leuchtet augenblicklich von ſelbſt ein, daß der Liebhaber in der zweiten und der in der dritten ſo wie der in der vierten Ballade Eine und dieſelbe Perſon ſein ſollen, wenn auch der Charakter in der

zweiten so zart und liebevoll sinnig, in der dritten hingegen unedler und leichtfertig sinnlich erscheint. Diese verschiednen Züge sind aber nicht unvereinbar: Zeit, Gelegenheit, Umstände, ja die Liebe selbst kann solche Verschiedenheit bald hier bald dort, bald für längere Zeit bald für kürzere Momente hervorbringen. Auf ähnliche Weise ist andrerseits auch der Charakter der Müllerinn in der einen Ballade gar anders modifizirt als in der andern.

Viehoff nimmt noch einen andern Anstoß, und zwar mit Unrecht, daran, daß der Liebende in der vierten Ballade sogleich den Worten der Müllerinn traut, die er in der dritten zu den „Geübten" zählt und verrätherisch und hämisch erfunden hat. Das Glück der Gegenliebe läßt leicht die früheren leidenschaftlichen Urtheile und die erlittenen Beschimpfungen vergessen, was der Dichter sehr richtig in den letzten Strophen der vierten Ballade motivirt. Auch hat der Ausdruck „Geübten" wohl nicht die scharfe Beziehung, die Viehoff ihm unterlegt, zu erfahren. Und die Worte „Den Frauen vom Stande" und „Sein edles Liebchen frech betriegt" lassen sich noch in Einklang mit der Behauptung bringen, daß die Liebhaber in den drei letzten Balladen Eine Person sind.

Wie sich nun die verschiedenen einzelnen Charakterzüge gar wohl einheitlich verbinden lassen, so ist auch die Verknüpfung aller vier Balladen, so himmelweit verschieden auch ihre Charaktere im Allgemeinen sind, zu Einem Ganzen sehr gut möglich. Ja man wird sogar eingestehn müssen, daß Göthes launige Idee und scherzhaftes Kunststück, solche Verschiedenartigkeiten doch an Einen Faden anzureihen und diese vier fremdartigen Balladen vier verschiedenartiger Dichter zu Einem Ganzen, zu Einem Roman zusammenzustellen, eben so glücklich erdacht als meisterhaft durchgeführt ist, und daß gerade jene Verschiedenartigkeit der einzelnen Balladen einen neuen, besonderen Reiz, eine gespanntere Aufmerksamkeit, ein erhöhteres Interesse in das Ganze hereinbringt.

Wir haben schon oben den Zusammenhang der vier Balladen kurz angegeben. Legen wir jetzt den Inhalt dieses kleinen Romans noch etwas weitläufiger dar.

1) Die Müllerinn verschmäht den Edelknaben und seine Liebesbewerbungen theils aus Angst vor Nachrede theils weil Gleich und Gleich besser zu einander paßt. 2) Der Gleiche, der Junggeselle liebt sie zart

und innig und hofft auf ihre Hand; seines Herzens Geheimniß vertraut er dem Mühlbache an. 3) Der zarte Liebesfunke ist Glut und Flamme geworden. Statt diese Glut zu zähmen, läßt er sie in leidenschaftliche Sinnlichkeit ausarten. Die schalkhafte Müllerinn hat ihn zuerst erhört und sodann am Morgen schmählich verrathen. Er muß beraubt und beschimpft entfliehn und klagt über sein Unglück und den Verrath. Die Strafe war wohlverdient. Am Tage hatte er edle Liebe an der Stirne getragen und des Nachts der Sinnlichkeit gefröhnt und die Geliebte verführt. 4) Die früher so schalkhafte, leichtfertige Müllerinn bereut nun das Geschehene. Amors Pfeil prallt nicht mehr an ihrem Muthwillen ab, sondern ist tief ins Herz gedrungen. Der Leichtsinn hat sich in Reue und Thränen verwandelt. Sie folgt als Zigeunerinn verkleidet dem Geliebten und singt von Liebe und Mädchentreue; mehr als der Haß der Ihrigen gilt ihr der Haß ihres Geliebten. Nun hat sie ihr Glück verscherzt und möchte ihn so gerne von ihrer wahrhaften Liebe überzeugen. Da wirft sie die Hülle weg und erscheint ihm wieder als die schöne Müllerinn, liebkost ihm und will zu seinen Füßen leben und sterben. Im Jüngling erwacht wieder die alte Liebe, auch selbst der hämische Verrath hat sie nicht ersticken können. Und so vereinigen sich denn beide Liebende in inniger Liebe und sind in einander selig.

Im Jahr 1831 spricht sich Göthe gegen Eckermann (III. S. 360) ganz vortrefflich über das Wesen einer Trilogie aus: „— Es kommt darauf an, daß man einen Stoff finde, der sich naturgemäß in drei Partien behandeln lasse, so daß in der ersten eine Art Exposition, in der zweiten eine Art Katastrophe, und in der dritten eine versöhnende Ausgleichung stattfinde. In meinen Gedichten vom Junggesellen und der Müllerinn finden sich diese Erfordernisse beisammen, wiewohl ich damals, als ich sie schrieb, keineswegs daran dachte, eine Trilogie zu machen. — — — Ich habe Soret gerathen, mehr Trilogien zu schreiben, und zwar soll er es auch machen, wie ich es eben erzählt. Er soll sich nicht die Mühe nehmen, zu irgend einer Trilogie einen eignen Stoff zu suchen, vielmehr soll er aus dem reichen Vorrath seiner ungedruckten Poesien irgend ein prägnantes Stück auswählen und gelegentlich eine Art Introduktion und versöhnenden Abschluß hinzudichten, doch so, daß zwischen jeder der drei Produktionen eine fühlbare Lücke bleibe. Auf diese Weise kommt man weit leichter zum Ziele und erspart sich viel

Denken, welches bekanntlich, wie Meyer ſagt, eine gar ſchwierige Sache iſt." — (Vergl. unten §. 30, Nr. 13: „Trilogie der Leidenſchaft.")

Göthe hatte dabei wohl vergeſſen, daß er die Balladen von der ſchönen Müllerinn zu einer Tetralogie, nicht Trilogie, verbunden, indem er die erſte Ballade (A) gleichſam als Vorſpiel oder als Einleitung zu der, eine Introduktion bildenden zweiten Ballade (B) noch vorausgeſchickt hat und auf ſolche Weiſe den „kleinen Roman" nicht ohne Grund noch ohne Geſchick früher hat beginnen laſſen als mit der Liebe des Junggeſellen zur Müllerinn.

Gehn wir nun zu den einzelnen Balladen über.

A. Der Edelknabe und die Müllerinn.

Denn wer die artige Müllerinn ꝛc. Durch einen ironiſchen Scherz, der gleich von vorne herein die ſchalkhafte Heiterkeit der Müllerinn bezeichnet, weiß ſie die Bewerbung des Edelknaben von ſich fern zu halten. Gleich darauf führt ſie den wahren Grund ihrer Weigerung an: Gleich und Gleich, ſo allein iſts recht! — Den Müllerknecht, an dem iſt nichts zu verderben, im Gegenſatz zum feingeputzten Edelknaben, deſſen ſchönes dunkles Gewand ſich beim Küſſen weiß färben würde.

B. Der Junggeſell und der Mühlbach.

Dies Gedicht iſt offenbar das ſchönſte von allen vier. Es zeichnet ſich durch Zartheit und Innigkeit, durch den Schwung der Phantaſie, durch die Malerei und Farbe, melodiſchen Klang, anpaſſende Rhythmik, die Wahl der Ausdrücke im hohen Grade aus und iſt den ſchönſten Liebesgedichten Göthes beizuordnen.

Der Junggeſell und der Bach fühlen die Allgewalt der Liebe beim Anblick der ſchönen Müllerinn. Der Bach, immer raſch und voll, ſieht ſie ſchon am frühen Morgen in ihrer lieblichen Schönheit, ſo daß ihm gleich zum Dampfen heiß wird und er brauſend in Liebesglut ſich auf die Räder ſtürzt, und, ſeitdem ſie ſchafft, um ſo ſtärkere Kraft in ſich fühlt. Dann aber wird ihm ſo ſchwer fortzufließen, nur langſam krümmt er ſich durch Wieſen und gerne möchte er wieder zurückkehren, ihr liebes Angeſicht noch einmal zu ſchauen. Der Junggeſell fragt den Bach, wohin er ſo eilig wandre, beneidet ihn um ſeinen gelaſſnen Muth und um den freundlichen Blick der Müllerinn; erſtaunt, daß ſie ſchon im Waſſer

Liebesglut entzünde, gesteht er ein, um so weniger bei Fleisch und Blut Ruhe finden zu können, denn immer müsse er ihr nachgehn. Auch bedauert er den Bach, daß dieser nicht den Schmerz wie Andre fühle, wenn sie über seine Liebe lacht und scherzt und ihn weiter wandern heißt, während sie doch, wenn sie seine Liebe erhörte, wohl selbst ihn mit süßem Liebesblicke zurückholen würde und könnte. Endlich scheidet er von dem Gefährten seiner Liebesqual, dem Bache, in der Hoffnung, daß dieser ihm noch vielleicht einmal zur Freude (— jetzt ist er nur sein Leidensgefährte —) murmeln werde, und mit dem Auftrage, seinen stillen Wunsch und seine Hoffnung der Müllerinn gleich und oft zu sagen. So vertrauen Beide einander ihre Liebe zur Müllerinn, der Bach in vergeblicher melancholischer Sehnsucht, der Jüngling in stiller Hoffnung.

So munter. Vortrefflich wird im natürlichen und künstlichen Laufe und Leben des Bachs die Stufenreihe vor und während der Liebe allegorisch geschildert. Erst ist er leicht und munter in jugendlicher Heiterkeit und Unbefangenheit und strebt rüstig vorwärts in eiligem Laufe, von der Höhe nach dem Mühlenthale zu durch die Kunst gelenkt. Vor der Mühle, in einen Teich aufgefangen, wird sein Muth gelassner, er fließt langsamer und hat Zeit zu sehn, wie die freundliche Müllerinn nach ihm hinblickt, wenn sie beim Morgenlicht ihr Antlitz in ihm badet. Dieser Anblick giebt ihm um so bessre Kraft, und nachdem er sich gesammelt, stürzt er sich nunmehr in vollem Wogendrang auf die Räder der Mühle, daß die Schaufeln sausen. Hinter ihnen fließt er langsam und sich krümmend durch das Wiesenthal weiter, es wird ihm schwer, sich von ihr zu trennen, die Welle zögert und blickt in ihren Windungen noch manchmal nach der Mühle zu ihr sehnsüchtig hin. Auf so passende Weise aus der sichtbaren Natur gegriffen und auf die Seelennatur der jungen Liebe übertragen erscheint das Gemälde des Bachs im hohen Grade schön und anmuthig. — So höre doch; der Bach ist so eilig, daß er Anfangs gar nicht hören und antworten will. — Mich so gefaßt durch Dämmungen und Gräben. — Ich junges Blut im Gegensatz zum Bach, wie nachher „im Wasser" gegensätzlich zu „bei Fleisch und Blut." — Dann stürz' ich ꝛc.; besonders malend und unvergleichlich schön ist hier die Wiederkehr der Vokale a, au, ü, und der Konsonanten r, s, z und sch gewählt. — Du Armer, sie liebt dich ja nicht, sie treibt mit deiner Liebe Scherz. — Fühlst du nicht den

Schmerz wie Andre? Hinter den Worten „wie Andre" kann versteckt liegen: wie auch ich; und dann würde diese einzige Stelle eine Hindeutung darauf sein, daß auch der Junggesell und seine Liebe von der schalkhaften Müllerinn jetzt noch verlacht und verschmäht werde. (Vergl. oben.) Doch muß sein Glaube an solch eine Verschmähung noch sehr schwach sein, denn der letzten Strophe gemäß kann er noch auf Erhörung und Gegenliebe hoffen. Aber eben wegen dieser Strophe, in der er von seinem stillen Wunsch und seiner stillen Hoffnung spricht und Wunsch und Hoffnung so gerne der Müllerinn mitgetheilt sehn will, ließe in jenen Worten „wie Andre" keine Anspielung auf den Jüngling selbst, also auch keine geschehene Verschmähung seiner Liebe, sondern bloß der Gedanke sich finden: auch viele Andre lacht sie an und (wie man im gemeinen Leben sagt) läßt sie laufen. — Sie hielte dich wohl selbst zurück, sonst, d. h. wenn sie mit deiner Liebe mitfühlte, würde sie selbst (sogar) dich mit einem süßen Liebesblick zurückhalten. — Geselle im vorigen und in den früheren Jahrhunderten gleichbedeutend mit Gefährte, ein vorzügliches Lieblingswort Göthes. Hier heißt Geselle meiner Liebesqual entweder: du hast dieselbe Liebesqual zu leiden als ich, oder: du kennst und fühlst mit mir meine Liebesqual, oder (was das Beste ist) beides. — Du murmelst mir ꝛc.; wenn ich Gegenliebe finde, höre ich dich mit Herzensfreude, jetzt nur mit Bangigkeit des Zweifels und der Sehnsucht. — Der Knabe statt Jüngling, wie oft besprochen.

Diese durch und durch musikalische Ballade ist vortrefflich von Zelter, F. A. Kanne und C. Blum komponirt.

C. Der Müllerinn Verrath.

Zu der gröbern Sinnlichkeit und Frivolität und zu den unzarteren Scherzen dieser Ballade, welche kaum mehr als eine freie Uebertragung oder Nachbildung eines Französischen Volksliedes (En manteau, manteau sans chemise), obwohl voll gewandter Originalität ist, hat sich Göthe offenbar durch das Vorbild verlocken lassen.

Der Freund. Sonst gebraucht Göthe dies Wort oft vom Helden seiner Erzählungen, in seiner Autobiographie sogar zuweilen von sich selbst. Hier aber ist dieser Ausdruck nicht ganz ohne Sokratische Ironie, wie auch die folgende Vermuthung beweist. — Es hat ihn jener

Schalk betrogen, die Müllerinn, welche schon in der ersten Ballade sehr schalkhaft und leichtfertig erscheint. Man kommt aber trotzdem über diese Betrügerei nicht recht ins Klare, sie wird in der letzten Ballade für Leichtsinn ausgegeben („denn Leichtsinn wandelte sich in Reu' und Thränen") und auch sonst allerdings als zu jugendliche Schalkheit dargestellt. Doch muß man gestehn, daß einerseits solch ein schalkhafter Leichtsinn, den Geliebten so sehr der Beschimpfung, der Schmach und Noth auszusetzen, andrerseits der Mangel an Scham, vor Mutter und Bruder und Verwandten sich selbst so sehr zu prostituiren, doch unzweifelhaft auch selbst bei der leichtsinnigsten, scherzliebendsten Französinn alle, auch die weitesten Grenzen übersteigt. — Er drückt sich, d. h. er geht, ein Studentenausdruck, der hier um so bezeichnender ist, da „der Freund" wirklich gedrückt von dannen zieht. — Unschuld'ger Jüngling; er beschönigt selbst seinen Charakter und meint nur unbehende, ungeübt, unbewandert in Liebesabenteuern zu sein. Auch die hier zur Erklärung des Vorgefallnen und des Nichtvorgefallnen dienenden Worte der letzten Ballade „Nimm hin den jungen, unberührten Leib" können das Prädikat unschuldig nicht rechtfertigen, am Wenigsten, wenn er selbst es sich aneignet. Vielleicht hat er aber bloß in seinem Zorn und Grimme sehr falsche Ideen von Unschuld. — Und ach, sie war noch immer schön! Diese Empfindung dient mit dazu, uns darauf vorzubereiten, daß er in der letzten Ballade sich wirklich wieder zu ihr wendet. — Den Frau'n vom Stande mit ironischem Blick auf Putz und Staat und erklärt durch den gleich darauf folgenden Ausdruck „Geübte." Es ist wenigstens nicht nothwendig, an vornehme und an vielfach gemeine Frauenzimmer zu denken. — Diener, wer ihnen, d. h. ihren Lüsten dient. — Ich lache seiner tiefen Wunde; allerdings zeigt der Dichter hier wie im ganzen Ton der Ballade mehr hämisches Lachen, als zartes Mitgefühl, mehr leichten Scherz als sittlichen Ernst. — So gehe es jedem, der am Tage sein edles Liebchen frech betriegt. Es läßt sich diese Stelle, wollen wir sie in Zusammenhang mit den andern Balladen bringen, füglich nicht anders erklären, als wenn man sich denkt, es sei hier gemeint, der Junggesell hätte seine Geliebte für ein edles Liebchen halten und demnach edel und ehrlich zu Werke gehn, nicht aber am Tage sich ehrlich stellen und des Nachts ein Verführer sein sollen. Doch muß ich wohl gestehn, daß diese Erklärung

etwas gekünstelt erscheint, und daß ich mit der Stelle nicht ganz aufs Reine kommen kann. Jedenfalls paßt der Ausdruck edel Liebchen nicht auf die Müllerinn, wenigstens nicht für sie, wie sie sich in dieser Ballade zeigt. Göthe hat hier wohl, ohne an den ganzen Roman zu denken, das Französische Original zu treu wiedergegeben. (Qui trompent la maitresse honnête Par des serments le long du jour, Et sons trompés par la grisette La nuit au moulin de l'amour.) Ueberhaupt hat Viehoff nicht Unrecht, wenn er S. 348 sagt: „Am Widerspenstigsten (bei Ineinanderfügung der Theile zu Einem Ganzen) scheint mir die Französische Romanze gewesen zu sein, und darin dürften wir auch die Ursache zu suchen haben, warum Göthe mit dieser so spät zu Stande gekommen." — Mit allzukühner Wage heißt, ohne genau und sorgsam abzuwägen auf der Wage den Gewinn und den Verlust, das Gute und das Böse, die Ehre und die Schande, also, ohne viel zu erwägen, mit allzukühnem Wagen. Viehoff macht hier auf die Bedeutung des mittelhochdeutschen Worts diu wâge (Ungewißheit, nach welcher Seite der Ausschlag erfolgen werde, besonders wenn die Neigung nach der schlimmen Seite die wahrscheinlichere ist) aufmerksam und führt eine passende Parallelstelle aus Wielands Oberon an: „Ist einer unter euch, dem vor der Wage (=Wagniß) bangt?" —

D. Der Müllerinn Reue.

Die Verkleidung der Müllerinn in eine Zigeunerinn ist echt volksthümlich. (Vergl. Viehoff II. S. 343.)

Der Mutter Drohen, die fortan jeden Umgang mit dem Jüngling abgeschnitten wissen will. — Ich hör' — ihn rauschen im Geist. — Genung statt genug noch im vorigen Jahrhundert gäng und gäbe. — O Neigung ꝛc. Wir sind schon in der vorigen Ballade darauf vorbereitet, daß trotz der Wuth und der Schmach doch die Liebe zu tief im Herzen sitzt, als daß sie nicht alle Unbillen vergessen und wieder neu aufflammen könnte. — Die letzte Strophe schildert ungemein schön und herrlich die „göttliche Liebe."

Zelter hat auch diese vierte Ballade komponirt. Er schreibt an Göthe im Dezember 1802 (I. 38): „Nun habe ichs mit der Müllerinn Reue versucht, und es kommt nun darauf an, was Sie dazu sagen? Da es einmal zwei Personen singen müssen, so wird es gut sein,

wenn die eine ein Tenor iſt. Das Stück iſt leider etwas ſchwer zu produziren und muß gut gelernt werden, daß weder Athem noch Zunge fehlt. Der Tenor muß ſehr heftig und polternd deklamiren und der Diskant zuſammenhängend mild und herzvoll ſein." —

9. Das Blümlein Wunderſchön.

Lied des gefangnen Grafen. 1797.

Graf.

Ich kenn' ein Blümlein Wunderſchön
Und trage danach Verlangen;
Ich möcht' es gerne zu ſuchen gehn,
Allein ich bin gefangen.
Die Schmerzen ſind mir nicht gering;
Denn als ich in der Freiheit ging,
Da hatt' ich es in der Nähe.

Von dieſem ringsum ſteilen Schloß
Laſſ' ich die Augen ſchweifen
Und kanns von hohem Thurmgeſchoß
Mit Blicken nicht ergreifen;
Und wer mirs vor die Augen brächt',
Es wäre Ritter oder Knecht,
Der ſollte mein Trauter bleiben.

Roſe.

Ich blühe ſchön und höre dies
Hier unter deinem Gitter.
Du meineſt mich, die Roſe, gewiß,
Du edler armer Ritter!
Du haſt gar einen hohen Sinn,
Es herrſcht die Blumenköniginn
Gewiß auch in deinem Herzen.

Graf.

Dein Purpur iſt aller Ehren werth
Im grünen Ueberkleide;
Darob das Mädchen dein begehrt,
Wie Gold und edel Geſchmeide.
Dein Kranz erhöht das ſchönſte Geſicht:
Allein du biſt das Blümchen nicht,
Das ich im Stillen verehre.

Lilie.

Das Röslein hat gar ſtolzen Brauch
Und ſtrebet immer nach oben;
Doch wird ein liebes Liebchen auch
Der Lilie Zierde loben.
Wem's Herze ſchlägt in treuer Bruſt
Und iſt ſich rein, wie ich, bewußt,
Der hält mich wohl am Höchſten.

Graf.

Ich nenne mich zwar keuſch und rein
Und rein von böſen Fehlen,
Doch muß ich hier gefangen ſein
Und muß mich einſam quälen.
Du biſt mir zwar ein ſchönes Bild
Von mancher Jungfrau, rein und mild:
Doch weiß ich noch was Liebers.

Nelke.

Das mag wohl ich, die Nelke, ſein,
Hier in des Wächters Garten,
Wie würde ſonſt der Alte mein
Mit ſo viel Sorgen warten?
Im ſchönen Kreis der Blätter Drang,
Und Wohlgeruch das Leben lang,
Und alle tauſend Farben.

Graf.

Die Nelke ſoll man nicht verſchmähn,
Sie iſt des Gärtners Wonne:
Bald muß ſie in dem Lichte ſtehn,
Bald ſchützt er ſie vor Sonne;
Doch was den Grafen glücklich macht,
Es iſt nicht ausgeſuchte Pracht:
Es iſt ein ſtilles Blümchen.

Veilchen.

Ich ſteh' verborgen und gebückt
Und mag nicht gerne ſprechen,
Doch will ich, weil ſichs eben ſchickt,
Mein tiefes Schweigen brechen.
Wenn ich es bin, du guter Mann,
Wie ſchmerzt michs, daß ich hinauf nicht kann
Dir alle Gerüche ſenden.

Graf.

Das gute Veilchen ſchätz' ich ſehr:
Es iſt ſo gar beſcheiden
Und duftet ſo ſchön; doch brauch' ich mehr
In meinem herben Leiden.
Ich will es euch nur eingeſtehn:
Auf dieſen dürren Felſenhöhn
Iſts Liebchen nicht zu finden.

Doch wandelt unten, an dem Bach,
Das treuſte Weib der Erde
Und ſeufzet leiſe manches Ach,
Bis ich erlöſet werde.
Wenn ſie ein blaues Blümchen bricht
Und immer ſagt: Vergiß mein nicht!
So fühl' ichs in der Ferne.

Ja in der Ferne fühlt ſich die Macht,
Wenn zwei ſich redlich lieben;
Drum bin ich in des Kerkers Nacht
Auch noch lebendig geblieben.
Und wenn mir faſt das Herze bricht,
So ruf' ich nur: Vergiß mein nicht!
Da komm' ich wieder ins Leben.

Dies Lied dichtete Göthe, angeregt auf ſeiner Schweizerreiſe 1797 durch die Notiz in Tſchudis Chronik, daß Johann Graf von Habsburg-Rapperswyl (1350 bei einer Verſchwörung gegen Zürich gefangen genommen) im Gefängniß das Lied „Ich weiß ein Blümelein" gedichtet habe. — Der ritterliche Minneton in ſeiner liebenswürdigen Zartheit und der einfache Volksliederklang in ſeiner unübertrefflichen Klarheit ſind in dieſem Liede auf eine ungemein ſchöne Weiſe moderniſirt.

Wir beſitzen Kompoſitionen dieſes Liedes von Zelter, Anſchütz und A. L. Crelle.

10. Schäfers Klagelied. 1801.

Da droben auf jenem Berge
Da ſteh' ich tauſendmal
An meinem Stabe gebogen
Und ſchaue hinab in das Thal.

Dann folg' ich der weidenden Herde,
Mein Hündchen bewahret mir ſie.
Ich bin herunter gekommen
Und weiß doch ſelber nicht wie.

Da ſtehet von ſchönen Blumen
Die ganze Wieſe ſo voll.
Ich breche ſie, ohne zu wiſſen,
Wem ich ſie geben ſoll.

Und Regen, Sturm und Gewitter
Verpaſſ' ich unter dem Baum.
Die Thüre dort bleibet verſchloſſen;
Doch alles iſt leider ein Traum.

Es ſteht ein Regenbogen
Wohl über jenem Haus;
Sie aber iſt weggezogen,
Und weit in das Land hinaus,

Hinaus in das Land und weiter,
Vielleicht gar über die See.
Vorüber, ihr Schafe, vorüber!
Dem Schäfer iſt gar ſo weh.

Dies Gedicht (ſo wie auch die beiden folgenden) iſt durch den geiſtreichen Göthezirkel hervorgerufen, wenigſtens in demſelben zuerſt vorgetragen. Nämlich im Winter 1804 pflegte Göthe einen auserleſenen Kreis geiſtreicher Männer und beſonders Frauen in ſeinem Hauſe faſt wöchentlich zu verſammeln, „ganz ohne ſpekulative Zwecke, ſagt er (**31.** 128), eine edle Geſellſchaft, an unſerm (Göthes und Schillers) Umgange und ſonſtigen Leiſtungen ſich erfreuend, — — eine Vereinigung, wo Neigung ohne Leidenſchaft, Wetteifer ohne Neid, Geſchmack ohne Anmaßung, Gefälligkeit ohne Ziererei und zu alle dem Natürlichkeit ohne Rohheit wechſelſeitig in einander wirkten.“ Da das Romantiſche in dieſem Kreiſe vorwaltete, ſo mußte ſich (erzählt Falk) „jeder Ritter eine anweſende Dame zum Fräulein erwählen, deren Dienſt er ſich ausſchließlich widmete und der er zarte Huldigungen von Liebe und Treue darbrachte. Göthen hatte Neigung, frühere Wahl und gegenſeitiges Wohlwollen die eben ſo liebenswürdige als ſchöne und geiſtreiche Gräfinn E. zugeführt.“ — Manche ſchöne lyriſche Gedichte Göthes verdanken wir dieſen Anregungen, und es würden noch weit mehrere der Art entſtanden ſein, wenn nicht der Störenfried v. Kotzbue, „der Widerſacher, den ſie ungeachtet ſeiner anklopfenden klüglichen Verſuche nicht hereinließen“, (der auch nie Göthes Haus betreten hat) dem Vereine einen Stoß gegeben, ſo daß er allmälig einſchlummerte.

Das obige Lied, deſſen Zelterſche Kompoſition bekannt genug iſt, (auch B. Klein hat es komponirt) ſoll Göthe, wie Falk erzählt, der genannten Gräfinn E. oder einer andern Dame zu Ehren gedichtet haben. (Ob das Falkſche Hiſtörchen wahr ſei, weiß ich nicht zu entſcheiden.) Es hat einen volksthümlichen Charakter und iſt, wie an Farbe, Ton und Rhythmus, ſo auch in ſeiner idylliſchen Einfachheit und Lieblichkeit ausgezeichnet ſchön und wie zum Geſange geſchaffen: „ein zarter Flötenhauch der wehmüthig klagenden Nachtigall".

11. Frühzeitiger Frühling. 1801.

Tage der Wonne,
Kommt ihr ſo bald?
Schenkt mir die Sonne
Hügel und Wald?

Reichlicher fließen
Bächlein zumal.
Sind es die Wieſen,
Iſt es das Thal?

Bläuliche Friſche!
Himmel und Höh'!
Goldene Fiſche
Wimmeln im See.

Buntes Gefieder
Rauſchet im Hain;
Himmliſche Lieder
Schallen darein.

Unter des Grünen
Blühender Kraft
Naſchen die Bienen
Summend am Saft.

Leiſe Bewegung
Bebt in der Luft
Reizende Regung,
Schläfernder Duft.

Mächtiger rühret
Bald ſich ein Hauch,
Doch er verlieret
Gleich ſich im Strauch.

Aber zum Buſen
Kehrt er zurück.
Helfet, ihr Muſen,
Tragen das Glück!

Saget, ſeit geſtern
Wie mir geſchah?
Liebliche Schweſtern,
Liebchen iſt da!

Das ſchöne, lebendige Bild, wie im Frühling Alles überall lebt und webt, erfüllt ganz die Seele des Dichters, zumal da er liebt und der Liebende alles Schöne in der Natur um ſo lebendiger auffaßt und um ſo begieriger in ſich aufnimmt, je glücklicher ihn ſeine Liebe macht. Die Muſen ſollen ihm ſein Glück tragen helfen, denn er weiß nicht, wie ihm geſchehn, da ſeine Geliebte erſcheint.

In der Kürze der Verſe und ihrem daktyliſch rollenden Rhythmus iſt die Abgeriſſenheit der Gedanken und das überall flüchtig vorüberwandernde Wahrnehmen mit Auge und Ohr trefflich gemalt: das Beben und Zucken und Fliegen der Wonne.

Zelter, B. Klein und Hauptmann haben dies Lied komponirt.

12. Frühlingsorakel. 1801.

Du prophet'ſcher Vogel du,
Blüthenſänger, o Coucou!
Bitten eines jungen Paares
In der ſchönſten Zeit des Jahres
Höre, liebſter Vogel du;
Kann es hoffen, ruf' ihm zu:
Dein Coucou, dein Coucou,
Immer mehr Coucou, Coucou.

Hörſt du! Ein verliebtes Paar
Sehnt ſich herzlich zum Altar;
Und es iſt bei ſeiner Jugend
Voller Treue, voller Tugend.
Iſt die Stunde denn noch nicht voll?
Sag', wie lang' es warten ſoll?
Horch! Coucou! Horch! Coucou!
Immer ſtille! Nichts hinzu!

Iſt es doch nicht unſre Schuld,
Nur zwei Jahre noch Geduld!
Aber wenn wir uns genommen,
Werden Pa- pa- papas kommen?
Wiſſe, daß du uns erfreuſt,
Wenn du viele prophezeiſt.
Eins! Coucou! Zwei! Coucou!
Immer weiter Coucou, Coucou, Cou.

Haben wir wohl recht gezählt,
Wenig am Halbdutzend fehlt.
Wenn wir gute Worte geben,
Sagſt du wohl, wie lange wir leben?

Freilich, wir geſtehen dirs,
Gern zum Längſten trieben wirs.
Cou Coucou, Cou Coucou
Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou.

Leben iſt ein großes Feſt,
Wenn ſichs nicht berechnen läßt.
Sind wir nun zuſammen blieben,
Bleibt denn auch das treue Lieben?
Könnte das zu Ende gehn,
Wär' doch alles nicht mehr ſchön.
Cou Coucou, Cou Coucou :,:
Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou.
(Mit Grazie in infinitum.)

Der Kukuk gilt auch heute noch im Volksglauben für einen weiſſagenden Vogel, und manche Volkslieder ſingen von ihm. Vielleicht hat ſolch ein Deutſches oder (wie man aus der von Göthe hier gewählten Form Coucou ſchließen will) Franzöſiſches Lied ihm vorgeſchwebt. Der lange Kukuksruf am Schluſſe und ſein origineller Zuſatz „mit Grazie in infinitum" ſoll der Liebe ewige Treue prophezeien.

Blüthenſänger = der Sänger zur Zeit der Blüthen. — Blieben, ältere Form für geblieben. —

Truhn hat dies Gedicht recht hübſch komponirt.

13. Sehnſucht. 1802.

Was zieht mir das Herz ſo?
Was zieht mich hinaus?
Und windet und ſchraubt mich
Aus Zimmer und Haus?
Wie dort ſich die Wolken
Am Felſen verziehn!
Da möcht' ich hinüber,
Da möcht' ich wohl hin!

Nun wiegt ſich der Raben
Geſelliger Flug;
Ich miſche mich drunter
Und folge dem Zug.
Und Berg und Gemäuer
Umflittigen wir;
Sie weilet da drunten,
Ich ſpähe nach ihr.

Da kommt ſie und wandelt;
Ich eile ſobald,
Ein ſingender Vogel,
Zum buſchigen Wald.
Sie weilet und horchet
Und lächelt mit ſich:
„Er ſinget ſo lieblich
Und ſingt es an mich.“

Die ſcheidende Sonne
Vergoldet die Höhn;
Die ſinnende Schöne,
Sie läßt es geſchehn.
Sie wandelt am Bache
Die Wieſen entlang,
Und finſter und finſtrer
Umſchlingt ſich der Gang.

Auf einmal erſchein' ich,
Ein blinkender Stern.
„Was glänzet da droben
So nah und ſo fern?“
Und haſt du mit Staunen
Das Leuchten erblickt:
Ich lieg dir zu Füßen,
Da bin ich beglückt!

Die Frische und das Feuer der Gefühle, so wie auch der kühne Flug der Phantasie, durch den passenden Rhythmus noch mehr hervorgehoben, erinnern lebhaft an die Zeit der ersten Liebesepochen des Dichters. Vielleicht ist das Gedicht auch weit früher entstanden, als veröffentlicht.

Die Sehnsucht treibt ihn mächtig hinaus ins Freie; auf die Felsen, in die Wolken möchte er; dem Zug der Raben folgt sein Auge über Berg und Gemäuer, wo er nach der Geliebten späht. Da kommt sie, erkennt lächelnd im Waldgesang den Gesang an sie und wandelt dann den dunkleren Pfad längs dem Bache an der Wiese und schaut mit froher Ahnung nach dem blinkenden Stern. Nun zeigt er sich ihr und liegt ihr zu Füßen in seligem Glück.

Außer der trefflichen Komposition von Beethoven besitzen wir noch eine von Zelter und von B. Klein.

---

14. Selbstbetrug. 1802.

Der Vorhang schwebet hin und her
Bei meiner Nachbarinn.
Gewiß, sie lauschet überquer,
Ob ich zu Hause bin,

Und ob der eifersücht'ge Groll,
Den ich am Tag gehegt,
Sich, wie er nun auf immer soll,
Im tiefen Herzen regt.

Doch leider hat das schöne Kind
Dergleichen nicht gefühlt.
Ich seh', es ist der Abendwind,
Der mit dem Vorhang spielt!

Der Dichter hatte aus Eiferſucht gegen die Nachbarinn am Tage gegrollt und nimmt ſich vor, den Groll auch ferner zu bewahren. Doch iſt bei dieſem Grolle keineswegs die Liebe entflohn. Daher ſieht er ſich um ſo ſchmerzlicher getäuſcht, als er wähnt, aus dem Schweben des Vorhangs vermuthen zu können, daß ſie nach ihm lauſche, und nun bemerken muß, daß der Abendwind die Veranlaſſung des Schwebens iſt.

Das niedliche Gedichtchen iſt ſo leicht als vielleicht der Groll oder gar die Neigung des Dichters.

---

15. Die glücklichen Gatten. 1803.

Nach dieſem Frühlingsregen,
Den wir, ſo warm, erfleht,
Weibchen, o ſieh den Segen,
Der unſre Flur durchweht!
Nur in der blauen Trübe
Verirrt ſich fern der Blick;
Hier wandelt noch die Liebe,
Hier hauſet noch das Glück.

Das Pärchen weißer Tauben,
Du ſiehſt, es fliegt dorthin,
Wo nun beſonnte Lauben,
Gefüllte Veilchen blühn.
Dort banden wir zuſammen
Den allererſten Strauß,
Dort ſchlugen unſre Flammen
Zuerſt gewaltig aus.

Doch als uns vom Altare,
Nach dem beliebten Ja,
Mit manchem jungen Paare
Der Pfarrer eilen ſah:

Da gingen andre Sonnen
Und andre Monden auf,
Da war die Welt gewonnen
Für unſern Lebenslauf.

Und hunderttauſend Siegel
Bekräftigten den Bund,
Im Wäldchen auf dem Hügel,
Im Buſch am Wieſengrund,
In Höhlen, im Gemäuer
Auf des Geklüftes Höh;
Und Amor trug das Feuer
Selbſt in das Rohr am See.

Wir wandelten zufrieden,
Wir glaubten uns zu zwei;
Doch anders wars beſchieden,
Und ſieh! wir waren drei,
Und vier und fünf' und ſechſe;
Sie ſaßen um den Topf,
Und nun ſind die Gewächſe
Faſt all' uns übern Kopf.

Und dort in ſchöner Fläche
Das neugebaute Haus
Umſchlingen Pappelbäche,
So freundlich ſiehts heraus!
Wer ſchaffte wohl da drüben
Sich dieſen frohen Sitz?
Iſt es mit ſeiner Lieben
Nicht unſer braver Fritz?

Und wo im Felſengrunde
Der eingeklemmte Fluß
Sich, ſchäumend aus dem Schlunde,
Auf Räder ſtürzen muß:

Man ſpricht von Müllerinnen
Und wie ſo ſchön ſie ſind;
Doch immer wird gewinnen
Dort hinten unſer Kind.

Doch wo das Grün ſo dichte
Um Kirch' und Raſen ſteht,
Da wo die alte Fichte
Allein zum Himmel weht,
Da ruhet unſrer Todten
Frühzeitiges Geſchick
Und leitet von dem Boden
Zum Himmel unſern Blick.

Es blitzen Waffenwogen
Den Hügel ſchwankend ab.
Das Heer, es kommt gezogen,
Das uns den Frieden gab.
Wer, mit der Ehrenbinde,
Bewegt ſich ſtolz voraus?
Es gleichet unſerm Kinde!
So kommt der Karl nach Haus.

Den liebſten aller Gäſte
Bewirthet nun die Braut;
Sie wird am Friedensfeſte
Dem Treuen angetraut.
Und zu den Feiertänzen
Drängt jeder ſich herbei;
Da ſchmückeſt du mit Kränzen
Der jüngſten Kinder drei.

Bei Flöten und Schalmeien
Erneuert ſich die Zeit,
Da wir uns einſt im Reihen
Als junges Paar gefreut,

Und in des Jahres Laufe,
Die Wonne fühl' ich schon!
Begleiten wir zur Taufe
Den Enkel und den Sohn.

Endlich einmal begegnet uns auch ein Göthisches Gedicht, worin er das Glück der Ehe und zufriednen Häuslichkeit empfindet oder sich ausmalt und schildert — ein ihm ganz fremdes Süjet, und doch so schön dargestellt. Er hat dies Gedicht, wie er sich gegen Eckermann (II. 47) ausspricht, immer lieb gehabt: „Ich habe das Gedicht immer lieb gehabt, und es freut mich, daß Sie ihm ein besonderes Interesse schenken. Und daß der Spaß zuletzt noch auf eine Doppel-Kindtaufe hinausgeht, dächte ich, wäre doch artig genug!" — Es steht übrigens in der Ausgabe seiner Werke zweimal, erstlich unter obigem Titel **1.** 126, zweitens auch unter dem Titel „Fürs Leben" **3.** 45 ohne alle Varianten. Viehoffs (II. 476) vollständige Erläuterung möge hier Platz finden.

„In der That verdient das Gedicht diese Vorliebe; denn es ist von inniger, herzlicher Empfindung durchdrungen, und die sprachliche und metrische Ausführung ist überaus reinlich, leicht und gefällig. Aber zu den geselligen Liedern, denen es nicht bloß vom Dichter bei seinem ersten Erscheinen im Taschenbuch auf das Jahr 1804, sondern auch in der Gedichtsammlung beigeordnet worden, kann es nicht gezählt werden; es ist vielmehr ein liebliches idyllisches Lebensgemälde.

Besonders merkwürdig muß uns dieses Gedicht darum sein, weil Göthe mit ihm aus seiner gewöhnlichen poetischen Sphäre heraustritt, und dennoch so glücklich in der Behandlung des Gegenstandes ist. Es sind diesmal ganz fremde Situationen, die er uns vorführt, Lebenslagen, die von der seinigen ganz abweichen. Er nähert sich hier dem Genre, dessen verunglückte, triviale Bearbeitung durch Schmidt von Werneuchen u. A. er in den „Musen und Grazien in der Mark" verspottet hatte. Wie er dort die gemeine Darstellung der ländlichen Häuslichkeit durch Parodie und Satire bekämpfte, so setzt er ihr hier ein Muster schöner Behandlung entgegen. Alles ist hier einfach, und doch Alles edel gehalten; nichts wird berührt, was über den Horizont des einmal angenommenen Standpunktes hinausläge, aber nichts erinnert auch an das Rohe, Dürftige, Beschränkte, was in der Wirklichkeit innerhalb dieses

Kreiſes liegt. Wahrſcheinlich war es der Beſitz des kleinen Freigutes Roßla, wovon er in den Annalen unter dem Jahre 1802 ſpricht, und der dadurch veranlaßte häufige ländliche Aufenthalt, was ihn zu dieſer Production angeregt hat. Er hatte dabei Gelegenheit genug, auch die Schattenſeiten der ländlichen Exiſtenz kennen zu lernen. Am 28. April 1801 ſchrieb er von Oberroßla an Schiller, der in ſeinem letzten Briefe von allerlei muſikaliſchen und Tanz-Ergötzlichkeiten zu Weimar geſprochen hatte: „Ich habe dieſe Tage gerade das Gegentheil von Geſang und Tanzkunſt erlebt, indem ich mit der rohen Natur und über das ekelhafte Mein und Dein im Streite lag. Heute bin ich meinen alten Pachter erſt los geworden, und nun giebt es noch ſo Manches zu beſorgen und zu bedenken, da der neue erſt Johannis einzieht.“ Aber hier bewährte ſich der Dichter als der echte Scheidekünſtler des Lebens, der den edlen Gehalt von den verunreinigenden Schlacken zu ſondern weiß; von dem Gefühl ſolcher Beſchränkungen iſt nicht der leiſeſte Hauch in dem Gedichte zu vernehmen. In den Annalen ſpricht ſich Göthe über jenes Verhältniß in folgender Weiſe aus: „Zwar hatte ſich ſchon deutlich genug hervorgethan, daß, wer von einem ſo kleinen Eigenthum wirklich Vortheil ziehen will, es ſelbſt bebauen, beſorgen und, als ſein eigener Pachter und Verwalter, den unmittelbaren Lebensunterhalt daraus ziehen müſſe, da ſich denn eine ganz artige Exiſtenz darauf gründen laſſe, nur nicht für einen verwöhnten Weltbürger. Indeſſen hat das ſogenannte Ländliche, in einem angenehmen Thale, an einem kleinen baum- und buſchbegrenzten Fluſſe, in der Nähe von fruchtreichen Höhen, unfern eines volkreichen und nahrhaften Städtchens, doch immer etwas, das mich Tage lang unterhielt und ſogar zu kleinen poetiſchen Produktionen eine heitere Stimmung verlieh. Frauen und Kinder ſind hier in ihrem Elemente, und die in Städten unerträgliche Gevatterei iſt hier wenigſtens in ihrem einfachſten Urſprunge; ſelbſt Abneigung und Mißwollen ſcheinen reiner, weil ſie aus den unmittelbaren Bedürfniſſen der Menſchheit hervorſpringen.“ — Auf Eines glaube ich noch aufmerkſam machen zu müſſen, wie ſchön nämlich der Dichter den Glanz des Glückshimmels, der ſich in dem Liede ausbreitet, in Nr. 8 durch einige Wölkchen zu dämpfen gewußt hat. Zugleich knüpft er dadurch, der frommen Geſinnungsweiſe der hier dargeſtellten Welt getreu, das Irdiſche an das

Im Gedicht „Ungeduld“ (B. 33) nennt Göthe die Thränen einen „ſeligen Lobgeſang.“

Vortrefflich hat F. H. Himmel dies Gedicht komponirt, eben ſo v. Moſel.

17. Bergſchloß. 1803.

Da droben auf jenem Berge
Da ſteht ein altes Schloß,
Wo hinter Thoren und Thüren
Sonſt lauerten Ritter und Roß.

Verbrannt ſind Thüren und Thore,
Und überall iſt es ſo ſtill;
Das alte verfallne Gemäuer
Durchklettr' ich, wie ich nur will.

Hier neben lag ein Keller
So voll von köſtlichem Wein;
Nun ſteiget nicht mehr mit Krügen
Die Kellnerinn heiter hinein.

Sie ſetzt den Gäſten im Saale
Nicht mehr die Becher umher,
Sie füllt zum heiligen Mahle
Dem Pfaffen das Fläſchchen nicht mehr.

Sie reicht dem lüſternen Knappen
Nicht mehr auf dem Gange den Trank,
Und nimmt für flüchtige Gabe
Nicht mehr den flüchtigen Dank.

Denn alle Balken und Decken
Sie ſind ſchon lange verbrannt,
Und Trepp' und Gang und Kapelle
In Schutt und Trümmer verwandt.

Doch als mit Zither und Flaſche
Nach dieſen felſigen Höhn
Ich an dem heiterſten Tage
Mein Liebchen ſteigen geſehn:

Da drängte ſich frohes Behagen
Hervor aus verödeter Ruh,
Da gings wie in alten Tagen
Recht feierlich wieder zu,

Als wären für ſtattliche Gäſte,
Die weiteſten Räume bereit,
Als käm' ein Pärchen gegangen
Aus jener tüchtigen Zeit,

Als ſtünd' in ſeiner Kapelle
Der würdige Pfaffe ſchon da
Und fragte: Wollt ihr einander?
Wir aber lächelten: Ja!

Und tief bewegten Geſänge
Des Herzens innigſten Grund,
Es zeugte ſtatt der Menge
Der Echo ſchallender Mund.

Und als ſich gegen Abend
Im Stillen Alles verlor,
Da blickte die glühende Sonne
Zum ſchroffen Gipfel empor.

Und Knapp' und Kellnerinn glänzen
Als Herren weit und breit;
Sie nimmt ſich zum Kredenzen
Und er zum Danke ſich Zeit.

Der erste Vers ist gleichlautend mit dem ersten Verse in „Schäfers Klagelied" (Nr. 8) und mit vielen Volksliedern. Nicht bloß die vielen Alliterationen und Assonanzen sondern der Ton und die Farbe des Gedichts überhaupt sind volksliedartig. Vergangenheit und Gegenwart verschlingen sich kunstreich und zauberhaft in einander.

Etwas unklar könnten die beiden letzten Verse erscheinen: „Sie nimmt sich zum Kredenzen Und er zum Danke sich Zeit." Allein man ersieht aus dem Ganzen, daß Knappe und Kellnerinn hier dieselben erscheinen, wie oben das Brautpaar, und hier um so richtiger als Bezeichnung der in die Vergangenheit hinüberversetzten Gegenwart gelten. So schließt Göthe mit dem Gedanken: Sie, wie die Kellnerinn, und er, wie der Knappe der Vergangenheit, verweilen in dieser Phantasierolle gern und lange und ungestört und unbeachtet und freuen sich ihrer Liebe auf antik naive Art. Der Weise des Dichters und dem Wesen seiner lyrischen Muse war es ja immer willkommner, solch ein Verhältniß sich phantasiereich zu poetisiren, als an Brautpaar und Traualtar lange zu denken.

Im Uebrigen hat Kannegießer dies Gedicht recht klar erläutert. Wir geben seine Erklärung, mit Auslassung seiner hier wenigstens nicht passenden Exkursion über Geister- und Dichterleben, vollständig wieder.

„Das „Bergschloß" ließe sich in zwei Hälften theilen. Die ersten sechs Strophen schildern die Trümmern und die alte Zeit, die letzten sieben die Erneuerung der Vergangenheit; die ersten sind nur eine Erinnerung, eine Vergleichung dessen, was da war, mit dem, was es jetzt ist, die letzten eine Vergegenwärtigung der alten Zeit, eine Umbildung, ein Blick in den Zauberspiegel; in den ersten ist bloß das leibliche, in den letzten das geistige Auge beschäftigt. Die erste Hälfte wird also durch die zweite dichterisch. Doch hat auch jene schon an und für sich etwas Anziehendes, theils durch die einzelnen bezeichnenden Züge, theils und noch mehr durch das Lebendige und Heitere, was in das Schauerliche und Stille verwebt ist. Der Anfang ist sehr einfach und dem alten Balladenton gemäß, wie denn wirklich ein altdeutsches Lied anfängt: „Da droben auf jenem Berge, da steht ein goldenes Haus." Göthe hat es nicht verschmäht, Schäfers Klagelied damit anzufangen, und sich dieses Anfangs hier sogar noch einmal zu bedienen. In den folgenden Versen

„Wo hinter Thoren und Thüren ſonſt lauerten Ritter und Roß" wird man ſogleich an die doppelte Beſtimmung der alten Burgen erinnert, denn ſie dienten nicht bloß zu Schutz und Wehr, ſondern zum Ueberfall, zum Plündern und Rauben; letzteres liegt beſonders in dem lauerten. Dem ehemaligen Getümmel wird die gegenwärtige Stille entgegengeſetzt; kein Thor und keine Thür hindert jetzt, der Wandrer beſteigt und durchklettert die Trümmern und belebt allein das tiefe Schweigen. Er ſpäht umher, und ſein Blick verweilt am Liebſten bei dem Keller und bei dem Gedanken, daß er ehemals gefüllt war, und nun wird die Einbildungskraft erſt lebendig. Er ſieht die Kellnerinn hinunter und hinaufſteigen, die heitere, denn ſie hat ja den erheiternden Trank für den weltlichen Gebrauch, für die Gäſte des Burgherrn im Saale, ſo wie für den geiſtlichen Gebrauch, für das Abendmahl; aber auch unterwegs ſchon theilt ſie davon mit dem lüſternen Knappen, lüſtern nach dem Wein nämlich. In der flüchtigen Gabe und dem flüchtigen Dank ſieht man ſie gleichſam auf dem Gange eilig ihre Gunſt austheilen und den Dank hinnehmen, damit ſie nicht zu ſpät komme und ſich dadurch verrathe. Aber ſo iſt es geweſen, ſo iſt es nicht mehr, und das Bild der Zertrümmerung wird uns noch einmal in der ſechſten Strophe mit verſtärkten Zügen vorgeführt, ungezwungen und doch mit Kunſt, damit die folgende Schilderung um ſo mehr dagegen abſteche. Der Dichter allein kann die Oede noch nicht beleben, er gedenkt nur, und grade, weil er das ehemalige heitere Leben ſchildert, nicht ohne Wehmuth an die entſchwundenen Tage; aber es bedarf nur noch eines Weſens außer ihm, nämlich ſeiner Freundinn, ſeiner Geliebten, um die Oede zur freundlichſten Gegenwart umzuſchaffen. Er ſieht ſie und zwar an einem heitern, an dem heiterſten Tage den Berg beſteigen, während er vielleicht ſonſt ſchon bei trübem Wetter die Ruine beſucht hatte, und wir ſehen ſie nicht minder als er, ſo lebendig iſt die Darſtellung durch den kleinen Zuſatz mit Zither und Flaſche. Vorher war er ungeachtet des ſchönen Wetters trübe geweſen; nun wird ihm wohl zu Muth, er iſt bei ihr (das ſehen wir aus dem Folgenden), und beide führen in einem kleinen Duodrama die alte Zeit verjüngt auf die morſche Bühne. Recht feierlich geht es zu, aber feierlich fröhlich, eine gewöhnliche Fröhlichkeit läßt Ort und Andenken nicht zu. Mit keckem Liebesmuthe denkt ſich der Dichter das Liebſte, was ihm widerfahren kann, die eheliche Verbindung mit ſeinem

Liebchen, und zwar nach Art und Weiſe der alten Zeit. Eine zahlreiche Hochzeitsgeſellſchaft erwartet den Bräutigam und die Braut in einem der weiteſten Säle der Burg, die beiden Brautleute ſind aus jener tüchtigen Zeit, alſo ſelbſt recht tüchtig, treu, ehrbar und tugendlich, und nun geht es in die Kapelle. Der Ausdruck Pfaffe, der vorher ſchon gebraucht war, hat nichts Entwürdigendes, er heißt ja der würdige. Das Weſentliche der prieſterlichen Einſegnung iſt die Frage an Braut und Bräutigam. Das Dichteriſche liegt hier in der Antwort: Wir aber lächelten Ja; es bedurfte keines Wortes, unſre frohen Mienen bezeichneten hinlänglich unſern Willen, unſer Verlangen. Höchſt anmuthig und dichteriſch, ja ich möchte ſagen, faſt wunderſam iſt in den letzten Strophen Wirkliches und Gedachtes verſchmolzen, und hierher gehört eine Stelle aus der Lebensbeſchreibung des Dichters, worin es heißt: „Ein Gefühl, das bei mir gewaltig überhand nahm, und ſich nicht wunderſam genug äußern konnte, war die Empfindung der Vergangenheit und Gegenwart in Eins: eine Anſchauung, die etwas Geſpenſtermäßiges in die Gegenwart brachte. Sie iſt in vielen meiner größern und kleinern Arbeiten ausgedrückt, und wirkt im Gedicht immer wohlthätig, ob ſie gleich im Augenblick, wo ſie ſich unmittelbar am Leben und im Leben ſelbſt ausdrückte, jedermann ſeltſam, unerklärlich, vielleicht unerfreulich ſcheinen mußte.“ In dieſem Gedicht thut ſie, wie ſchon geſagt, eine beſonders liebliche Wirkung, und wie in der letzten Strophe mehr die Vergangenheit vorherrſcht, ſo ſtehen wir in den folgenden wieder mehr in der Gegenwart, oder dort iſt gewiſſermaßen die Gegenwart in die Vergangenheit hineingebildet, und hier die Vergangenheit in die Gegenwart. Der Dichter ſtimmt mit ſeinem Liebchen ein Lied an, und dieſes dünkt ihn wie das Hochzeitlied in der Kapelle, und ſo lebt er in den erſten Verſen: „Und tief bewegten Geſänge des Herzens innigſten Grund“ noch ganz in der Vergangenheit, aber in den folgenden Zeilen: „Es zeugte ſtatt der Menge der Echo ſchallender Mund“ wird er und wir mit ihm aus der alten Zeit wieder herausgeriſſen, wir tauchen auf und der Zauber iſt zerſtört: ſie ſind beide allein, keine Hochzeitgäſte um ſie her, ſie ſtehen auf der Ruine, aber Ein Gefühl, das Gefühl der Liebe, bleibt in dem Buſen des Dichters, und ein Zauber wird nur durch den andern verdrängt, denn die Stimmen des Pärchens wiederholen ſich in den Felſen und die vorher nur gedachten, nur im

Geiſte belebten, werden nun wirklich, ſie antworten durch die Stimme der Echo; aus den Klüften, wo die Ritter und Frauen ſchlafen, hallt es wieder, ſie haben den Geſang gehört, die Phantaſie des Dichters hat ſie magiſch berührt, und wenn ſie nicht perſönlich erſcheinen können, ſo antworten ſie doch und geben ihre Gegenwart durch einen leiſen und leiſeren, verhallenden Nachruf zu erkennen. Ein ſchöneres Bild für die Stimme der Geiſter, die wir uns doch höchſtens mit einem Scheinkörper, mit einem verfeinerten luftartigen Weſen bekleidet denken können, giebt es wohl kaum als die Echo: das Nebelhafte, kaum Sichtbare wird durch das Verhallende, kaum noch mit dem Ohr Erfaßbare trefflich ausgedrückt und das Perſönliche des Nachhalls als Echo belebt das bloß Gedachte und Geſtaltloſe, ohne daß die Farbe der Griechiſchen Mythologie ſtörte. Wie lebendig iſt hier jedes Wort, der ſchallende Mund, das Zeugen, und die Echo, nicht das Echo. In der That, es liegt eine Fülle von Poeſie in dieſen Zeilen, die man freilich nicht empfindet, wenn man ohne Verweilen ſie leiſe für ſich lieſt oder ſie vorleſen hört, und die Echo des Leſers bleibt ſtumm, denn ſie vernahm nur einen Schall, nicht den helleren, geiſtigen Ruf der Poeſie. — — — Es iſt indeſſen Abend geworden, eine beſonders dichteriſche Zeit, weil ſie ſinnlich einen Schleier über die Wirklichkeit breitet, wie es der Dichter geiſtig thut. Und grade über dieſen zunächſt folgenden Verſen liegt denn auch ein abendlicher Duft; der Gedanke ſchwimmt in einem Dämmerlichte, und kann kaum von dem Auge des Verſtandes erkannt werden, und ſo ſchlimm dies meiſtens und bei den ſchlechten nebulirenden Dichtern immer der Fall iſt, ſo paßlich iſt es hier. Und als ſich gegen Abend im Stillen alles verlor, das heißt wohl, als die liebliche Phantaſie nach grade erloſch, als wieder mehr Gefühl des Wirklichen eintrat; da erſetzt gleichſam die Natur, was der Dichter nicht mehr feſtzuhalten vermag, ſie blickt ihn und die geliebte Freundinn mit glühendem Strahl an, und ſo ſtehen ſie oben in einer ſinnlichen Verklärung; aber hiemit kehrt auch die Einbildungskraft des Dichters zurück; aus dem Pärchen iſt der Knapp' und die Kellnerinn geworden und zwar auf eine ſchönere Weiſe, ſie begegnen ſich nicht mehr im Schloſſe und auf dem Gange, ſie nimmt nicht mehr die flüchtige Gabe für den flüchtigen Dank, die Vergangenheit iſt nicht mehr, oder ſie verjüngt ſich vielmehr gar lieblich, ſie iſt nicht und iſt doch, ſie ſtehen beide frank und frei, ihre verklärten Geſtalten glänzen

weit hinab ins Thal und zwar als Herren, denn ſie ſind ja durch ihr Dortſein für den Augenblick Beſitzer des Schloſſes, ſie ſchenkt ihm ein und eilt nicht wie ſonſt ſchnell an ihm vorüber, und er dankt nicht mit einem ſchnellen Blick, die Zeit drängt ja nicht, er dankt mit ſüßen Worten, er dankt, wenn ſie es gut heißen will, und wie ſollte es das Liebchen nicht, mit etwas Süßerem, als Worte ſind, er küßt gewiß die holden Lippen, die ihm den Becher kredenzt haben. Und wo ſind wir nun, in der Gegenwart oder in der Vergangenheit? Ich weiß es nicht, der Dichter und ſein Liebchen ſind uns zum Knappen und zur Kellnerinn geworden, ſind Herren der Burg, und doch iſt es ja der Dichter und ſein Liebchen. So umfaſſen wir mit Einem Blick, mit Einem Gefühl beide Zeiten, Vergangenheit und Gegenwart, die verfallene und die belebte Burg. So gewährt uns der Dichter, was der Tod einſt gewähren wird, und wenn ſchon hier in manchen Gemüthern das Gefühl dauerhaft und ewig iſt, ſo wird in jenem neuen Leben einſt alles vereinigt ſein, Aeußeres und Inneres, Sinne und Geiſt, Verſtand und Gefühl. Hier iſt alles Stückwerk, alles vereinzelt, und nur der Dichter, der göttliche Dichter läßt uns in einen Zauberſpiegel ſchauen und giebt uns einen Vorſchmack künftiger Wonnen." —

18. Nachtgeſang. 1804.

O gieb, vom weichen Pfühle,
Träumend, ein halb Gehör!
Bei meinem Saitenſpiele
Schlafe! was willſt du mehr?

Bei meinem Saitenſpiele
Segnet der Sterne Heer
Die ewigen Gefühle;
Schlafe! was willſt du mehr?

Die ewigen Gefühle
Heben mich, hoch und hehr,
Aus irdiſchem Gewühle;
Schlafe! was willſt du mehr?

Vom irdiſchen Gewühle
Trennſt du mich nur zu ſehr,
Bannſt mich in dieſe Kühle;
Schlafe! was willſt du mehr?

Bannſt mich in dieſe Kühle,
Giebſt nur im Traum Gehör.
Ach, auf dem weichen Pfühle
Schlafe! was willſt du mehr?

Wir können den Liederkranz der zweiten Lebensepoche unſers Dichters nicht würdiger ſchließen, als mit dieſem wunderzarten und wunderlieblichen Liebesgeſang, deſſen Anregung er einem Italieniſchen Volksliede verdankt.

Mit lieblichſter Einfachheit und melodiſch ſüßem Klange verbindet dies Lied einen großen Kunſtreichthum des Rhythmus und des Reims. Durch Inhalt und Form weht Ein Geiſt der Harmonie. Die immer ſich wiederholende Melodie mit dem Refrain, „eine äußerſt glückliche Veranſchaulichung des Wiegens und Einſchläferns“ (wie Kurz in ſeinem Kommentar ſagt), muß wohl den Tondichter anlocken und begeiſtern. „Das ganze Gedicht iſt Muſik, ſagt Poggel ſehr treffend. Das zarte, dringende Verlangen, in die Seele der einſchlummernden Geliebten noch die ſüße Ueberzeugung unbegrenzten Wohlwollens zu flößen und Himmel und Erde, äußre und innere Natur mit dem reinen Gefühle des Herzens in Einklang zu bringen, und ſo die Liebe bis zur höchſten Andacht und ſeligſten Begeiſterung unſers Weſens zu läutern, verbunden mit dem Wunſche, daß auch die Geliebte von dieſer Seligkeit des Gefühls bis zum letzten Abklingen des Bewußtſeins in Traum und Schlaf möge durchdrungen werden: dieſe Regungen ſprechen aus allen Bildern und Tönen, womit dieſe Verſe uns berühren. Weil es immer nur Ein Gefühl iſt, was mit leiſem Wechſel ſich äußert und aufgiebt und dann

wieder einholt, so bleiben auch dieselben Klänge gerne im Ohr, besonders da sie eine für die ganze Empfindung so malerische Bewegung haben." — Vischer fügt Folgendes hinzu: „So gerne ich im Ganzen in dies begeisterte Lob einstimme, so möchte ich doch Eines zu bedenken geben: ob nicht das Gedicht in den beiden Schlußstrophen etwas zu sehr sinke. Der Dichter stellt eine edle, entsagungsreiche Liebe dar, die nicht auf Aeußerung der Gegenliebe Anspruch macht, die sich an sich selbst erlebt. Der Liebende verlangt nur ein halb Gehör; der Refrain: Schlafe! was willst du mehr? vergegenwärtigt immer aufs Neue die Bescheidenheit seiner Wünsche. Der reine, ruhige Sternenhimmel, zu dem er aufblickt, giebt seinen Empfindungen eine religiöse Weihe (Str. 2); es sind keine flüchtigen, eiteln Empfindungen, die ihn bewegen, es sind ewige Gefühle. Sie heben ihn zu hehren Höhen empor (Str. 3) und lassen allen Tand des irdischen Gewühls hinter ihm versinken. Nach einem so edeln und würdigen Inhalte der drei ersten Strophen will die Klage (in Str. 4 und 5), daß die Geliebte ihn nur zu sehr vom irdischen Gewühl trenne und in die Abendkühle banne, nicht recht gefallen; jedenfalls möchte den beiden Endstrophen ein reicherer, bedeutsamerer Gehalt zu wünschen sein." —

Wir werden dies Bedenken am Ersten schwinden sehn, wenn wir über Inhalt und Zweck des Refrains „Schlafe! was willst du mehr" einig sind. Wie durch Gleichklänge und namentlich durch den Reim Hauptvorstellungen verstärkt werden und vorherrschend aus dem Ganzen hervortreten sollen: so liegt das Wesen des mit dem Reim innerlich verwandten Refrains darin, die Hauptgedanken eines Gedichts zu tragen und hervorzuheben und auf die Hauptpointe des Ganzen immer wieder hinzuweisen. Es wird demnach zuvörderst der Refrain in unserm Liede schärfer ins Auge zu fassen und zu analysiren sein, da wir durch ihn zum vollsten Verständniß des Einzelnen wie des Ganzen am Besten gelangen. Er ist in allen fünf Strophen völlig gleichlautend als derselbe bedeutsame Schlußstein hingesetzt, und doch nüancirt sich seine Bedeutung in jeder Strophe je nach dem Inhalt der vorhergehenden Verse. Denn wollte man diese nicht in seine Bedeutung mit hereinziehn, sondern ihn allein an und für sich nehmen; — so daß „Schlafe! was willst du mehr?" so viel heißen sollte, als: „Schlafe! was willst du mehr als schlafen? was, so nackt genommen, wohl das Trivialste,

ja das Unzarteſte, das Lächerlichſte wäre, oder: „Schlafe! was willſt du mehr, als daß ich dir den Schlaf gönne oder wünſche? was zwar minder trivial, doch aber immer noch etwas matt und gedankenleer wäre: ſo würde man von dem innerſten Zuſammenhange des Refrains mit dem Uebrigen und von ſeiner ſchöneren Bedeutſamkeit gar ſehr abirren. Das richtige Verſtändniß des Refrains reduzirt ſich auf eine richtige Beziehung der Frage: „was willſt du mehr?“ Dieſe Frage kann ſich unmöglich ganz allein auf den Ausruf „Schlafe“ beziehn; wäre das, ſo ließe ſie ſich nur, wie eben berührt, vervollſtändigen: was willſt du mehr als ſchlafen? oder, als dir von mir den Schlaf gegönnt oder gewünſcht wiſſen? Und ſolche Vervollſtändigung, ſolch eine Auffaſſung wird ſchwerlich jemand hier für zuläſſig erachten wollen. Vielmehr findet die Frage: was willſt du mehr? ihre Vervollſtändigung und Beziehung jedesmal in den vorangehenden Verſen, alſo: Schlafe, was willſt du mehr als bei dieſem Bewußtſein (deſſen, was die früheren Verſe ſagen), bei dieſer Gewißheit ſanft und ruhig ſchlummern? Man kann ſich auch die beiden Theile des Refrains (den Imperativ und die Frage) umgeſtellt denken, ſo daß es urſprünglich hätte heißen ſollen: Was willſt du mehr (als was die vorhergehenden Verſe andeuten)? (darum) ſchlafe (ruhig, ſanft ꝛc.)! Von dieſer natürlichen Stellung der Sätze wäre dann der Dichter abgewichen, und ſolche Abweichung, wonach der Imperativ „Schlafe“ einen mehr parentheſiſchen Klang bekommt und gleichſam διὰ μέσου, wie die Grammatiker es nennen, geſtellt iſt, eine beſondere oratoriſche und poetiſche Kraft habe, hört wohl jedermann heraus.

Hienach werden wir nun im Stande ſein, uns aus jeder einzelnen der fünf Strophen die richtige Beziehung und die volle Bedeutung nicht allein beider Theile des Refrains für ſich (des Imperativs und des Frageſatzes) ſondern auch ihres Zuſammenhanges aufs Klarſte und Vollſtändigſte zu entwickeln und zu erläutern. Nehmen wir z. B. die dritte Strophe. Die Frage des Refrains: „Was willſt du mehr“ bezieht ſich hier auf die drei erſten Verſe dieſer Strophe („Die ewigen Gefühle Heben mich hoch und hehr Aus irdiſchem Gewühle“) und würde hiedurch vervollſtändigt daher ſo zu erweitern ſein: Was willſt du mehr, als daß mich die ewigen Gefühle hoch und hehr aus irdiſchem Gewühle heben? oder, als daß du weißt, als daß ich dir ſage, wie mich

die .... heben? Alſo: ſchlafe ſanft und ruhig (du kannſt ſanft und ruhig ſchlafen) in dieſem Bewußtſein; denn was willſt du mehr als dieſe Gewißheit?

Sind wir nun aber ſchon mit dieſer Strophe und ihrem vollſtändigen Verſtändniß zu Ende? Keineswegs. „Die ewigen Gefühle“ erinnern an die vorhergehende Strophe, und durch ſie wird die innigere Verbindung der dritten Strophe mit der zweiten bewirkt und ſomit auch der Sinn des Refrains als des Hauptträgers der dritten Strophe mit der zweiten Strophe verknüpft. Eine ſolche Verknüpfung geht aber kunſtreich durch das ganze Lied hindurch, wie der jedesmalige dritte Vers jeder Strophe, der zugleich jedesmal der erſte der folgenden Strophe iſt, deutlichſt bekundet. Und ſo kommen wir zu dem Schluß: der Refrain der erſten Strophe erhält ſeine Bedeutung durch die vorangehenden Verſe derſelben Strophe, der Refrain der zweiten nicht bloß durch die drei vorangehenden Verſe derſelben Strophe, ſondern auch durch die ganze erſte Strophe, auf gleiche Weiſe jeder Refrain in den folgenden Strophen immer nicht bloß durch die vorangehenden Verſe ſeiner Strophe ſondern auch durch alle ganzen vorangehenden Strophen. In ſolcher höchſt kunſtreichen und ſchönen Verknüpfung ſteigert ſich mit jeder Strophe die Bedeutſamkeit des Refrains, die demgemäß in der fünften Strophe größer iſt als in der vierten, in dieſer größer als in der dritten u. ſ. w. Und mit der ſo ſteigenden Bedeutſamkeit ſteigert ſich auch der Gedankenreichthum. Um dieſe zwiefache Steigerung deutlich an den Tag zu legen, müſſen wir den Inhalt jeder einzelnen Strophe nach der Reihe nicht bloß mit ſeiner Analyſe ſondern auch in ſeiner vervollſtändigenden Ausdehnung und Erweiternng weitläufig darlegen.

In der erſten Strophe bittet der Dichter die Geliebte um ein halb Gehör, d. h. halb träumend halb wachend, im Uebergange vom Wachen zum Schlafen möge ſie ſeinen Geſang empfinden, und doch gönnt er ihr andrerſeits die völlige Ruhe des Schlafs und ſchließt: Schlafe! was willſt du mehr, als in der Empfindung meines Saitenſpiels (daß es dir gelte) ſanft einſchlafen?

Die zweite Strophe knüpft er an das Saitenſpiel der erſten Strophe an; in ihm, dem Saitenſpiele, ſegnet der Sterne Heer ſeine ewigen Gefühle. Schlafe! (fährt er fort) was willſt du mehr, als gewiß ſein, daß in meinem Saitenſpiele ſich der himmliſche Segen

der ewigen Gefühle dabei ausdrückt, und in dieſer Gewißheit ruhig und ſanft ſchlummern?

An die ewigen Gefühle der zweiten Strophe reiht ſich in der dritten Strophe die Idee, daß ſie ihn aus irdiſchem Gewühle hoch emporheben, und er ſchließt: Schlafe! was willſt du mehr, als mit der Gewißheit einſchlummern, daß meine im Saitenſpiel geſegneten ewigen Gefühle mich aus dem irdiſchen Gewühl hoch emporhoben?

Die Trennung von dem irdiſchen Gewühl und die Bannung in die Nähe der Geliebten iſt in der vierten Strophe bezeichnet, und ihr Refrain ſagt: Schlafe! was willſt du mehr, als ruhig ſchlummern in dem Bewußtſein und der Empfindung, daß mich die beim Saitenſpiel geſegneten ewigen Gefühle vom irdiſchen Gewühl trennen und in deine Nähe bannen?

An dieſe Bannung knüpft ſich nun weiter in der fünften Strophe die Idee, daß ſie nur träumend ihn höre. Und trotz der Sehnſucht, ſie gerne wachend und ihm nachempfindend und mit ihm gleichfühlend zu wiſſen, gönnt er ihr doch die glückliche Ruhe und ſchließt das Lied: Schlafe! was willſt du mehr, als daß du ruhig und getroſt in jener Zuverſicht auf meine ſelige Liebe ſchlafeſt? (Ich gönne dir lieber dieſen ruhigen, vom Liebestraum umgaukelten Schlaf, als daß du gleich mir in der Seligkeit der Gefühle liebende, ſehnende Unruhe empfändeſt und vor ihr dem Schlaf entſagen ſollteſt.)

Dieſe allerdings proſaiſche Zerſetzung und chemiſche Verbindung der Strophen war, ſo wenig man auch ſonſt geneigt ſein mag, das Schöne durch Zertheilung und Weitſchweifigkeit zu verunzieren, diesmal doch nothwendig, einerſeits, um die Bedeutſamkeit des Refrains in aufſteigender Linie zu verdeutlichen, andrerſeits um durch dieſe Verdeutlichung zugleich einen tiefen Blick in das innerſte Innere des Ganzen und ſeines Zuſammenhanges zu ermöglichen. War dieſe Analyſe zugleich ſtufenweiſe ſynthetiſch, ſo werden wir jetzt um ſo beſſer eine analytiſche Syntheſe uns darzuſtellen im Stande ſein. Wir können aber, bei Weglaſſung des Refrains, ſchon auf rein grammatiſche Weiſe den Zuſammenhang des Ganzen erläutern, wenn wir die erſte Strophe als Hauptſatz, die drei folgenden als relativiſch ſubordinirte Nebenſätze und die letzte uns

wieder als Hauptſatz denken und das Ganze in Eine Periode umformen, etwa ſo:

Gieb träumend ein halb Gehör bei meinem Saitenſpiele, bei welchem der Sterne Heer die ewigen Gefühle ſegnet, die mich hoch emporheben aus dem irdiſchen Gewühle, von dem du mich trennſt in deine Nähe mich bannend; du hörſt nur träumend mein Saitenſpiel.

Und hiezu der Wunſch des Refrains: Schlafe ſanft! Ich gönne dir ſolche Ruhe des Schlafs! Schlafe! was willſt du mehr? —

Wir können aber auch eine ähnliche grammatiſche Prozedur auf eine andre Weiſe machen, nämlich mit der Schlußſtrophe beginnen und nun rückwärts bis zur Anfangsſtrophe aufwärts ſteigen, etwa alſo:

Schlafe! ich wünſche dir den ſanften Schlaf, wenn du auch nur träumend ahnſt, daß du mich an dich bannſt aus dem irdiſchen Gewühle, aus welchem mich die ewigen Gefühle emporheben, die, geſegnet vom Sternenheer, in meinem Saitenſpiel dir ertönen; ſchlafe! was willſt du mehr? ich bin glücklich, wenn du auch nur im Traum dies mein Saitenſpiel halb hörſt!

Demgemäß wäre die innigſte Zartheit der Liebe des Dichters darin zu ſuchen, daß er durch ſeine tiefen und warmen Gefühle und Empfindungen die Ruhe ihres Schlafes begründet ſich denkt und, ſo gerne er ſie auch im Wachen an ſolcher Liebe theilnehmend wüßte, doch ihr die Ruhe des Schlafes lieber gönnt und ſchon zufrieden und glücklich iſt, wenn ſie auch bloß träumend ſeine innige Liebe empfindet oder ahnt.

Aber die zum Refrain gewordene Wiederholung des Wortes Schlafe am Ende jeder Strophe hat auch noch eine andre Beſtimmung. Und ſomit kommen wir zu dem eigentlichen Kern des ganzen Liedes. Nämlich mit jeder Strophe beginnt der Dichter den Geſang zu ihr. Dieſer Geſang möchte gerne von ihr gehört und mitgefühlt ſein, das wünſcht ſeine Sehnſucht, ſein Verlangen. Aber ſo oft ſich dieſer Wunſch ſeiner Sehnſucht auch regt, immer unterdrückt der Sänger ihn aus Liebe zu ihr, um ihr den ſüßen Schlaf nicht zu rauben. Auf ſolche Weiſe iſt der Kampf zwiſchen der egoiſtiſchen, nach Gehör, nach Mitgefühl, nach Aeußerung einer Gegenliebe verlangenden Sehnſucht und der aufopfernden, entſagenden, nur das Wohl der Geliebten, nicht die eigne Seligkeit berückſichtigenden wahren, himmliſchen Liebe und der Sieg dieſer reinen

Liebe in ihm aufs Evidenteſte ausgeprägt. Und wie dieſer Sieg ihm gelungen, geht daraus hervor, daß er noch am Anfang „um ein halb Gehör“ bittet, und daß ſie am Schluſſe ſeines Geſanges „nur im Traum“ (alſo auch nicht einmal halbträumend, ein halbes) Gehör giebt. Die Geliebte iſt alſo nicht im Mindeſten durch ſein Saitenſpiel aus dem Schlafe geweckt.

Aus der bisherigen Darſtellung geht hervor, daß in dem Liede allerdings eine Entſagung liegt, aber keineswegs in dem Sinne, als entſagte der Dichter der Gegenliebe. Er entſagt in ſeiner edlen, uneigennützigen Liebe nur für jetzt dem Mitgefühl, der Theilnahme, der Aeußerung einer Gegenliebe. Die Worte „Giebſt nur im Traum Gehör“ ſagen nicht: im Wachen willſt du meine Liebe nicht erhören, ſondern: jetzt hörſt du mein Saitenſpiel (von meiner Liebe) nur im Traum; auch damit iſt er ſchon zufrieden, auch darin iſt er ſchon glücklich. Seine Anſpruchsloſigkeit labt ſich an ſeiner Liebe und ihrer Ruhe. Daß die Geliebte ihn „nur zu ſehr“ in die Abendkühle, d. h. in ihre Nähe banne, iſt nicht ſowohl eine Klage als ein Geſtändniß der zaubervollſten Bannung an ſie. Grade daß ſeine himmliſch verklärten ewigen Gefühle durch ſie hervorgerufen worden und zu ihr immer und ewig zurückkehren, iſt ja in Verbindung mit der zarten Reſignation des Refrains der Hauptgedanke und die Hauptpointe. Auch Poggel deutet wohl auf dieſe Hauptpointe hin, wenn er in dieſem Liede das zarte Verlangen des Dichters, in ihre Seele die Gewißheit ſeiner Liebe einzuflößen, mit dem Wunſche vereinigt findet, daß auch ſie beim Einſchlummern von dieſer Seligkeit des Gefühls möge durchdrungen werden. Nur muß in Bezug auf dieſe Verbindung, wie oben bemerkt, noch hinzugefügt werden, daß das ſehnende Verlangen beſiegt wird von der zarten Reſignation; es taucht in jeder Strophe auf und wird am Schluſſe derſelben jedesmal überwunden.

Wir haben am Anfange unſrer Erklärung berührt, daß Göthe eine Anregung zu dieſem wunderzarten Liebesgeſange einem Italieniſchen Volksliede verdankt. Dies Volkslied lautet alſo:

Tu sei quel dolce fuoco
L'anima mia sei tu.
E degli affetti miei —
Dormi! che vuoi di più?

E degli affetti miei
Tien le chiave tu.
E di sto cuore hai —
Dormi! che vuoi di più?

E di sto cuore hai
Tutte le parti tu.
E mi vedrai morire —
Dormi! che vuoi di più?

E mi vedrai morire,
Se lo commandi tu.
Dormi! bel idol mio!
Dormi! che vuoi di più?

Man erkennt ſogleich, daß von einer Uebertragung oder Ueberſetzung*), ja ſelbſt auch nur von einer Bearbeitung bei Göthe nicht im Mindeſten die Rede ſein kann. Außer dem allerdings wörtlich überſetzten Refrain, der aber bei Göthe, wie oben gezeigt, in einem weit tiefern Verbande mit den übrigen Gedanken ſteht und einerſeits einen bedeutenderen Gedankenreichthum an ſich, andrerſeits in ſeiner Antitheſe zum Uebrigen die Pointe des ganzen Gedichts, den Sieg der Reſignation über das ſehnſüchtige Verlangen, deutlichſt ausprägt, während er im Italieniſchen Liede einen viel loſeren Zuſammenhang, eigentlich nur eine Abbrechung des Gedankens darbietet und um ſo bedeutungsloſer erſcheint — außer dieſem Refrain und der jedesmaligen Wiederholung des dritten Verſes der vorhergehenden Strophe am Anfang der folgenden hat Göthe auch nicht das Mindeſte nachgebildet oder nachgeahmt, ſondern durchaus originell geſchaffen, und zwar ein Lied, das über dem Italieniſchen in jeder Beziehung ſo hoch ſteht, als der Uranus über dem Tartarus.

Jetzt nur noch einzelne Bemerkungen.

Die regelmäßige Verſchmelzung und Abwechſelung der jambiſchen Rhythmen mit den trochäiſchen und daktyliſchen veranſchaulicht aufs

*) Lebrecht Drewes hat eine wörtlichere Ueberarbeitung verſucht. Siehe Viehoff II. S. 494.

Schönſte den Kampf zwiſchen dem Verlangen und der Liebe. Nur zwei Reime, die Hauptvorſtellungen vorzugsweiſe hervorhebend, ſchlingen ſich durchs ganze Lied. Auch dieſe Zweiheit des Reimklanges paßt vortrefflich zu der Zweiheit der Ideen, des Verlangens und der Liebe.

Schlafe! ꝛc. Drewes giebt in ſeiner Nachbildung das Dormi im Italieniſchen Liede minder gut durch Schlummre wieder. Dies paßt wohl allenfalls beſſer zum „halb Gehör“ in der erſten Strophe, weniger aber für die drei folgenden Strophen und am Wenigſten für die letzte. — Der Sterne Heer, die himmliſche Verklärung der Liebe. — Nur zu ſehr, ſo daß ich Alles vergeſſe und fliehe; allerdings ein zu viel, aber deshalb doch keine Klage. — Bannſt mich, vom Zauberbann. — Ach! Seufzer der Sehnſucht und der Entſagung: ich darf nicht dich wecken! — Kühle; ſehr proſaiſch und auch wohl lächerlich wäre der das Weſen eines Liebesſtändchens gänzlich verkennende Gedanke, der Dichter klage hier über die Abendkühle; die Kühle iſt ihm gar erſt recht erwünſcht für die Wärme ſeines Blutes. — Wir brauchen nur an die Stelle des Gedichts „Sehnſucht“ (ſ. oben Nr. 11) zu denken: „Was windet und ſchraubt mich aus Zimmer und Haus?“ Dies Winden und Schrauben aus Zimmer und Haus iſt vorausgegangen, und in dieſe Kühle, in ihre Nähe hält ſie ihn wie gezaubert. Aber er iſt an die Kühle gebannt, er wagt nicht näher, nicht herein zu kommen, um ſie nicht aus ihrem ſanften Schlaf zu wecken. Die Zartheit läßt ihn lieber ſich bangen und ſehnen, als ſie mit ſeinen Liebesverſicherungen und Liebesgeſängen wecken.

Bei dem Refrain könnte noch die Frage entſtehn, ob willſt oder mehr den Redeton habe? Die oben dargelegte Vervollſtändigung ſpricht für die Hauptbetonung des mehr, und die Komponiſten haben dieſe auch vorgezogen.

Die Kompoſitionen von B. Klein und Zelter ſind vortrefflich. Zelter ſchreibt im Juli 1804 (Briefw. I. S. 126) an Göthe: „Da Ihr Brief heute wieder liegen bleibt, ſo ſende ich ein Lied (obiges) mit, das ich ſo eben gemacht. Reichardt hat das Italieniſche Gedicht ſo ſchön in Muſik geſetzt, daß ich nicht daran dachte, es zu komponiren; indeſſen fand ich heute Ihr Gedicht, und da gings mit eins drüber hin, und ich will zufrieden ſein, wenn ſich meine Melodie zur Reichardtſchen verhält,

wie die Ueberſetzung des Gedichts zum Original.“ Und Göthe antwortet ihm im Auguſt (Briefw. I. S. 132): „Die Melodie des Ständchens iſt ſehr angenehm und paßt freilich beſſer auf mein Lied, als mein Lied auf die Reichardtſche ſehr lobenswürdige Melodie paßt, wofür Ihnen alſo der ſchönſte Dank dargebracht ſein ſoll.“ —

Dritter Abſchnitt.

1806 bis 1832.

---

§. 29.

Ueberſicht. Bettina. Die Unbekannte in Marienbad.

Wir kommen nunmehr zur dritten Lebensperiode unſers Dichters, die man nicht mit Unrecht hinſichts ſeiner geiſtigen Thätigkeit die lehrhafte Periode, hinſichts ſeines Liebeslebens im Gegenſatz zu der Jugendliebe der erſten und zu der äſthetiſchen Liebe der zweiten Periode die Periode „der Hausmannsliebe" genannt hat.

Im Jahr 1807 ſtarb ihm ſeine treu geliebte und treu liebende Mutter, ſo wie auch die hochgefeierte Großherzoginn Anna Amalia. 1809 ließ er ſich des Staatsdienſtes entheben und trat auch von der Leitung des Theaters zurück. 1815 ward er zum erſten Staatsminiſter erhoben. 1825 feierte er heiter, allgeehrt und vielfach beſternt ſein funfzigjähriges Jubelfeſt als Weimaraner, nachdem 2 Monate vorher ſein edler Großherzog ein gleiches Feſt gefeiert hatte. Dieſen ſeinen vieljährigen Freund und Geiſtesverwandten verlor er 1828 durch den Tod, ſo wie ſeinen einzigen Sohn Auguſt 1830, und im Jahr 1832 am 22. März ging er ſelbſt zur ewigen Ruhe ein.

Seine Geiſtesthätigkeit hat nie geraſtet. Dafür zeugen nicht bloß die große Anzahl von kritiſchen Arbeiten und Aufſätzen über bildende Kunſt, Schauſpielkunſt, über mannigfache Gebiete der Naturwiſſenſchaften u. ſ. w., ſondern auch, und zwar vorzugsweiſe, ſeine ſelbſtſchöpfe-

rischen, weit eingreifenden Werke, die oft verkannten und doch immer klassisch bleibenden Wahlverwandtschaften (1810), sein unübertrefflicher autobiographischer Schatz „Wahrheit und Dichtung" (seit 1811), sein originell nachahmender Westöstlicher Divan (1819), seine unvollendet gebliebnen prophetischen Wanderjahre (1821), und der Schlußstein seiner gewaltigen Produktivität, der phantasiereich und mystisch Alles umschlingende zweite Theil des Faust (1831).

Bei dem Uebergewicht der kritischen und lehrhaften Richtung seiner wissenschaftlichen Studien und poetischen Produktionen und noch mehr bei dem vorgerückten Alter, welches, wie bei Andern, so auch bei ihm mehr zum kontemplativen, diplomatischen, quietistischen, erinnerungsseligen Wesen und demnach weniger zu kurzen lyrischen Herzensergüssen sich hinneigt, kann es nicht auffallen, seine Lyrik in diesem letzten Drittheil seines Lebens bedeutend minder hervortreten zu sehn als in der früheren Zeit. Liebesverhältnisse knüpften sich fast gar nicht mehr an. Die Liebe zu seiner Gattinn mochte allerdings schon von den letzten Jahren vor seiner Vermählung ab mehr eine ersprießliche und vielleicht auch erquickliche Hausmannskost für den behaglichen Hausvater geworden sein. In der Gegenwart konnte sich also wohl nicht mehr viel wahrer Impuls in ihm selbst zum hohen Schwunge der Liebesphantasie und zum Hinabfahren in den unergründlichen Schacht zarter, inniger Herzensabspiegelungen*) finden. Da mußte denn, sollte die Liebe in einzelnen lyrischen

*) Sagt er doch selbst von sich (48. 93) sehr naiv:

Als ich ein junger Geselle war,
Lustig und guter Dinge,
Da hielten die Maler offenbar
Mein Gesicht für viel zu geringe;
Dafür war mir manch schönes Kind
Dazumal von Herzen treu gesinnt.

Nun ich hier als Altmeister sitz',
Rufen sie mich aus auf Straßen und Gassen,
Zu haben bin ich wie der alte Fritz
Auf Pfeifenköpfen und Tassen.
Doch die schönen Kinder, die blieben fern;
O Traum der Jugend! o goldner Stern!

Eröffnungen figuriren, in die reiche Vergangenheit seines Liebeslebens zurück oder an die Tafel fremdes Liebeslebens zu Gaste gegangen werden. Aber er brachte sowohl aus der Rückreise in die eigne Vergangenheit als auch von dem Schmause an fremder Tafel auch für seine Lyrik herrliche Schöpfungen mit. Dafür zeugen die einzelnen lyrischen Gedichte (besonders die Sonette) aus dieser letzten Periode, welche, zwar nicht so feurig und tieffühlend als die früheren und zu sehr reflektirend, doch aber immer noch gar anmuthig und auch wohl lieblich klingen; dafür zeugen eben so die Uebertragungen und Nachahmungen der Liebeslieder aus fremden Sprachen und vorzugsweise die herrlichen Liebesgedichte im Divan*) (1819), besonders im Buch Suleika, die er selber so sehr lieb gehabt (— er sagt im J. 1820: „Der Divan ist jetzt meine Bibel" —)**), und die gewiß nur deshalb weniger allgemein sich verbreitet haben, weil sie Sitte und Geist des Orients athmen, wegen Rücktritts des lyrischen Elements weniger singbar sind und nicht sowohl vereinzelt als im Zusammenhange mit einander genossen sein wollen.

Was nun speziell die Verhältnisse betrifft, in die ihn seine Herzensneigungen für längere oder kürzere Zeit führten, so mögen einige Neigungsverbindungen noch aus der vorigen Periode (wie schon oben §. 19 angedeutet worden) in diese herüberragen und auch andre hinzugekommen sein, wie z. B. ein Verhältniß zu Pauline G. aus Jena, worüber uns Bettinas Brief***) einiges zu rathen giebt. Doch sind dies so flüchtige

*) S. Zauper, Studien über Göthe, I. 230 ꝛc. und Wurm, Kommentar zu Göthes Divan.

**) Göthe schreibt an Zelter: „Diese Mohamedanische Religion, Mythologie, Sitten geben Raum einer Poesie, wie sie meinen Jahren ziemt. Unbedingtes Ergeben in den unergründlichen Willen Gottes, heiterer Ueberblick des beweglichen, immer kreis- und spiralartig wiederkehrenden Erdentreibens, Liebe, Neigung zwischen zweien Welten schwebend, alles Reale geläutert, sich symbolisch auflösend. Was will der Großpapa weiter?"

***) Briefw. II. S. 41: „Schelling seh' ich auch selten, er hat etwas an sich, das will mir nicht behagen, und dies Etwas ist seine Frau, die mich eifersüchtig machen will auf Dich; sie ist in Briefwechsel mit einer Pauline G. aus Jena; von dieser erzählt sie mir immer, wie lieb Du sie hast, wie liebenswürdige Briefe Du ihr schreibst u. s. w.; ich höre zu und werde krank davon, und dann ärgert mich die Frau" ꝛc.

Erſcheinungen, daß es nicht mehr intereſſiren kann, die Art und die Aeußerung ſolcher Neigungen jetzt noch aufſpüren zu wollen, zumal da uns gleich am Anfange dieſer Periode in Bettina und ihren Verhältniſſen zu Göthe Erſcheinungen von hoher, wunderbarer Bedeutung entgegentreten, welche in jeder Hinſicht verdienen, daß wir uns bei ihnen länger aufhalten.

Eliſabeth von Arnim — (gewöhnlich Bettina genannt, geboren 1785 in Frankfurt, Enkelinn der als Schriftſtellerinn ſo bekannten Frau von Laroche, Tochter der Maximiliane Brentano (vergl. oben §. 13), ſeit 1811 Gattinn des Dichters Ludwig Achim von Arnim*), der 1831 geſtorben iſt, und Schweſter ſeines Freundes des Dichters Clemens Brentano, der 1818 katholiſch ward und 1822 nach Rom ging) — hatte ſchon frühe eine fanatiſche Anbetung der Natur und der Natürlichkeit und einen ungemeinen Schwung hoher poetiſcher Phantaſie an den Tag gelegt und mit ſeltſamer, wunderlicher und wunderbarer Schwärmerei das Leben aufgefaßt und in ſich gebildet. Die Anbetung trug ſie auf Göthe über und erfaßte ihn mit einer idealiſchen Liebe, welche in ihrer Schwärmerei und Leidenſchaftlichkeit keine Grenzen kannte. Göthe ertrug dieſe Liebe und ließ ſie gewähren, ohne ſie anders als mit bloß origineller Väterlichkeit**) zu erwiedern. Aber daß ihn dieſe Liebe und die über Alles hinſtürmende Phantaſie ihres wunderbaren Geiſtes mächtig angezogen und angeregt, geht aus ſeinen Briefen an ſie deutlichſt hervor. Es war einerſeits allerdings auch ihre treu anhängliche Liebe zu ſeiner Mutter, was ihn, den treu liebenden und ſorgenden Sohn, an Bettina mit Dankbarkeit feſſelte und wünſchen ließ, daß ſie ihre Liebe zu ihm durch um ſo größere Sorge für ſeine Mutter, die durch den Umgang mit dem

*) Von ihrer Vermählung erzählt Zelter (Briefw. I. 438) ſehr naiv: „Bettina hat am Sonntag vor acht Tagen Hochzeit machen wollen. Da hatten beide einige Kleinigkeiten zu beſorgen vergeſſen, z. B. ſich aufbieten zu laſſen, eine Wohnung zu miethen, ein Bette anzuſchaffen u. dergl. Darüber muß nun die Sache, ich glaube gar bis nach Faſten, in statu quo bleiben.“

**) Göthe nennt ſie immer: mein liebes Kind, mein artiges Kind, feines Kind, auch liebe kleine Freundinn, mein liebes Herz; auch ſie unterſchreibt ſich öfters: Dein Kind, titulirt ihn aber ſehr häufig: Herrlicher, Herr u. dergl.

originell kindlichen Mädchen gar sehr erfreut und erheitert und an ihren lieben Wolfgung erinnert wurde, zu bethätigen sich bestreben möchte. Andrerseits aber und hauptsächlich war es ein wunderbares Ergriffensein von ihrem Genius*). „Du machst mich wieder zum Kinde!" schreibt er an sie im September 1807, und in demselben Jahre so wie auch im folgenden bringt er ihr in Sonetten seine Huldigungen dar (vergl. unten §. 30, Nr. 7) und dichtet einzelne Lieder seines Divans im Hinblick auf sie, deren „liebenswürdige, despotische Macht" auf ihn er einräumt. Er weiß nicht, ob er sie mehr „wunderlich oder wunderbar" nennen solle, spricht von ihrer Liebe und seiner „warmen Aufnahme" derselben und fährt (im August 1808) fort: „Du bist mir ein liebliches, freundliches Kind, das ich nicht verlieren möchte und durch welches ein großer Theil des ersprießlichsten Segens mir zufließt. Du bist mir ein freundliches Licht, das den Abend meines Lebens behaglich erleuchtet." Auch im Jahr 1809 schreibt er noch: „Geben möchte ich Dir das Beste, wenn Du es nicht schon unwiderstehlich an Dich gerissen hättest." — Welchen magischen Zauber ihre Briefe auf ihn ausüben, davon spricht er mehr als Einmal. Z. B. im November 1807:

„Du bist ein feines Kind, ich lese Deine lieben Briefe mit innigem Vergnügen, und werde sie gewiß immer wieder lesen mit demselben Genuß. Dein Malen des Erlebten sammt aller innern Empfindung von Zärtlichkeit, und dem, was Dir Dein witziger Dämon eingiebt, sind wahre

*) Wilhelm v. Humboldt schreibt (in seinen „Briefen an eine Freundinn" II. 294) im März 1835 Folgendes: „Sie werden vielleicht in den Zeitungen ein Buch angekündigt gefunden haben, das den Titel führt „Göthes Briefwechsel mit einem Kinde." Wenn Ihnen dies in die Hände fällt, so rathe ich Ihnen, es nicht ungelesen zu lassen. Sie werden darin große Unterhaltung finden, und es wird Ihnen nicht entgehn, daß die Verfasserinn sehr ausgezeichnet ist durch Geist und Talent. — — — Das Hauptthema (nämlich in ihrem Briefwechsel) ist ihre leidenschaftliche Liebe zu Göthe. — — Große Anerkennung von Bettinas auch wirklich seltenem Geiste und ihrer wunderbaren Originalität geht allerdings aus diesen Briefen hervor. — — Im Ganzen macht das Buch viel Aufsehn und findet viel Beifall, obgleich auch das wirklich Schöne und Geniale immer wieder mit Stellen untermischt ist, die durch die sonderbare Lebendigkeit des Ausdrucks mißfallen können. Ueberhaupt ist zu bedauern, daß sich mit der wahren und schönen Originalität so manche Züge wunderlicher Launen vermischen." —

Originalſkizzen, die auch neben den ernſteren Beſchäftigungen ihr hohes Intereſſe nicht verleugnen, nimm es daher als eine herzliche Wahrheit auf, wenn ich Dir danke. Bewahre mir Dein Vertrauen und laß es wo möglich noch zunehmen. Du wirſt mir immer ſein und bleiben, was Du biſt. Mit was kann man Dir auch vergelten, als nur, daß man ſich willig von allen Deinen guten Gaben bereichern läßt? Wie viel Du meiner Mutter biſt, weißt Du ſelbſt; ihre Briefe fließen in Lob und Liebe über. Fährſt Du ſo fort den flüchtigen Momenten guten Glückes liebliche Denkmale der Erinnerung zu widmen; ich ſtehe Dir nicht dafür, daß ich mirs anmaßen könnte ſolche geniale lebenvolle Entwürfe zur Ausführung zu benutzen, wenn ſie dann auch nur ſo warm und wahr ans Herz ſprechen.

Die Trauben an meinem Fenſter, die ſchon vor ihrer Blüthe und nun ein zweites Mal Zeugen Deiner freundlichen Erſcheinung waren, ſchwellen ihrer vollen Reife entgegen; ich werde ſie nicht brechen ohne Deiner dabei zu gedenken; ſchreibe mir bald und liebe mich." —

Ferner im Juni 1808:

„Nur wenig Augenblicke vor meiner Abreiſe nach Carlsbad kommt Dein lieber Brief aus dem Rheingau; auf jeder Seite ſo viel Herrliches und Wichtiges leuchtet mir entgegen, daß ich im voraus Beſchlag lege auf jede prophetiſche Eingebung Deiner Liebe; Deine Briefe wandern mit mir, die ich wie eine buntgewirkte Schnur aufröſßle, um den ſchönen Reichthum, den ſie enthalten, zu ordnen. Fahre fort, mit dieſem lieblichen Irrlichtertanz mein beſchauliches Leben zu ergötzen." —

Und im Auguſt 1808:

„Ich muß ganz darauf verzichten Dir zu antworten, liebe Bettine; Du läßt ein ganzes Bilderbuch herrlicher, allerliebſter Vorſtellungen zierlich durch die Finger laufen; man erkennt im Flug die Schätze, und man weiß, was man hat, noch eh man ſich des Inhalts bemächtigen kann. Die beſten Stunden benütze ich dazu, um näher mit ihnen vertraut zu werden, und ermuthige mich, die elektriſchen Schläge Deiner Begeiſterungen auszuhalten. In dieſem Augenblick habe ich kaum die erſte Hälfte Deines Briefs geleſen und bin zu bewegt, um fortzufahren. Habe einſtweilen Dank für alles; verkünde ungeſtört und unbekümmert Deine Evangelien und Glaubensartikel von den Höhen des Rheins, und laß Deine Pſalmen herabſtrömen zu mir und den Fiſchen; wundre Dich

aber nicht, daß ich, wie dieſe, verſtumme. Um eines bitte ich Dich: höre nicht auf, mir gern zu ſchreiben; ich werde nie aufhören, Dich mit Luſt zu leſen.

Was Dir Schloſſer über mich mitgetheilt hat, verleitet Dich zu ſehr intereſſanten Excurſionen aus dem Naturleben in das Gebiet der Kunſt. Daß Muſik mir ein noch räthſelhafter Gegenſtand ſchwieriger Unterſuchung iſt, leugne ich nicht; ob ich mir den harten Ausſpruch des Miſſionairs, wie Du ihn nennſt, muß gefallen laſſen, das wird ſich erſt dann erweiſen, wenn die Liebe zu ihr, die jetzt mich zu wahrhaft abſtracten Studien bewegt, nicht mehr beharrt. Du haſt zwar flammende Fackeln und Feuerbecken ausgeſtellt in der Finſterniß, aber bis jetzt blenden ſie mehr, als ſie erleuchten, indeſſen erwarte ich doch von der ganzen Illumination einen herrlichen Totaleffect; ſo bleibe nur dabei und ſprühe nach allen Seiten hin." —

In einem andern Briefe von demſelben Monat wünſcht Göthe nur etwas mehr Ordnung in ihren Ergießungen. Er ſchreibt:

„Ein bißchen mehr Ordnung in Deinen Anſichten könnte uns beiden von Nutzen ſein; ſo haſt Du Deine Gedanken, wie köſtliche Perlen, nicht alle gleich geſchliffen, auf loſem Faden gereiht, der leicht zerreißt, wo ſie denn in alle Ecken rollen können und manche ſich verliert." —

Dann im Oktober 1809:

„Dein offenherziges Plaudern iſt mir eine ächte Unterhaltung und Deine vertraulichen Hingebungen überwiegen mir alles. Lebe wohl, bleibe mir nah, und fahre fort mir wohl zu thun."

Endlich, im März 1810, ſchreibt er alſo:

„Du biſt ein einziges Kind, dem ich mit Freuden jede Erheiterung, jeden lichten Blick in ein geiſtiges Leben verdanke, deſſen ich ohne Dich vielleicht nie wieder genoſſen haben würde; es bleibt bei mir verwahrt, an einem Ort, wo ich alle Deine lieben Briefe zur Hand habe, die ſo viel Schönes enthalten, wofür ich Dir niemals genug danken kann, nur das ſage ich Dir noch, daß ich keinen Tag vergehen laſſe ohne drin zu blättern. An meinem Fenſter wachſen, wohl gepflegt, eine Auswahl zierlicher ausländiſcher Pflanzen; jede neue Blume und Knospe, die mich am frühen Morgen empfängt, wird abgeſchnitten und nach indiſchem Gebrauch als Opfergras in Dein liebes Buch eingeſtreut. Alles, was Du ſchreibſt, iſt mir eine Geſundheitsquelle, deren kryſtallne Tropfen

mir Wohlsein geben. Erhalte mir diese Erquickung, auf die ich meinen Verlaß habe." —

Die ruhige Behaglichkeit Göthes, sein Empfangen und Genießen des Schönen, seine väterliche Besonnenheit stehn schnurstracks entgegen der leidenschaftlich unruhigen Liebe Bettinas und ihrer ewig brennenden, sich verzehrenden Glut, wie ihre Briefe bezeugen. Göthes Briefe an sie sind unzweifelhaft echt: auch an die Echtheit der ihrigen ist nicht zu zweifeln. Wenn sie in ihnen auch die Wirklichkeit mit vielfachen Bildern und Poesien und Phantastereien umhüllt und verbrämt hat: so läßt sich doch keineswegs eine absichtliche Entstellung der Wahrheit bis zur offenbarsten Unwahrheit bloßer Erfindung von Thatsachen voraussetzen oder vermuthen. Aus diesen ihren Briefen entnehmen wir Folgendes.

Ihre Sehnsucht nach Göthe, noch ehe sie ihn gesehn, schildert sie im August 1808:

„Als ich Dich noch nie gesehen hatte und mich die Sehnsucht zu Deiner Mutter trieb, um alles von Dir zu erforschen, — Gott, wie oft hab ich auf meinem Schemel hinter ihr auf die Brust geschlagen, um meine Ungeduld zu dämpfen. — Nun: — wenn ich da nach Hause kam, so sank ich oft mitten im Spielen von Scherz und Witz zusammen, sah mein Bild vor dem Deinen stehen, sah Dich mir nah kommen, und wie Du freundlich warst auf verschiedene Weise, und gütig, bis mir die Augen vor freudigem Schmerz übergingen.

So hab ich Dich durchgefühlt, daß mich das stille Bewußtsein einer innerlichen Glückseligkeit vielleicht manche stürmische Zeit meines Gemüths über den Wellen erhalten hat. — Damals weckte mich oft dieses Bewußtsein aus dem Schlaf; ich verpraßte denn ein paar Stunden mit selbsterschaffenen Träumen, und hatte am Ende, was man nennt, eine unruhige Nacht zugebracht; ich war blaß geworden und mager; ungeduldig, ja selbst hart, wenn eins von den Geschwistern zur Unzeit mich zu einer Zerstreuung reizen wollte; dachte oft, daß, wenn ich Dich jemals selbst sehen sollte, was mir unmöglich schien, so würde ich vielleicht viele Nächte ganz schlaflos sein. — Da mir nun endlich die Gewißheit ward, fühlte ich eine Unruhe, die mir beinahe unerträglich war. — In Berlin, wo ich zum erstenmal eine Oper von Gluck hörte (Musik fesselt mich sonst so, daß ich mich von allem losmachen kann), wenn da die Pauken schlugen, — lache nur nicht — schlug mein Herz heftig mit; ich

fühlte Dich im Triumph einziehen; es war mir festlich wie dem Volk, das dem geliebten Fürsten entgegen zieht, und ich dachte: in wenig Tagen wird alles, was Dich so von außen ergreift, in Dir selber erwachen!"

Schon lange also hatte sie eine heiße Sehnsucht gefühlt, ihn und Weimar zu sehn, und diese Sehnsucht seiner Mutter vertraut. Ihre schwärmerische Vorfreude schildert sie in einem Briefe an seine Mutter („Frau Rath") im März 1807:

„Aber dann gehts eilig zurück und wird nicht eher Halt gemacht bis Weimar. O Frau Rath, wie wirds dann dort aussehen? — Mir klopft das Herz gewaltig, obschon ich noch bis zu Ende April reisen kann, ehe ich dort hinkomme. Wird mein Herz auch Muth genug haben sich ihm hinzugeben? — ist mirs doch als ständ er eben vor der Thür! — Alle Adern klopfen mir im Kopf, ach, wär' ich doch bei Ihr! — das allein könnt mich ruhig machen, daß ich säh, wie Sie auch vor Freud außer sich wär, oder wollt mir einen Schlaftrunk geben, daß ich schlief, bis ich bei ihm erwachte. Was werd ich ihm sagen? — ach, nicht wahr, er ist nicht hochmüthig? — von Ihr werd ich ihm auch alles erzählen, das wird er doch gewiß gern hören. Adieu, leb Sie wohl und wünsch Sie mir im Herzen eine glückliche Reis. Ich bin ganz schwindlich." —

Endlich hat sie ihn gesehn.

„Den Wolfgang hab ich endlich gesehen; aber ach, was hilfts? Mein Herz ist geschwellt wie das volle Segel eines Schiffs, das fest vom Anker gehalten ist an fremden Boden, und doch so gern ins Vaterland zurück möchte."

Im Mai 1807 erzählt sie zunächst über die Reise dorthin das Nähere, namentlich:

„Da dacht ich an ihn, wenn der mich in seinen Jugendjahren so begegnet hätte, ob das nicht einen poetischen Eindruck auf ihn gemacht haben würde, daß er Lieder auf mich gemacht hätte und mich nimmermehr vergessen. Jetzt mag er anders denken, er wird erhaben sein über einen magischen Eindruck; höhere Eigenschaften (wie soll ich die erwerben?) werden ein Recht über ihn behaupten. Wenn nicht Treue, — ewige, an seine Schwelle gebannt, mir endlich ihn erwirbt!"

Dann beschreibt sie ihre erste Begegnung also:

„In Weimar kamen wir um 12 Uhr an; wir aßen zu Mittag, ich aber nicht. Die Beiden legten sich aufs Sopha und schliefen; drei Nächte

hatten wir durchwacht. Ich rathe Ihnen, ſagte mein Schwager, auch auszuruhen; der Göthe wird ſich nicht viel daraus machen, ob Sie zu ihm kommen oder nicht, und was Beſondres wird auch nicht an ihm zu ſehen ſein. Kann Sie denken, daß mir dieſe Rede allen Muth benahm? — Ach, ich wußte nicht, was ich thun ſollte, ich war ganz allein in der fremden Stadt; ich hatte mich anders angekleidet, ich ſtand am Fenſter und ſah nach der Thurmuhr, eben ſchlug es halb drei. — Es war mir auch ſo, als ob ſich Göthe nichts daraus machen werde mich zu ſehen; es fiel mir ein, daß ihn die Leute ſtolz nennen; ich drückte mein Herz feſt zuſammen, daß es nicht begehren ſolle; — auf einmal ſchlug es drei Uhr. Und da war's doch auch grad, als hätte er mich gerufen, ich lief hinunter nach dem Lohnbedienten, kein Wagen war da. Eine Portechaiſe? Nein, ſagte ich, das iſt eine Equipage für's Lazareth. Wir gingen zu Fuß. Es war ein wahrer Chokoladenbrei auf der Straße, über den dickſten Moraſt mußte ich mich tragen laſſen, und ſo kam ich zu Wieland, nicht zu Ihrem Sohn. Den Wieland hatte ich nie geſehen, ich that, als ſei ich eine alte Bekanntſchaft von ihm, er beſann ſich hin und her und ſagte: Ja, ein lieber bekannter Engel ſind Sie gewiß, aber ich kann mich nur nicht beſinnen, wann und wo ich Sie geſehen habe. — Ich ſcherzte mit ihm und ſagte: Jetzt hab ichs herausgekriegt, daß Sie von mir träumen, denn anderswo können Sie mich unmöglich geſehen haben. Von ihm ließ ich mir ein Billet an Ihren Sohn geben, ich hab es mir nachher mitgenommen und zum Andenken aufbewahrt; und hier ſchreib ich's Ihr ab: „Bittina Brentano, Sophiens Schweſter, Maximilianens Tochter, Sophie La Rochens Enkelinn wünſcht Dich zu ſehen, 1. Br. und giebt vor, ſie fürchte ſich vor Dir, und ein Zettelchen, das ich ihr mitgebe, würde ein Talisman ſein, der ihr Muth gäbe. Wiewohl ich ziemlich gewiß bin, daß ſie nur ihren Spaß mit mir treibt, ſo muß ich doch thun, was ſie haben will, und es ſoll mich wundern, wenn Dirs nicht ebenſo wie mir geht.

Den 23. April 1807. W."

Mit dieſem Billet ging ich hin, das Haus liegt dem Brunnen gegenüber; wie rauſchte mir das Waſſer ſo betäubend, — ich kam die einfache Treppe hinauf, in der Mauer ſtehen Statuen von Gyps, ſie gebieten Stille. Zum wenigſten ich könnte nicht laut werden auf dieſem heiligen Hausflur. Alles iſt freundlich und doch feierlich. In den Zimmern

ist die höchste Einfachheit zu Hause, ach so einladend! Fürchte Dich nicht: sagten mir die bescheidnen Wände, er wird kommen und wird sein und nicht mehr sein wollen wie Du, — und da ging die Thür auf, und da stand er feierlich ernst, und sah mich unverwandten Blickes an; ich streckte die Hände nach ihm, glaube ich, — bald wußt ich nichts mehr, Göthe fing mich rasch auf an sein Herz. Armes Kind, hab ich Sie erschreckt? das waren die ersten Worte, mit denen seine Stimme mir ins Herz drang; er führte mich in sein Zimmer und setzte mich auf den Sopha gegen sich über. Da waren wir beide stumm; endlich unterbrach er das Schweigen. Sie haben wohl in der Zeitung gelesen, daß wir einen großen Verlust vor wenig Tagen erlitten haben durch den Tod der Herzoginn Amalie. Ach! sagt' ich, ich lese die Zeitungen nicht. — So! — ich habe geglaubt, alles interessire Sie, was in Weimar vorgehe. — Nein, nichts interessirt mich als nur Sie, und da bin ich viel zu ungeduldig, in der Zeitung zu blättern. — Sie sind ein freundliches Kind. — Lange Pause — ich auf das fatale Sopha gebannt, so ängstlich. Sie weiß, daß es mir unmöglich ist, so wohlerzogen da zu sitzen. — Ach Mutter! Kann man sich selbst so überspringen? — Ich sagte plötzlich: Hier auf dem Sopha kann ich nicht bleiben und sprang auf. — Nun! sagte er, machen Sie sich's bequem; nun flog ich ihm an den Hals, er zog mich auf's Knie und schloß mich an's Herz. — Still, ganz still war's, alles verging. Ich hatte so lange nicht geschlafen; Jahre waren vergangen in Sehnsucht nach ihm, — ich schlief an seiner Brust ein; und da ich aufgewacht war, begann ein neues Leben. Und mehr will ich Ihr diesmal nicht schreiben." — —

Ihre leidenschaftliche Liebe kommt sogar in Versuchung eifersüchtig zu werden und sein Herz allein gefesselt haben zu wollen. Die „Frau Rath" ermahnt sie, nicht gar zu toll zu sein, alles müsse in seiner Ordnung bleiben. Doch Bettina kehrt sich nicht daran, sondern lebt in der schwärmerischesten Liebe zu ihm fort, wodurch sie denn um so mehr sich veranlaßt sieht, mit immer größerer Liebe an seiner Mutter zu hangen und für sie überall treulichst zu sorgen.

Auch beim zweiten Wiedersehn mit Göthe ist sie noch etwas außer sich:

„Jetzt kenne ich ihn und weiß, wie er lächelt, und den Ton seiner Stimme, wie sie so ruhig ist, und doch voll Liebe, und seine Ausrufungen, wie die so aus dem tiefen Herzen anschwellen, wie der Ton im

Geſang; und wie er ſo freundlich beſchwichtigt und bejaht, was man im Herzensdrang unordentlich herausſtürmt; — wie ich im vorigen Jahr ſo unverhofft wieder mit ihm zuſammentraf, da war ich ſo außer mir, und wollte ſprechen und konnte mich nicht zurecht finden, da legt er mir die Hand auf den Mund und ſagt: Sprich mit den Augen, ich verſteh alles. Und wie er ſah, daß die voll Thränen ſtanden, ſo drückt er mir die Augen zu und ſagte: Ruhe, Ruhe, die bekommt uns beide am beſten; — ja, liebe Mutter, die Ruhe war gleich über mich hingegoſſen, ich hatte ja alles, wonach ich ſeit Jahren mich einzig geſehnt habe. — O Mutter, ich dank es Ihr ewig, daß Sie mir den Freund in die Welt geboren, — wo ſollt ich ihn ſonſt finden? Lach Sie nicht darüber, und denk Sie doch, daß ich ihn geliebt hab, ehe ich das Geringſte von ihm gewußt, und hätt Sie ihn nicht geboren, wo er dann geblieben wär, das iſt doch die Frage, die Sie nicht beantworten kann." —

Indeß hatte ſie (Mai 1807) ihren Briefwechſel mit Göthe ſelbſt in leidenſchaftlichſter Glut und Anbetung begonnen. Sie eröffnet ihm ihr Inneres ganz, erzählt ihm ihre fünftägige Liebe zu Türckheim (vergl. oben §. 15) und zu einem Engländer. Dann beſucht ſie ihn wieder (im Juli) und ſpricht über dieſen Beſuch Folgendes:

„Du kannſt Dir keinen Begriff machen, mit welchem Jubel die Mutter mich aufnahm! So wie ich hereinkam, jagte ſie alle fort, die bei ihr waren. Nun, Ihr Herren, ſagte ſie, hier kommt jemand, der mit mir zu ſprechen hat! und ſo mußten alle zum Tempel hinaus. Wie wir allein waren, ſollte ich erzählen, — da wußt ich nichts. Aber wie war's, wie Du ankamſt? — ganz miſerabel Wetter. — Vom Wetter will ich nichts wiſſen; vom Wolfgang, wie war's, wie Du hereinkamſt? Ich kam nicht, er kam; — nun wohin? — in den Elephanten, um Mitternacht drei Treppen hoch; alles ſchlief ſchon feſt, die Lampen auf dem Flur ausgelöſcht, das Thor verſchloſſen, und der Wirth hatte den Schlüſſel ſchon unterm Kopfkiſſen und ſchnarchte tüchtig. — Nun, wie kam er denn da herein? — Er klingelte zweimal, und wie er zum drittenmal recht lang an der Glocke zog, da machten ſie ihm auf. — Und Du? — Ich in meiner Dachſtube merkte nichts davon; Meline lag ſchon lange und ſchlief im Alkoven mit vorgezognen Vorhängen; ich lag auf dem Sopha und hatte die Hände über'm Kopf gefaltet, und ſah, wie der Schein der Nachtlampe wie ein großer runder Mond an der Decke ſpielte;

da hört ich's raſcheln an der Thür, und mein Herz war gleich auf dem Fleck; es klopfte, während ich lauſchte, aber weil es doch unmöglich war, in dieſer ſpäten Stunde, und weil es ganz ſtill war, ſo hört ich nicht auf mein ahnendes Herz; — und da trat er herein, verhüllt bis an's Kinn im Mantel, und machte leiſe die Thür hinter ſich zu, und ſah ſich um, wo er mich finden ſollte; ich lag in der Ecke des Sophas ganz in Finſterniß eingeballt und ſchwieg; da nahm er ſeinen Hut ab, und wie ich die Stirne leuchten ſah, den ſuchenden Blick, und wie der Mund fragte: Nun, wo biſt Du denn? da that ich einen leiſen Schrei des Entſetzens über meine Seligkeit, und da hat er mich auch gleich gefunden.

Die Mutter meinte, das würde eine ſchöne Geſchichte geworden ſein in Weimar. Der Herr Miniſter um Mitternacht im Elephanten drei Treppen hoch eine Viſite gemacht! — Ja wohl iſt die Geſchichte ſchön! Jetzt wo ich ſie hier überleſe, bin ich entzückt, überraſcht, hingeriſſen, daß mir dies alles all begegnet iſt, und ich frag Dich: welche Stunde wird ſo ſpät ſein in Deinem Leben, daß es nicht Dein Herz noch rühren ſollte? — Wie Du in der Wiege lagſt, da konnte kein Menſch ahnen, was aus Dir werden würde, und wie ich in der Wiege lag, da hat mir's keiner geſungen, daß ich Dich einſt küſſen würde." —

Eine gleiche Vergötterung ſpricht ſich in ihren Briefen vom Jahr 1808 aus. Philoſophiſche, äſthetiſche, beſonders im hohen Grad ausgezeichnete muſikaliſche Räſonnements (vergl. oben §. 1) nebſt romantiſch charakteriſtiſchen Schilderungen und Erzählungen von Neuigkeiten, Perſönlichkeiten, Reiſen und Landpartien ſind von der Phantaſie ihrer idealiſchen Liebe durchwebt und durchwebt. Dabei wird ſie auch wohl böſe, daß Göthe ſeine Briefe zuweilen durch den Sekretär ſchreiben läßt*), und ſagt, er komme ihr ſo kalt und ſo kurz vor. Doch läßt ſie ſich durch die Huldigungen ſeiner Sonette und ſeine vielfachen Entſchuldigungen beſchwichtigen und „verzehrt ſich in Flamme und verduftet".

Im Jahr 1809 geſellen ſich zu ihrem Stoff der Mittheilung noch politiſche Räſonnements und Phantaſien: auch für Mars iſt ſie entzündet und wünſcht wohl für die Tyroler zu kämpfen. 1810 beſucht ſie Karlsbad. Dann tritt eine Lücke in ihrer Korreſpondenz ein. Aber es bleibt nachher dieſelbe Anbetung. „Schön wie ein Engel, ſchreibt ſie,

*) In dieſen Fällen redet er ſie mit „Sie" an, ſonſt nur mit „Du". —

warst Du, bist Du, bleibst Du!" Und ein ander Mal nimmt sie brieflich also von ihm Abschied:

„Adieu Magnetberg. — Wollt ich auch da- und dorthin die Fahrt lenken, an Dir würden alle Schiffe scheitern.

Adieu einzig Erbtheil meiner Mutter,
Adieu Brunnen, aus dem ich trinke."

Aus dem Jahr 1811 ist nur noch Ein Brief. Dann tritt (aus unbekannt gebliebnem Grunde) ein entschiedner Bruch mit Göthe und eine lange Pause ihres Briefschreibens ein. Erst 1817 schreibt sie wieder an ihn, aber bedeutend ruhiger und resignirender:

„Nicht geahndet hab ich es, daß ich je wieder so viel Herz fassen würde an Dich zu schreiben; bist Du es denn? oder ist es nur meine Erinnerung, die sich so in der Einsamkeit zu mir lagert und mich allein mit ihren offnen Augen anblickt? Ach, wie vielmal hab ich in solchen Stunden Dir die Hand dargeboten, daß Du die Deinigen hineinlegen möchtest, daß ich sie beide an meine Lippen drücken könnte. — Ich fühl es jetzt wohl, daß es nicht leicht war mich in meiner Leidenschaftlichkeit zu ertragen, ja ich ertrage mich selbst nicht, und mit Schauder wende ich mich von all den Schmerzen, die die Betrachtung in mir aufwühlt.

Warum aber grad heute, nachdem Jahre vorüber sind, nachdem Stunden verwunden sind, wo ich mit Geistern zu kämpfen hatte, die mich zu Dir hin mahnten? Heute bedachte ich es, daß vielleicht auch Du nie eine Liebe erfahren habest, die bis an's End gewährt habe, heute hatte ich die Haare in Händen, die Deine Mutter sich abschnitt, um sie mir als ein Zeichen ihrer Liebe nach ihrem Tode reichen zu lassen, und da faßte ich Herz, einmal will ich Dich noch rufen, was kann mir widerfahren, wenn Du nicht hörst? —

Die Leute gehen jetzt häufig in die Kirche, sie gehen zum Abendmahl, sie sprechen viel von ihrem Freund und Herrn, von dem Sohn ihres Gottes; ich habe nicht einmal den Freund bewahrt, den ich mir selbst erwählte; mein Mund hat sich geschlossen über ihn, als ob ich ihn nicht kenne, ich habe das Richtschwert der Zunge über ihn blitzen sehen und hab es nicht abgewehrt. Siehst Du, so wenig Gutes ist in mir, da ich doch damals so gewiß besser sein wollte, als alle, die so sind. Mir träumte vor drei Jahren, ich erwache aus einem ruhigen Schlaf auf Deinen Knieen sitzend, an einer langen gedeckten Tafel, Du zeigtest

mir ein Licht, was tief herabgebrannt war, und sagtest: „So lange hab ich Dich an meinem Herzen schlafen lassen, alle Gäste sind von der Tafel weggegangen, ich allein bin, um Deine Ruhe nicht zu stören, sitzen geblieben, nun wirf mir nicht mehr vor, daß ich keine Geduld mit Dir habe“ — ja wahrlich, das träumte ich, ich wollte Dir damals schreiben, aber eine Bangigkeit, die mir bis in die Fingerspitzen ging, hielt mich davon ab; nun grüße ich Dich nochmals durch alle Nacht der Vergangenheit, und drücke die Wunden wieder zu, die ich so lange nicht zu beschauen wagte, und warte ab, ob Du mich auch noch hören willst, eh ich Dir mehr erzähle.“ —

Und in der Nachschrift fügt sie hinzu:

„Wenn das beigefügte Blatt noch seine Farbe hat, so kannst Du sehen, welche Farbe meine Liebe zu Dir hat, denn immer kommt's mir vor, als ob's grad so innig roth und so ruhig, und der goldne Sonnenstaub auch, so ist Dein Bett in meinem Herzen bereitet, verschmähe es nicht. Meine Adresse ist Georgen-Straße Nr. 17.“ —

Dann begegnet uns wieder ein Brief, aus dem Jahre 1821:

„Mit Dir hab ich zu sprechen! — nicht mit dem, der mich von sich gestoßen, der Thränen nicht geachtet, und karg keinen Fluch wie keinen Segen zu spenden hat, vor dem weichen die Gedanken zurück. Mit Dir, Genius! Hüter und Entzünder! der mit gewaltigen Schwingen oft die Flamme aus der versunkenen Asche wieder emporwehte, mit Dir, der es mit heimlichem Entzücken genoß, wenn der jugendliche Quell brausend, empörend über Gefels sich den Weg suchte zur ruhigen Bucht zu Deinen Füßen, da es mir genügte Deine Kniee zu umfassen.

Aug in Aug! einzig Leben! keine Begeistrung, die über Dich geht! — die Seligkeit gesehen zu sein und Dich zu sehen! —

Ob ich Dich liebte? — das fragst Du? — macht Ihr es aus über unsern Häuptern, Ihr Schwingbegabte. — Glaub an mich! glaub an einen heißen Trieb — Lebenstrieb will ich ihn nennen, — so sing ich Deinem träumenden Busen vor. — Du träumst, Du schläfst! und ich träume mit.

Ja, die damalige Zeit ist jetzt ein Traum, der Blitz der Begeistrung hatte schnell Dein irdisch Gewand verzehrt, und ich sah Dich, wie Du bist, ein Sohn der Schönheit, jetzt ist's ein Traum.

Ich hatte mich selbst, ein ernstes stilles schauerliches Geheimniß Dir opfernd zu Füßen zu legen, still und tief verborgen, wie der unreife

Same in ſeiner Hülle. An Dir, an Deiner vergebenden Liebe ſollte er reifen; jeden unwillkürlichen Fehl, jede Sünde wollt' ich eingeſtehen, ich wollte ſie wegſaugen aus Deinen Augen mit meinem thränenbeladenen Blick, mit meinem Lächeln; aus Deinem Bewußtſein mit der Glut meines Herzens, die Du nicht zum zweitenmal findeſt, — aber dies alles iſt nun ein Traum.

Zehn Jahre der Einſamkeit haben ſich über meinem Haupte aufgebaut, haben mich getrennt von dem Quell, aus dem ich Leben ſchöpfte, keiner Worte hab' ich mich ſeitdem wieder bedient, alles war verſunken, was ich gefühlt und geahnt hatte. Mein letzter Gedanke war: Es wird wieder eine Zeit kommen, in der ich ſein werde, denn für diesmal haben ſie meine Sinne begraben und mein Herz verhüllt.

Dieſe zukünftige Zeit, o Freund! ſchwebt über mir hin gleich den Winden der Wüſte, die ſo manches Daſein mit leichtem Flugſand verſcharrt haben, und es wird mich keine Stimme wieder erwecken, außer der Deinen — und das bleibt wohl auch nur ein Traum? —

Damals betete ich oft um das einzige, daß ich Deinen letzten Athemzug küſſen dürfe, denn ich wollte gern Deine auffliegende Seele mit meinen Lippen berühren; ja Göthe! — Zeiten, die ihr vorüber ſeid, wendet euch am fernen Horizont noch einmal nach mir her, ihr tragt das Bild meiner Jugendzeit in dichte Schleier gehüllt.

Nein! Du kannſt doch nicht ſein, was Du jetzt biſt: hart und kalt wie Stein! — Sei es immer für dieſe Welt, für dieſe verrinnenden Zeiten, aber dort, wo die Gewölke ſich in triumphirenden Fahnen aufrollen, unter denen Deine Lieder zu dem Thron aufſteigen, wo Du ihr Schöpfer, und Schöpfer Deiner Welt, ruheſt, nachdem Du das Werk Deiner Tage geſchaffen, zum Leben geſchaffen, da laß mich mit Dir ſein um meiner Liebe willen, die mir von geſchäftigen Geiſtern jener höhern Welt zugetragen ward, wie der Honig dem wilden Fruchtbaum in den hohlen Stamm von tauſend geſchäftigen Bienen eingeimpft wird, der dann, ob auch nicht aus ſich ſelber, dennoch einen köſtlicheren Schatz in ſich bewahrt, als der Baum, der edle Früchte trägt. Ja, laß das wilde Reis ſeine Wurzeln mit den Deinen verſtricken, verzehre es, wenn Du es nicht dulden magſt.

Ja wohl! ich bin zu heftig, ſiehe da, der Damm iſt verſchüttet, welchen Gewohnheit baut, und Ungewohntes überſtrömt Herz und Pa-

hier. Ja, ungewohnte Thränen, ihr überströmt mein Gesicht, das heute die Sonne sucht und vor Thränen nicht sieht, und auch nicht, weil sie mir heute nicht scheinen will." — —

Außerdem finden wir noch zwei Briefe von ihr aus demselben Jahr, ferner zwei aus dem Jahre 1822 und zuletzt (vom Januar 1824) ihren letzten Brief, worin sie Göthen ihre Erfindung, die Zeichnung eines schönen Monumentes für ihn, schickt und beschreibt.

Auf alle diese Briefe finden sich keine Antworten Göthes; er scheint, trotz ihrer mehrfachen Bitten, seit 1811 gar nicht mehr an sie geschrieben zu haben.

Dieselbe leidenschaftlich vergötternde Glut, derselbe unbegrenzte und oft ordnungslose Schwung einer hochpoetischeu Phantasie offenbart sich auch in ihrem „Tagebuch zum Briefwechsel", das sie auch Göthen einmal zugeschickt hatte*).

Die Veröffentlichung aller ihrer Herzensergüsse hat sie in der Vorrede zu ihrem Briefwechsel mit den Worten rechtfertigen wollen und aufs Schönste gerechtfertigt: „Dies Buch ist für die Guten und nicht für die Bösen**)."

*) S. 24 sagt sie: „Ich küsse Deiner Füße Spuren!" Das erinnert unwillkürlich an den Horribilifkribifax des A. Gryphius, worin die klassische Liebeserklärung eines gelehrten Pedanten also schließt: „Seid gegrüßt von dem, der die Erde küßt, auf welcher das Gras gewachsen, welches der Ochse aufgegessen, aus dessen Leder Eure Schuhsohlen geschnitten." —

**) Riemer (Mittheilungen über Göthe I. 31—40) hat Göthes Verhältniß zu Bettina richtig durchschaut und ziemlich klar dargestellt, dagegen Bettinas Verhältniß zu Göthe wohl schwerlich richtig aufgefaßt und ihre Briefe sehr einseitig und vorurtheilsvoll beurtheilt, verleitet durch die an sich sehr ehrenwerthe, hier aber in der That unnütze Absicht, Göthen wegen dieses Verhältnisses zu rechtfertigen. Er hat Bettinen großes Unrecht gethan, weil er sie durchaus nicht verstanden. Ihre Schwächen, Wunderlichkeiten, Barockheiten, Tollheiten leuchten von selbst ein; aber andrerseits hat Riemer ihr wunderbar ergreifendes Wesen, ihren unverkennbaren hohen Genius, ihre eudämonische Gewalt, die von Göthe selbst überall anerkannt und eingestanden ist, sehr schlecht zu würdigen gewußt. Auch ist er nicht im Stande zu widerlegen, daß so manches Liebesgedicht des Divan im Hinblick auf sie gedichtet und mehrere Sonette unzweifelhaft durch sie angeregt worden sind. (Auf die Sonette kommen wir in §. 30, Nr. 7 zu sprechen.) Er sagt von Bettina und ihrem Briefwechsel unter Anderm Folgendes:

Im Jahr 1828 hat Bettina Göthen zum letzten Male gesehn und zwar in Weimar, wo sie von Berlin aus hingereist war und noch einen

---

„Das Ganze ist mit einem Wort ein Roman, der von der Wirklichkeit Zeit, Ort und Umstände entlehnt, dessen Heldinn aber Bettina, in eingebildeter, mehr mystisch phantastischer als in wirklicher Liebe zu Göthe, wenn sie ihn bald vergöttert und anbetet, bald schilt und persiflirt, bald Liebesspuk mit ihm treibt, und sich nächtliche Besuche, Promenaden und Mantelscenen mit ihm ausdenkt. Göthe erscheint daher auch nicht als ein Liebender, sondern als ein Angeliebter, der sich diese Anliebe mit guter Art gefallen läßt, völlig wie jene Marmorbüste, welche die Liebende so lange küßt, bis es ihr gelinge das lebendige Original eifersüchtig darauf zu machen. Das gelingt ihr nun aber nicht. Er läßt sie, wie ein Kind, gewähren, so lange, bis sie ihm lästig wird und ihn kompromittirt; da es in seiner Art lag, aus herkömmlicher Dankbarkeit auch unbequeme Menschen fortzudulden, wenn sie es ihm nicht gar zu arg machten, alsdann aber meist mit Ungestüm ein solches Verhältniß abzubrechen." —

Weiterhin fährt Riemer also fort:

„Noch einmal auf das Obige zurückzukommen, und Göthe zu rechtfertigen: so war Göthe durchaus dankbar! Aus Dankbarkeit für Bettinens Anhänglichkeit an seine Mutter, für ihre von derselben erhaltenen Mittheilungen über seine Kindheit und erste Jugendgeschichte, ohne welche er seine Lebensbeschreibung nicht hätte beginnen können, für so manche Gefälligkeit, Aufmerksamkeit und Besorgungen, gewiß aber auch in Erinnerung an Bettinens schöne Mutter, mit der er im Hause der Frau von la Roche die glücklichsten Stunden verlebt hatte, — aus allen diesen Motiven ließ er sie in bald natürlicher, bald studirter Laune sich ergehen, erfreute sich an ihrem genial-barocken, bald geistreichen, bald phantastischen Wesen, ertrug ihre Liebkosungen wie ihre Ungezogenheiten mit Gleichmuth, und da von einer nur väterlichen nicht aber leidenschaftlichen Gegenliebe die Rede sein konnte, was blieb ihm übrig, als ihr für so viel Artigkeit und Spaß, wie einem Kinde, mit irgend einer poetischen Confitüre, wie er sie eben zur Hand hatte, einer frischen Blume, einem saftigen Stück Obst aus seinem Dichtergarten, einem Bildchen oder Figürchen seiner Kunst, als wären sie für sie gewachsen und gemacht, eine schmeichelnde Gegenfreude zu gewähren? Dabei aber sollte und mußte es sein Bewenden haben. Wenn sie mehr verlangte, oder sich gar herausnehmen wollte, so daß sie ihm lästig wurde, mußte er nach seinem obigen Geständniß ein solches Verhältniß abbrechen, und daß sie ihm durch ihre Leidenschaftlichkeit lästig wurde, ist sie selbst an ihn eingeständig. Es gereichte aber zu ihrem Glück, ja zu ihrem Dichter-Ruhm, daß eine solche Katastrophe eintrat: denn ohne diese fände kein Decurs ihrer Liebe in das Tragische statt, als wodurch dieser zweite Theil ihres

leichten Zwiſt zwiſchen ihm und dem Herzoge ſchlichtete, wie ſie erzählt. Sie lebt noch, und zwar in Berlin und beſchäftigt ſich ſehr fleißig mit literariſchen Arbeiten, namentlich auch mit der Ordnung und der Herausgabe der Werke ihres Gatten und ihres Bruders. —

Außer dem Verhältniß Göthes zu Bettina haben wir in ſeinem Liebesleben beſonders noch ein Verhältniß zu erwähnen. Daß auch noch im ſpäteſten Greiſenalter dem Dichter Amor hie und da in der Wirklichkeit nicht ohne Leidenſchaft, wenn auch mehr vorübergehend genaht, beweiſen ſeine „Trilogie der Leidenſchaft" und die kleineren Gedichte aus Marienbad im Jahr 1823 (vergl. unten §. 30, Nr. 13 und 14) und ſonſtige Mittheilungen darüber. Eckermann erzählt uns (I. 70—72) Folgendes:

„Ich muß hier in Bezug auf den Inhalt dieſes Gedichts Einiges nachholen. Gleich nach Göthes diesmaliger Zurückkunft aus genanntem Badeort (Marienbad) verbreitete ſich die Sage, er habe dort die Bekanntſchaft einer an Körper und Geiſt gleich liebenswürdigen jungen Dame gemacht und zu ihr eine leidenſchaftliche Neigung gefaßt. Wenn er in der Brunnen-Allee ihre Stimme gehört, habe er immer raſch ſeinen Hut genommen und ſei zu ihr hinunter geeilt. Er habe keine Stunde verſäumt bei ihr zu ſein, er habe glückliche Tage gelebt; ſodann die Trennung ſei ihm ſehr ſchwer geworden, und er habe in ſolchem leidenſchaftlichen Zuſtande ein überaus ſchönes Gedicht gemacht, das er jedoch wie eine Art Heiligthum anſehe und geheim halte. Ich glaubte dieſer Sage, weil ſie nicht allein ſeiner körperlichen Rüſtigkeit, ſondern auch der produktiven Kraft ſeines Geiſtes und der geſunden Friſche ſeines Herzens vollkommen entſprach. Nach dem Gedichte ſelbſt hatte ich längſt ein großes Verlangen getragen, doch mit Recht Anſtand genommen, Göthe

---

Romans ein romantiſch-ſentimentales Intereſſe gewinnt, das einen Jeden, der Alles ohne Unterſchied für Wahrheit und nicht auch für Einbildung und Dichtung aufnimmt, der nicht mit den geſchichtlichen Verhältniſſen und mit der Perſönlichkeit der Heldinn bekannt iſt, nur allein für ſie beſticht, auf Göthe hingegen ein falſches, ihm nachtheiliges Licht wirft. — Inſofern der große Mann ſowohl als Dichter wie als Menſch dadurch kompromittirt erſcheint, iſt es nicht mehr als billig, dem Mißurtheil einer leichtgläubigen Mit- und Nachwelt möglichſt entgegenzuarbeiten." —

darum zu bitten. Ich hatte daher die Gunst des Augenblickes zu preisen, wodurch es mir nun vor Augen lag. Er hatte die Verse eigenhändig mit lateinischen Lettern auf starkes Velinpapier geschrieben und mit einer seidenen Schnur in einer Decke von rothem Maroquin befestigt, und es trug also schon im Aeußern, daß er dieses Manuscript vor allen seinen übrigen besonders werth hatte. Ich las den Inhalt mit hoher Freude und fand in jeder Zeile die Bestätigung der allgemeinen Sage. Doch deuteten gleich die ersten Verse darauf, daß die Bekanntschaft nicht diesesmal erst gemacht, sondern erneuert worden. Das Gedicht wälzte sich stets um seine eigene Axe und schien immer dahin zurückzukehren, woher es ausgegangen. Der Schluß, wunderbar abgerissen, wirkte durchaus ungewohnt und tief ergreifend." — Im dritten Theil seiner Gespräche (S. 22) schreibt Eckermann: „Sein (Göthes) Uebel scheint nicht bloß physischer Art zu sein. Es scheint vielmehr, daß die leidenschaftliche Neigung, die er diesen Sommer in Marienbad zu einer jungen Dame gefaßt, und die er jetzt zu bekämpfen sucht, als Haupturſache seiner jetzigen Krankheit zu betrachten ist." —

Göthe selbst macht zu den kleineren Gedichten aus Marienbad folgende Bemerkung (A. 186): „Nr. 32 – 37 sind als Aufblicke von Galanterie, Neigung, Anhänglichkeit und Leidenschaft im Konflikt mit Weltleben und täglicher Beschäftigung zu betrachten, wie denn der Liebende auch als Wetterbeobachter auftritt."

Und über das dritte Gedicht der „Trilogie der Leidenschaft", Aussöhnung, sagt er eben da: „Dies Gedicht, die Leiden einer bangenden Liebe ausdrückend, steht schon im vorigen Bande u. s. w.

Zelter schreibt im November 1823 (Briefw. III. 380): — „Was werde ich finden? Was finde ich? Einen, der aussieht, als hätte er Liebe, die ganze Liebe mit aller Qual der Jugend im Leibe. Nun, wenn das ist, er soll davonkommen! Nein! er soll sie behalten, er soll glühen wie Austernkalk; aber Schmerzen soll er haben wie mein Herkules auf dem Oeta. Kein Mittel soll helfen, die Pein allein soll Stärkung und Mittel sein. Und so geschahs, es war geschehn! Von einem Götterkinde, frisch und schön, war das liebende Herz entbunden. Es war schwer hergegangen, doch die göttliche Frucht war da und lebt und wird leben und ihres Geistes Namen über Zonen und Aeonen hinaustragen und wird genennet werden Liebe, ewige, allmächtige Liebe."

Aus Zelters biographischen Papieren (Briefw. III. 380 – 381) entnehmen wir folgende Nachricht:

„Zum Verständniß gewisser Gedichte aus den Jahren 1822 und 1823 ist zu wissen, wie eine leidenschaftliche Zuneigung des Dichters zu einem jungen weiblichen Wesen in Karlsbad, leidenschaftlich erwiedert, so wenig verheimlicht worden, daß man laut genug von einer ehelichen Verbindung des fünfundsiebzigjährigen Greises sprach. Ein gleich nach der Trennung entstandenes gluterfülltes Gedicht an den geliebten Gegenstand giebt die Gewalt eben gereifter Jünglingskraft zu erkennen. In vollen Strömen fließt eine überreiche gesunde Leidenschaft ins Unendliche dahin, um sich des liebeschweren Gehalts zu entledigen. Es ist die in den dritten Band seiner Werke unter der Rubrik „Trilogie der Leidenschaft" aufgenommene Elegie. Auf diese bezieht sich das gleich folgende Gedicht, „Aussöhnung" überschrieben, und ist an Madame Szymanowska gerichtet, welche durch ihr munteres, fertiges, freies, anmuthiges Fortepianospiel das liebekranke Herz des göttlichen Dichters zu beschwichtigen und den Verlust der Geliebten zu erlindern vermochte. — Ein schweres Krankenlager erfolgte kurz darauf im Spätherbst 1823 und die Weimarischen Aerzte erwarteten Göthes Tod. — Schon zweimal hatte ich den Freund in ähnlichem dem Tode nahen Zustande angetroffen und ihn unter meinen Augen gleichsam wieder aufleben sehn. Diesmal, seine Genesung so zu sagen befehligend, sah ich ihn von Stund' an zur Verwunderung der Aerzte so schnell sich erheben, daß ich ihn in der Mitte des Dezembers in völliger Munterkeit verlassen durfte."

Wie bekannt übrigens dies Liebes-Verhältniß Göthes geworden, zeigt auch ein Brief Zelters an Göthe aus Hildesheim vom 7. Oktober 1823 (Briefw. III. 336): „ — Da Dich Alles verheiraten will und sie mir darüber die Haut abfragen, so habe ich gesagt, daß ich zur Hochzeit reise, und die Leute glauben nichts lieber, als was sie gewiß wissen, daß es nicht wahr ist." —

Göthe überwand sich bald in dieser glutvollen Liebe; er kämpfte mit sich einen schweren Kampf, aber die Würde und die Vernunft seines Greisenalters gewannen die Oberhand. — Düntzer (Studien zu Göthe S. 209) nennt als diese letzte Herzensdame unsers Dichters Fräulein Lewezow. Dagegen wird sie in dem Buche: „Aus Göthes Leben. Wahrheit und keine Dichtung. Von einem Zeitgenossen. Leipzig 1849"

S. 22, Fräulein v. Berg oder v. Bork genannt, die nebſt ihrer Mutter in demſelben Hauſe wohnte, in welchem auch der Großherzog von Weimar wohnte. —

Er mochte übrigens in den Badeörtern ſehr gerne „kleine Liebſchaften" anknüpfen, doch waren ſolche, wie bekannt, eben nichts weiter als flüchtige Herzensannäherungen und augenblickliche, kurzweilige erheiternde Zerſtreuungen. Mit ſeiner gewohnten liebenswürdigen Offenherzigkeit erzählt er im Jahr 1831 (bei Eckermann III. 356) darüber Folgendes:

„Eine kleine Liebſchaft iſt das Einzige, was uns einen Badeaufenthalt erträglich machen kann; ſonſt ſtirbt man vor langer Weile. Auch war ich faſt jedesmal ſo glücklich, dort irgend eine kleine Wahlverwandtſchaft zu finden, die mir während der wenigen Wochen einige Unterhaltung gab. Beſonders erinnere ich mich eines Falles, der mir noch jetzt Vergnügen macht. Ich beſuchte nämlich eines Tages Frau v. Reck. Nachdem wir uns eine Weile nicht ſonderlich unterhalten und ich wieder Abſchied genommen hatte, begegnete mir im Hinausgehn eine Dame mit zwei ſehr hübſchen jungen Mädchen. Wer war der Herr, der ſo eben von Ihnen ging? fragte die Dame. Es war Göthe, antwortete Frau v. Reck. O wie leid thut es mir, erwiederte die Dame, daß er nicht geblieben iſt und daß ich nicht das Glück gehabt habe, ſeine Bekanntſchaft zu machen. O daran haben Sie durchaus nichts verloren, ſagte die Reck. Er iſt ſehr langweilig unter Damen, es ſei denn, daß ſie hübſch genug wären, ihm einiges Intereſſe einzuflößen. Frauen unſres Alters dürfen nicht daran denken, ihn beredt und liebenswürdig zu machen. — Als die beiden Mädchen mit ihrer Mutter nach Hauſe gingen, gedachten ſie der Worte der Frau v. Reck. Wir ſind jung, wir ſind hübſch, ſagten ſie; laßt doch ſehn, ob es uns nicht gelingt, jenen berühmten Wilden einzufangen und zu zähmen! Am andern Morgen auf der Promenade am Sprudel machten ſie mir im Vorübergehn wiederholt die graziöſeſten, lieblichſten Verbeugungen, worauf ich denn nicht unterlaſſen konnte, mich gelegentlich ihnen zu nähern und ſie anzureden. Sie waren ſcharmant; ich ſprach ſie wieder und wieder, ſie führten mich zu ihrer Mutter, und ſo war ich denn gefangen. Von nun an ſahen wir uns täglich, ja wir verlebten ganze Tage mit einander. Um unſer Verhältniß noch inniger zu machen, ereignete es ſich, daß der Verlobte der

Einen ankam, worauf ich mich denn um ſo ungetheilter an die Andre ſchloß. Auch gegen die Mutter war ich, wie man ſich denken kann, ſehr liebenswürdig. Genug, wir waren alle mit einander überaus zufrieden, und ich verlebte mit dieſer Familie ſo glückliche Tage, daß ſie mir noch jetzt eine höchſt angenehme Erinnerung ſind. Die beiden Mädchen erzählten mir ſehr bald die Unterredung zwiſchen ihrer Mutter und Frau v. Reck, und welche Verſchwörung ſie zu meiner Eroberung angezettelt und zu glücklicher Ausführung gebracht." — — —

In den folgenden Paragraphen nun iſt die Reihenfolge der dargebotnen Gedichte zuweilen willkürlich angeordnet; die Rückſicht auf die Zeit der Entſtehung oder Veröffentlichung konnte nicht überall feſtgehalten werden. Manches Gedicht hat ſich hier mit eingeſchlichen, was ſeinem Inhalte oder ſeiner Farbe nach offenbar früheren Perioden angehört, in den vorigen Paragraphen aber nicht mit aufgenommen worden iſt, weil beſtimmte Nachrichten oder Andeutungen über Entſtehung und Veranlaſſung fehlen. Uebertragungen fremder Gedichte ſind nicht aufgenommen, auch der Weſtöſtliche Divan bleibt ausgeſchloſſen.

§. 30.

Gedichte.

1. Chriſtel.

Hab' oft einen dumpfen, düſtern Sinn,
Ein gar ſo ſchweres Blut;
Wenn ich bei meiner Chriſtel bin,
Iſt alles wieder gut.
Ich ſeh' ſie dort, ich ſeh' ſie hier
Und weiß nicht auf der Welt
Und wie und wo und wann ſie mir,
Warum ſie mir gefällt.

Das ſchwarze Schelmenaug' dadrein,
Die ſchwarze Braue drauf,
Seh' ich ein einzigmal hinein,
Die Seele geht mir auf.
Iſt eine, die ſo lieben Mund,
Liebrunde Wänglein hat?
Ach, und es iſt noch etwas rund,
Da ſieht kein Aug' ſich ſatt!

Und wenn ich ſie denn faſſen darf
Im luſt'gen Deutſchen Tanz,
Das geht herum, das geht ſo ſcharf,
Da fühl' ich mich ſo ganz!
Und wenns ihr taumlich wird und warm,
Da wieg' ich ſie ſogleich
An meiner Bruſt, in meinem Arm;
's iſt mir ein Königreich!

Und wenn ſie liebend nach mir blickt
Und alles rund vergißt,
Und dann an meine Bruſt gedrückt
Und weiblich eins geküßt.
Das läuft mir durch das Rückenmark
Bis in die große Zeh'!
Ich bin ſo ſchwach, ich bin ſo ſtark,
Mir iſt ſo wohl, ſo weh!

Da möcht' ich mehr und immer mehr,
Der Tag wird mir nicht lang;
Wenn ich die Nacht auch bei ihr wär',
Davor wär' mir nicht bang.
Ich denk', ich halte ſie einmal
Und büße meine Luſt;
Und endigt ſich nicht meine Qual,
Sterb' ich an ihrer Bruſt!

Es könnte die Vermuthung entstehn, bei Christel — (Diminutiv für Christiane; auch seine Tochter Christiane nennt Göthe in einem Gedicht Christel) — sei an Christiane Vulpius zu denken. Allein die Farbe des ganzen Gedichts deutet auf eine viel frühere Zeit hin, vielleicht gar schon auf Leipziger Verhältnisse, obwohl die Sprache auf eine spätere Epoche schließen ließe, in welcher Göthe mit dem volksthümlichen Ton und Klang schon vertrauter war.

Dadrein, in ihrem Antlitz. — Liebrunde, gehört mit zu des Dichters schönen Kompositionen des Wortes Liebe, worüber an einem andern Orte ein Mehreres. — Rund in poetischer Kürze für rundum.

---

2. Liebhaber in allen Gestalten*).

Ich wollt', ich wär' ein Fisch,
So hurtig und frisch;
Und kämst du zu anglen,
Ich würde nicht manglen.
Ich wollt', ich wär' ein Fisch,
So hurtig und frisch.

Ich wollt', ich wär' ein Pferd,
Da wär' ich dir werth.
O wär' ich ein Wagen,
Bequem dich zu tragen!
Ich wollt', ich wär' ein Pferd,
Da wär' ich dir werth.

Ich wollt', ich wäre Gold,
Dir immer im Sold;

*) Im Juni 1780 schreibt Göthe an Frau v. Stein (I. 310): „Drauf unterhielt ich mich mit beiliegender Posse." Schöll macht hiebei die Bemerkung: „Wars vielleicht der „Liebhaber in allen Gestalten"?" —

Und thätſt du was kaufen,
Käm' ich wieder gelaufen.
Ich wollt', ich wäre Gold,
Dir immer im Sold.

Ich wollt', ich wär' treu,
Mein Liebchen ſtets neu:
Ich wollt' mich verheißen,
Wollt' nimmer verreiſen.
Ich wollt', ich wär' treu,
Mein Liebchen ſtets neu.

Ich wollt', ich wär' alt
Und runzlig und kalt;
Thätſt du mirs verſagen,
Da könnt' michs nicht plagen.
Ich wollt', ich wär' alt
Und runzlig und kalt.

Wär' ich Affe ſogleich,
Voll neckender Streich';
Hätt' was dich verdroſſen,
So macht' ich dir Poſſen.
Wär' ich Affe ſogleich,
Voll neckender Streich'.

Wär' ich gut wie ein Schaf,
Wie der Löwe ſo brav,
Hätt' Augen wie's Lüchschen,
Und Liſten wie's Füchschen.
Wär' ich gut wie ein Schaf,
Wie der Löwe ſo brav.

Was alles ich wär',
Das gönnt' ich dir ſehr;

Mit fürſtlichen Gaben,
Du ſollteſt mich haben.
Was alles ich wär',
Das gönnt' ich dir ſehr.

Doch bin ich, wie ich bin,
Und nimm mich nur hin!
Willſt du beſſre beſitzen,
So laß dir ſie ſchnitzen.
Ich bin nun, wie ich bin;
So nimm mich nur hin!

Nicht ſchwärmeriſch oder ſchmachtend, ſondern naiv und ſchalkhaft, hier und da ſogar etwas derb, ein echtes Volkslied, ähnlich den bekannten Volksliedern, nur mit einer andern Pointe: Ich möchte alles nur Mögliche ſein, um dir zu gefallen, um dich zu erfreuen; aber ich kann nichts anderes ſein, als was ich bin, und du mußt mich ſchon ſo hinnehmen.

Nicht mangeln ſtatt nicht fehlen. — Mein Liebchen ſtets neu, d. h. ich wünſchte, deine Liebe veralte nie. — Liſten; Göthe gebraucht, wie es noch in früheren Jahrhunderten (aber jetzt nicht mehr) gäng und gäbe war, öfters die Abſtrakte im Plural, z. B. Furchten, Lieben u. ſ. w. —

3. Im Sommer.

Wie Feld und Au
So blinkend im Thau!
Wie perlenſchwer
Die Pflanzen umher!
Wie durchs Gebüſch
Die Winde ſo friſch!
Wie laut im hellen Sonnenſtrahl
Die ſüßen Vöglein allzumal!

Ach aber da,
Wo Liebchen ich ſah,
Im Kämmerlein,
So nieder und klein,
So rings bedeckt,
Der Sonne verſteckt, —
Wo blieb die Erde weit und breit
Mit aller ihrer Herrlichkeit!

Bringt man dies Gedicht mit dem folgenden, mit dem es allerdings verwandt zu ſein ſcheint (und auch zuſammenſteht, obwohl darauf wenig zu achten iſt, weil Göthe die Lieder bunt durch einander geworfen), in Verbindung: ſo iſt es eine ſelige Erinnerung an eine Szene der Liebe. Giebt man die Verbindung auf und nimmt das Gedicht allein für ſich, ſo kann es eben ſo gut auch eine wehmüthige Erinnerung an eine verlorne Liebe ſein und ſich vielleicht auf die Verhältniſſe in Frankfurt oder Seſenheim beziehn.

Die erſte Strophe ſchildert kurz und bezeichnend die Wonnen in der Natur für Auge und Ohr; die zweite bezeichnet die Wonne der Liebe im einſamen Kämmerlein. Somit iſt der Eine Gedanke ausgeprägt: ſo herrlich auch die Erde iſt, größer und herrlicher iſt die Wonne der Liebe im Kämmerlein.

Der Rhythmus und die Kürze der Verſe, die nur am Ende beider Strophen ſich länger ausdehnen und weiter ergießen, und ihre unmittelbar hinter einander folgenden ſchönen Reime ſind eben ſo maleriſch als die Konſtruktion, welche in der erſten Strophe alles abgeriſſen ohne Prädikate und ohne Konjunktion hinſtellt (— nichts als abgebrochne Sätze, ohne Verba finita —), und in der zweiten Strophe nur Einen Nebenſatz („wo Liebchen ich ſah") einſchließt und erſt am Ende einen vollſtändigen Gedanken in Form eines vollſtändigen Satzes darſtellt. Ueberdies heben die Gegenſätze: im Kämmerlein ſo nieder und klein und das offne Feld und Au, ſo rings bedeckt und die Winde friſch, der Sonne verſteckt und im hellen Sonnenſtrahl, den Vergleich und den Abſtand beider Wonnen und ihrer Umgebungen aufs Schönſte hervor.

B. Klein und Hauptmann haben Kompoſitionen zu dieſem ſchönen Gedicht geliefert.

4. Mailied.

Zwiſchen Weizen und Korn,
Zwiſchen Hecken und Dorn,
Zwiſchen Bäumen und Gras,
Wo gehts Liebchen?
Sag mir das!

Fand mein Holdchen
Nicht daheim;
Muß das Goldchen
Draußen ſein.
Grünt und blühet
Schön der Mai;
Liebchen ziehet
Froh und frei.

An dem Felſen beim Fluß,
Wo ſie reichte den Kuß,
Jenen erſten im Gras,
Seh' ich etwas!
Iſt ſie das? —

Ganz andrer Natur als das vorige Gedicht und doch mit ihm vielleicht innerlich verwandt iſt dies Mailied. Es geht nicht in die Vergangenheit erinnernd zurück, ſondern ruft ſie als Gegenwart in die lebendige Phantaſie herein, oder, was wohl noch richtiger ſein mag, es deutet auf wirklich gegenwärtige Liebe und ſehnſüchtige Erwartung hin. —

5. März.

Es iſt ein Schnee gefallen,
Denn es iſt noch nicht Zeit,
Daß von den Blümlein allen,
Daß von den Blümlein allen
Wir werden hoch erfreut.

Der Sonnenblick betrüget
Mit mildem, falſchem Schein,
Die Schwalbe ſelber lüget,
Die Schwalbe ſelber lüget,
Warum? Sie kommt allein!

Sollt' ich mich einzeln freuen,
Wenn auch der Frühling nah?
Doch kommen wir zu zweien,
Doch kommen wir zu zweien,
Gleich iſt der Sommer da.

Dies Gedicht iſt offenbar, wie aus Klang und Farbe zu ſchließen, weit ſpäter entſtanden als die beiden vorhergehenden, welche gefühlvoll und warm und ſehnſuchtsvoll ſind, während dies mehr kalt und trocken und ruhig dahinfließt. Man würde es nicht einmal für ein Liebeslied halten können, ließe nicht die dritte Strophe ahnen, daß von zwei Liebenden (vielleicht von einem Ehepaare) die Rede ſei. Die Wiederholung des dritten Verſes in jeder Strophe kann zu der Vermuthung führen, daß Göthe dies Gedicht nach einer bekannten Melodie verfaßt habe, wie er denn namentlich im Jahr 1807 mehrere Gedichte bekannten Melodien angepaßt hat. (Vergl. **32.** 25.) Vielleicht rührt es gerade aus dieſem Jahre her. —

6. Der Goldſchmiedsgeſell. 1808.

Es iſt doch meine Nachbarinn
Ein allerliebſtes Mädchen!
Wie früh ich in der Werkſtatt bin,
Blick' ich nach ihrem Lädchen.

Zu Ring' und Kette poch' ich dann
Die feinen goldnen Drätchen;
Ach, denk' ich, wann, und wieder, wann
Iſt ſolch ein Ring für Käthchen?

Und thut ſie erſt die Schaltern auf,
Da kommt das ganze Städtchen
Und feilſcht und wirbt mit hellem Hauf
Ums Allerlei im Lädchen.

Ich feile; wohl zerfeil' ich dann
Auch manches goldne Drätchen.
Der Meiſter brummt, der harte Mann!
Er merkt, es war das Lädchen.

Und flugs, wie nur der Handel ſtill,
Gleich greift ſie nach dem Rädchen.
Ich weiß wohl, was ſie ſpinnen will:
Es hofft das liebe Mädchen.

Das kleine Füßchen tritt und tritt;
Da denk' ich mir das Mädchen,
Das Strumpfband denk' ich auch wohl mit,
Ich ſchenkt's dem lieben Mädchen.

Und nach den Lippen führt der Schatz
Das allerfeinſte Fädchen.
O wär' ich doch an ſeinem Platz,
Wie küßt' ich mir das Mädchen!

Dies Lied rührt aus dem Jahr 1808 her, wie Göthe ſelbſt erzählt. Der Name Käthchen (Katharina) bezieht ſich weder auf Annette in Leipzig (ſ. §. 4) noch auf ſonſt eine beſtimmte Freundinn, ſondern der Dichter iſt durch den Reim auf den Namen Käthchen gefallen. Dieſer Eine Reim, der durch die graden Verſe ſämmtlicher Strophen kunſtvoll geflochten ſich hindurchzieht, iſt beſonders maleriſch: er bezeichnet die bei allen dazwiſchentretenden Gedanken und Gefühlen immer wiederkehrende Einfachheit und Einförmigkeit in der Thätigkeit des Geſellen, der in ſeiner Werkſtatt immer an ſeinem Drähtchen arbeitet und dabei immer an ſein Mädchen, Käthchen, denkt.

7. Sämmtliche Sonette. 1807 und 1808.

Die nachfolgenden 17 Sonette, 1807 und 1808 entſtanden, ſind nächſt oder mit dem Weſtöſtlichen Divan offenbar das ſchönſte und bedeutendſte Produkt der lyriſchen Muſe Göthes in dieſer ganzen dritten Lebensperiode. Zauper („Studien über Göthe" I. S. 29) ſagt: „Seine erquicklichen Sonette ſind ſo ungemein, daß man ſie wohl hundertmal nach einander zu leſen nicht müde wird. Glühender als im Liede, in welchem die Empfindung gerne gleich bleibt von Strophe zu gleicher Strophe, ſchwillt die liebende Empfindung des tief erregten Gemüthes wie ein Seufzer in den beiden erſten Vierzeilen, um wie verathmend in den Dreizeilen in die minnende Bruſt rückzuſinken. Die ganz einfachen, kindlichen Worte ſchmiegen ſich ſo mild an unſer Herz an, blicken uns ſo edelſchalkiſch in die Augen, daß ſie ihres Sieges gewiß ſein mögen. Namenloſes, trübheitres Sehnen des ganz und tief ſich anſchließenden Herzens hallt verſchwebend eben ſo herrlich in dieſer Gedichtart wieder, wie zuweilen das neckende, muthwillige Anrufen des ſchelmiſchen Mägdleins, die mit ihres Geliebten Herzen und dem eignen nur loſes Spiel treibt" u. ſ. w.

Dieſe lieblichen und anmuthigen Sonette, in denen eine vollendete Form ſo geeignet iſt ſich dem Inhalt ganz anzuſchmiegen, wären wohl im Stande den ſechszigjährigen Greis vergeſſen und an den feurigen Jüngling denken zu laſſen. Wodurch ſie aber noch einen ganz beſondern Reiz empfangen, das iſt ihr innerer Zuſammenhang. Will man durch ſie alle nicht bloß einen und denſelben Liebenden, ſondern auch ebenſo eine und dieſelbe Geliebte dargeſtellt ſich denken oder darſtellen und dabei manches zwiſchen einzelnen Sonetten ausgelaſſene Zwiſchenglied hinzuergänzen, ſo iſt es nicht unmöglich, Einen hiſtoriſchen Faden durch alle Sonette zu ziehn und ſomit aus ihnen den Zuſammenhang Einer Liebesgeſchichte zu entwickeln. Wir verſuchen im Folgenden einen ſolchen Zuſammenhang, deſſen Grundton die Laune des Liebenden genannt werden könnte und beziehungsreich auf Göthes eigenes Leben hinzielen dürfte. Iſt ſolch ein Verſuch einer Zuſammenſtellung einzelner ſelbſtſtändiger Gedichte zu einem einheitlichen Ganzen ſchon oben §. 25 bei dem Zyklus

der Römiſchen Elegien, wo mehr ein, ſo zu ſagen, innerer Seelenroman ſich durch die Einzelnheiten hindurchzieht, als möglich dargelegt: ſo wird uns hier ſolch ein Verſuch um ſo eher gelingen, da wir in den Sonetten mehr Andeutungen auch von äußern Begegniſſen und Handlungen vorfinden, als bei den Elegien, obwohl wir bei dieſen wenigere ausgefallne Zwiſchenglieder vermiſſen als bei jenen.

Der zuſammenhängende Inhalt wäre alſo etwa folgender:

I. So wie der vom Felſen herabſtürzende Waldſtrom plötzlich durch die Oreas (Bergnymphe) gehemmt zum ruhig blinkenden See anſchwillt, in welchem die Geſtirne ſich ſpiegeln, und in der Ruhe deſſelben ein neues Leben lebt: II. ſo wird auch der Dichter, welcher unruhiges Sinnes in banger, unbeſtimmter Sehnſucht dahinſtürmen wollte, plötzlich durch ein holdes Mädchen gehemmt und, obwohl er trotzig fliehn wollte, doch gefeſſelt und bezaubert; in ſeinem Herzen ſpiegelt ſich die Liebe. Er und ſie haben ſich gefunden. III. Doch er mag ſich nicht an ſie gewöhnen, verſucht es einmal ſie zu meiden und ſein Herz durch ein Liebeslied zu erleichtern. Kaum iſts ihm gelungen, da treibt es ihn zu ihr, um ihr ſein Lied vorzuſingen. IV. Aber, ſei es wieder die Angſt vor Gewöhnung, ſei es eine andre Laune, er zeigt ſich allmälig kälter. Sie klagt ihm, daß er ihr kein Liebeszeichen gebe, daß er, während ſie ihn ſuche, ihr ausweiche, daß er ſich ihr nicht eröffne, und will ſo lange ſein Marmorbild küſſen, bis er aus Eiferſucht ſich ihr wieder zuwende. V. Er hatte ſie in ihrer Jugend ſchon als treues Töchterchen und dann, als ſie heranwuchs, in ihrer ſorgenden Häuslichkeit ehren gelernt. Nun fühlt er allerdings heißes Liebestoben in ſeiner Bruſt, allein er will jetzt, durch eine andere Laune der Verliebtheit bewogen, aus Beſcheidenheit und Demuth ſich zurückziehn; er meint nicht wagen zu dürfen, zu ihrer Hoheit hinaufzublicken. VI. Er fühlt den Abſtand, den das Geſchick zwiſchen beide gelegt, und tritt zurück. Frei ahnt er ſich von allen Banden, in die weite Welt will er, das einzige Unentbehrliche, die Liebe, mit ſich tragend. VII. Er nimmt Abſchied. In der Ferne erwacht ſein heißes Verlangen. Aber in ſeiner Seele lebt ja die Liebe, er meint trotz der Ferne nichts verloren zu haben, ſondern alles zu beſitzen, was er je genoſſen. VIII, IX und X. Da ſchreibt ſie ihm, daß ſie in Gedanken an ihn weine, daß ſie das Liſpeln ihres Liebewehens von ihm gehört wünſche, daß ihr einziges Glück ſeine freundliche Erinnerung an ſie und ein

Zeichen derſelben ſei, daß täglich und ſtündlich ihr Herz ſich zu ihm hinwende, daß ihre Sehnſucht auch ſchon durch ſeine ſüßen Worte der Erwiederung geſtillt ſei. XI. Nun flieht er das Weltgewirr und zieht ſich in die Einſamkeit zurück. Er, der früher launenhaft war und nur zu leicht mit der Liebe geſpielt, wird jetzt von der Nemeſis zur Sonettenwuth und Liebesraſerei getrieben. XII. Er ſendet ihr ſüße Weihnachtsgaben mit der Bitte um ein freundliches Erinnern; XIII, klagt mit der Bitte um Erhörung ſich ſelbſt ob der vielen unnützen Worte an, die er vor ihr, ohne gehört zu werden, geplaudert; XIV, begründet vor den Zweifelnden die Sonettenform, in die er ſeine Gefühle eingekleidet, mit der Schmelzkraft des Liebesfeuers, XV, und vor der Geliebten, die den Ernſt der verſchränkten Form bezweifelt, mit dem Gleichniß des Feuerwerkers, der, obwohl kundig, doch von der Macht des Elements zerſchmettert wird. XVI. Nun ſehn ſie ſich wieder. Sie, die er früh im Herzen getragen, dann ſich aus dem Sinn geſchlagen und endlich wieder innig lieb gewonnen, gewährt ihm den ſüßen Wonneſchauer der Liebe, nicht, wie dem Petrarka die von ihm Geliebte ein Herzensweh, einen Charfreitag, ſondern einen Advent, einen ewigen Maitag. XVII. Und ſo ſchließt er dieſe Liebesgeſchichte, die er mit einem ſchönen Vergleich begonnen, jetzt mit einer anmuthigen Charade. —

Dieſer Verſuch einer Verſchmelzung ſämmtlicher Sonette zu einem zuſammenhangenden Ganzen, zu Einer Liebesgeſchichte, hat den Zweck, darzuthun, daß es möglich iſt, in allen Sonetten nur an Eine und dieſelbe Geliebte des dichtenden Dichters und an Einen hiſtoriſchen Faden zu denken, keineswegs aber die Vermuthung aufzuſtellen, daß Göthe wirklich nur an Eine Geliebte gedacht und ein Bruchſtück ſeines Liebesverhältniſſes mit ihr in chronologiſcher Reihenfolge habe liefern wollen. Im Gegentheil leuchtet ein, daß er verſchiedne Herzensfreundinnen und mannigfache Verhältniſſe hier abgeſpiegelt habe, und es drängen ſich bei dieſem und jenem Sonett ziemlich klare An- und Rückklänge von beſtimmten Liebesverhältniſſen aus den vorigen wie aus dieſer dritten Periode ſeines Liebeslebens dem Leſer von ſelbſt auf. Am zuverläſſigſten ſind die Anregungen zu erkennen, welche er durch Bettina (vergl. oben §. 29) erhalten. Bettina will alle Sonette grabezu auf ſich bezogen wiſſen. Wenn ihre Behauptung auch nicht erwieſen iſt, ſo läßt ſich doch ſo viel nicht leugnen, daß ſie und ihr Verhältniß zu Göthe die Sonette

angeregt, und daß ſie dem portraitirenden Dichter öfters geſeſſen. Aber daß dieſe Sonette an ſie als Geliebte wirklich gerichtet ſeien, iſt um ſo weniger denkbar, da Göthes Verhältniß zu ihr, wie wir ſchon oben auseinandergeſetzt haben, mehr das Verhältniß eines Alles gewährenden Vaters zu einem genialiſchen, unbändigen Kinde geweſen iſt. Die genauere Beziehung einiger Sonette iſt in Bettinas Briefen dargeſtellt, aus denen wir entnehmen, daß ſie ihr von ihm überſandt ſind, und daß ſie in einigem Zuſammenhange mit dem geiſtigen Zuſammenleben beider ſtehn*).

*) Riemer („Mittheilungen über Göthe" I. 36) ſagt: „Von einigen ihrer (Bettinas) Briefe kann man dreiſt ſagen, ſie ſeien nur das in Proſa aufgebröſelte, meta- und paraphraſirte Poem Göthes; denn man hört noch das Silbenmaß hindurch mit der Wort- und Satzfolge, und alſo nur wie zerzupfte Seidenläppchen mit ihren Phantaſien, Viſionen und Träumen zuſammengeſponnen, und zu dieſem „fatalen Strumpf" gewirkt, da das ziemlich bejahrte Kind bekanntlich noch nach Göthes Tode, und nachdem längſt aller perſönliche und briefliche Verkehr mit ihr aufgehört hatte, an dieſer Korreſpondenz fortgeſtrickt hat." — Das heißt denn doch Bettinen gradezu eines offenbaren Betruges anklagen, der ſich nicht vermuthen, noch weniger beweiſen läßt. Wer ſolche harte Beſchuldigungen vorbringt, muß Beweiſe haben und liefern. Die ganze vorangehende Erzählung liefert keine Beweiſe dafür. Er erzählt nämlich (S. 34 und 35): „Nur ſoviel iſt zu ſagen, daß ein Dutzend dieſer Sonette ſchon 1807, vom 29. Novbr. Adventus domini an bis 16. Dezbr., in Jena verfertigt und durch meine Hand gegangen, Zeltern unter dem letzten Datum verheißen worden und ihm auch den 22. Juni 1808 von Karlsbad aus wirklich zukamen. Bettina war diesmal mit Schweſtern und Bruder vom 1. bis 10. Novbr. in Weimar geweſen und am 10., wo ſie jene Klage gegen mich führte, wieder abgereiſt. Den folgenden Tag fuhr Göthe mit mir nach Jena, wo wir bis zum 18. Dezbr. blieben, und erklärte ſich im Geſpräch mit mir über Bettina nicht eben als leidenſchaftlicher Liebhaber, ſondern nur als Bewundrer ihres geiſtreichen, aber auch barocken Weſens. Während dieſes Aufenthalts wurden in den abendlichen Leſezirkeln bei Frommann, Knebel u. A. beſonders Sonette von Klinger, A. W. Schlegel, Gries und zuletzt von Z. Werner, der perſönlich in dieſe Kreiſe eingetreten war, vorgeleſen und im Stillen auch von Göthe verſucht — wie es ſeine Art war, ſich von berühmten Muſtern und Vorbildern anregen zu laſſen — und zwar gleich in einer gewiſſen Anzahl. In dieſer kurzen Zeit alſo, mit wahrer „Sonettenwuth" gedichtet, können ſie, auch wenn der Inhalt und ſonſt ein Umſtand der Zeit oder des Orts nicht widerſpräche, gar nicht auf Bettina gemeint oder gemünzt ſein. Bettina eignet auch wohlweislich nicht

Hierüber werden wir unten bei den einzelnen Sonetten ſprechen, hier aber kommen wir auf einen Gedanken zurück, den wir oben §. 25 bei den Römiſchen Elegien bereits erwähnt haben, nämlich, daß der Dichter, wenn er auch wirklich an mehrere Herzensfreundinnen gedacht, doch in ſeinem Dichten aus dieſen ſich das Bild Einer Geliebten oft genug zuſammengeſetzt haben kann. Und ſämmtliche Sonette ſind ſo aus Einem Guß und von Einer Farbe und in Einem Ton, daß die Idee der Abſicht, bloß Ein Liebesverhältniß darſtellen zu wollen, nur durch einzelne ſehr wenige Sonette ein wenig in den Hintergrund geſchoben werden kann. Vielleicht ſind dieſe weniger in das Ganze hineinpaſſenden Sonette ſpäter entſtanden und unter die früheren eingeſchaltet worden, was um ſo glaublicher iſt, da er ſelbſt erzählt, daß er im Jahr 1807 und 1808 zu verſchiednen Zeiten ſich an dieſe Sonette gemacht, wodurch denn bei verſchiedenartigen Süjets und doch gleicher Herzensſtimmung eine ſo große innere Verwandtſchaft aller Sonette bewirkt ſein kann. Man braucht in der That nur einzelne Sonette (z. B. V und VI oder XI, XIII, XIV und XV) als ſpätere Einſchiebſel aus dieſem Kranze herauszunehmen, ſo wird die oben verſuchte Zuſammenhangsdarſtellung theils eine gewiſſe Gezwungenheit (in V und VI), theils die Hintanſetzung der Hauptpointe (XI, XIII, XIV und XV) verlieren und an innerſter Einheit gar ſehr gewinnen.

Sehn wir von dieſen und ähnlichen Vermuthungen über den einheitlichen Zuſammenhang aller Sonette ab und faſſen wir ſie einzeln oder in kleineren, vom Dichter ſelbſt angedeuteten Zuſammenhängen auf, ſo iſt Alles klar wie Kryſtall und jede Einzelnheit an ſich ein ungemein ſchönes Ganze.

Wir gehn nun zu den einzelnen Sonetten über.

---

alle ſich zu, und lehnt einige ſogar entſchieden ab, die freilich auf eine Andre zu ſichtlich deuten, als daß die Unwahrheit oder die Dichtung nicht ſogleich in die Augen fallen ſollte."

I.

Mächtiges Ueberraſchen.

Ein Strom entrauſcht umwölktem Felſenſaale,
Dem Ozean ſich eilig zu verbinden;
Was auch ſich ſpiegeln mag von Grund zu Gründen,
Er wandelt unaufhaltſam fort zu Thale.

Dämoniſch aber ſtürzt mit einemmale —
Ihr folgten Berg und Wald in Wirbelwinden —
Sich Oreas, Behagen dort zu finden,
Und hemmt den Lauf, begrenzt die weite Schale.

Die Welle ſprüht und ſtaunt zurück und weichet
Und ſchwillt bergan, ſich immer ſelbſt zu trinken;
Gehemmt iſt nun zum Vater hin das Streben.

Sie ſchwankt und ruht, zum See zurückgedeichet;
Geſtirne, ſpiegelnd ſich, beſchaun das Blinken
Des Wellenſchlags am Fels, ein neues Leben.

II.

Freundliches Begegnen.

Im weiten Mantel bis ans Kinn verhüllet
Ging ich den Felſenweg, den ſchroffen, grauen,
Hernieder dann zu winterhaften Auen,
Unruh'gen Sinns, zur nahen Flucht gewillet.

Auf einmal ſchien der neue Tag enthüllet:
Ein Mädchen kam, ein Himmel anzuſchauen,
So muſterhaft wie jene lieben Frauen
Der Dichterwelt. Mein Sehnen war geſtillet.

Doch wandt' ich mich hinweg und ließ ſie gehen
Und wickelte mich enger in die Falten,
Als wollt' ich trutzend in mir ſelbſt erwarmen;

Und folgt' ihr doch. Sie ſtand. Da wars geſchehen.
In meiner Hülle konnt' ich mich nicht halten,
Die warf ich weg, ſie lag in meinen Armen.

Das erſte Sonett bildet die Einleitung des ganzen Sonettenzyklus und hängt aufs Innigſte mit dem zweiten zuſammen, indem es ein überaus paſſendes und ſchönes Bild für die Entſtehung und das Weſen des im zweiten dargeſtellten Seelenzuſtandes des Dichters vors Auge führt. Nämlich ein Strom entrauſcht dem hohen Felſen, um unaufhaltſam nach dem Vater, dem Ozean, zu gelangen. Plötzlich hemmt ſeinen Lauf die Oreas (ein waldiger Fels), die Welle weicht ſprühend und erſtaunt zurück, ſchwillt bergan, ſchwankt und ruht, zum See eingedämmt. Sanfter iſt der Wellenſchlag, die Geſtirne ſpiegeln ſich in der klaren, ſtillen Oberfläche, dem neuen Leben des Stroms. Auf gleiche Weiſe ergeht es dem Dichter, wie das zweite Sonett ſingt, und jeder Zug des Bildes im erſten Sonett (Strophe für Strophe und faſt Wort für Wort) ſpiegelt ſich in dieſem ab. Wir ſetzen die korreſpondirenden Ausdrücke des erſten Sonetts bei dem Inhalt dieſes zweiten in Klammern hinzu. — Der Dichter wandert (der Strom entrauſcht) den ſchroffen Felſenweg (Felſenſaal), im weiten Mantel gehüllt (umwölkt), hernieder zur Au (Thal), unruhigen Sinnes, zu fliehn gewillt (was ſich auch ſpiegeln mag, unaufhaltſam). Plötzlich ſchien ein neuer Tag enthüllt, denn ein Mädchen (Oreas) kam, wie ein Himmel anzuſchauen (ihr folgten Berg und Wald im Wirbelwinde), und ſein Sehnen war geſtillt (hemmt den Lauf, begrenzt die weite Schale). Doch wendet er ſich weg (die Welle ſprüht und weicht) und wickelt ſich enger in die Falten, als wollte er trutzend in ſich ſelbſt erwarmen (und ſchwillt bergan, ſich immer ſelbſt zu trinken). Doch folgt er ihr (gehemmt iſt nun das Streben). Da wars geſchehn; er wirft die Hülle weg (ſie ſchwankt und ruht, zum See zurückgedeichet), Liebe, Ruhe und Frieden kehren in ſeine Seele ein (Geſtirne, ſich ſpiegelnd,

beſchauen das Blinken des Wellenſchlags), ſie lag in ſeinen Armen (ein neues Leben). —

Dieſe bis ins Einzelnſte gehende wunderſchöne Uebereinſtimmung beider Sonette kann kein Zufall ſein, ſondern zeugt für den innigſten Zuſammenhang beider. Sie erklären und ergänzen einander; das Bild des erſten verdeutlicht uns aufs Treffendſte die Handlung und den Seelenzuſtand im zweiten, und das erſte wird in ſeinem Zuſammenhange und als Einleitung des ganzen Sonettenzyklus erſt durch Zuſammenſtellung mit dem zweiten klar und beziehungsreich. Und da beide ſich faſt Wort für Wort einander ſelbſt erklären, ſo bedarf es nicht weiter einzelner Erläuterungen.

Nur über die Ueberſchriften noch ein Wort. Beide Ueberſchriften paſſen für beide Sonette. Im erſten iſt nach dem „mächtigen Ueberraſchen" ein „freundliches Begegnen", ſo wie beim zweiten eine mächtige Ueberraſchung bei dem freundlichen Begegnen, wie der Vergleich klar darlegt. Und ſonach hätte der Dichter für beide Sonette eigentlich nur Eine Ueberſchrift wählen ſollen. Er wählte zwei Ueberſchriften, da er alle Sonette durch eigne Ueberſchriften von einander trennen wollte, und wählte für jedes die gewählte deshalb, weil im erſten die Ueberraſchung mehr für das Bild, im letzten die Begegnung mehr für die Sache ſelbſt paſſend erſcheinen mochte, vielleicht auch weil im erſten (— und das iſt der einzige die Vergleichung etwas ſtörende Punkt —) die Oreas zuletzt als Perſon mehr in den Hintergrund tritt, während im zweiten das Mädchen bis ans Ende mit Hauptperſon bleibt.

Ueber die Beziehung des erſten Sonetts auf Bettina und ihre Briefe von der Wartburg im Jahr 1807 an Göthe ſprechen wir ſpäterhin bei dem ſiebenten Sonett.

III.

Kurz und gut.

Sollt' ich mich denn ſo ganz an ſie gewöhnen?
Das wäre mir zuletzt doch reine Plage.
Darum verſuch' ichs gleich am heut'gen Tage
Und nahe nicht dem vielgewohnten Schönen.

Wie aber mag ich dich, mein Herz, verſöhnen,
Daß ich im wicht'gen Fall dich nicht befrage?
Wohlan! Komm her! Wir äußern unſre Klage
In liebevollen, traurig heitern Tönen.

Siehſt du, es geht! Des Dichters Wink gewärtig
Melodiſch klingt die durchgeſpielte Leier,
Ein Liebesopfer traulich darzubringen.

Du denkſt es kaum, und ſieh! das Lied iſt fertig;
Allein was nun? — Ich dächt' im erſten Feuer,
Wir eilten hin, es vor ihr ſelbſt zu ſingen.

Der Liebende verfällt in die ſonderbare Laune, daß er ſich hüten müſſe, zu ſehr an die Geliebte ſich zu gewöhnen und hiedurch Plage ſich zu bereiten. Daher verſucht er es heute von ihr fern zu bleiben. Um ſein Herz, das er bei ſeinem ſchnellen Entſchluß nicht zu Rathe gezogen, zu beſchwichtigen, dichtet er in traurig heitern Tönen zur durchgeſpielten (oft verklungenen) Leier einen Klagegeſang als Liebesopfer. Kaum iſt er fertig, ſo fühlt er das Seelenbedürfniß, zu ihr zu eilen und das Lied ihr vorzuſingen.

Ein treues Bild der launenhaften Liebe. Erſt Reflexion des Verſtandes bei mangelhafter Kenntniß des eignen Herzens und ſonderbarer Entſchluß der Enthaltſamkeit; dann ſelbſtgeſchaffne Pein; dann poetiſche Klage über dieſe Pein; dann Sehnſucht und Verlangen, dieſe Klage ſelbſt der Geliebten mitzutheilen, und ſomit endlich Aufhebung des frühern Entſchluſſes und eiliges Wiederſehn.

IV.

Das Mädchen ſpricht.

Du ſiehſt ſo ernſt, Geliebter! Deinem Bilde
Von Marmor hier möcht' ich dich wohl vergleichen;
Wie dieſes giebſt du mir kein Lebenszeichen;
Mit dir verglichen zeigt der Stein ſich milde.

Der Feind verbirgt sich hinter seinem Schilde,
Der Freund soll offen seine Stirn uns reichen.
Ich suche dich, du suchst mir zu entweichen;
Doch halte Stand, wie dieses Kunstgebilde.

An wen von beiden soll ich mich nun wenden?
Sollt' ich von beiden Kälte leiden müssen?
Da dieser todt und du lebendig heißest.

Kurz, um der Worte mehr nicht zu verschwenden,
So will ich diesen Stein so lange küssen,
Bis eifersüchtig du mich ihm entreißest.

Die Geliebte klagt über des Liebenden Ernst und Mangel an Offenherzigkeit: sogar das vor ihr stehende Marmorbild sei milder als er; sie suche ihn, er entweiche ihr. Sie will das Steinbild so lange küssen, bis er eifersüchtig sich liebend wieder ihr zuwende.

Ohne hinzugedachtes Zwischenglied läßt sich dies Sonett nicht gut mit dem vorigen vereinen. Wollen wir eine Vereinigung finden, so müssen wir uns denken, entweder, daß der Dichter die Vorlesung seiner Liebesklage auf dem Wege zu ihr wieder aufgegeben habe und seinem Vorsatze, sich nicht zu sehr an sie zu gewöhnen, treubleibend, sich kälter zeige und kälter werde, oder daß er wirklich das Liebeslied vorgelesen habe und dann nach einiger Zeit abermals in die alte Laune, in die Angst vor Gewöhnung oder in eine andre Liebeslaune verfallen, kälter geworden sei oder der Geliebten wenigstens kälter erscheine. —

Sehn wir aber von dem Zusammenhange der Dichtung ab und fragen nach der Entstehung dieses Sonetts als einer Einzelnheit, so kommen wir auf die Behauptung Bettinas zurück, daß alle Sonette (so wie auch das Buch Suleika) an sie gerichtet seien, ihr gegolten hätten, und daß in ihnen Abspiegelungen wahrer Seelenzustände, wirklicher Erlebnisse zwischen Göthe und ihr sich fänden. So erzählte sie (im Jahr 1849) mündlich über die Entstehung und Grundlage dieses Sonetts Folgendes: Sie sei einst mit den hohen Herrschaften und Anderen zu Weimar in der Bibliothek zusammen gewesen, und während die Uebrigen die Treppe nach der Gallerie hinaufgegangen, sei auch sie und hinter

ihr Göthe gefolgt. Als ſie ein Paar Stufen bereits hinaufgeſtiegen, habe Göthe ſie unter die Arme gefaßt, herabgehoben, zu ſeiner kürzlich angelangten Büſte geführt und ſie gefragt: Wie gefällt dir, Bettina, dieſe? Ihre Antwort ſei geweſen: „Das muß einmal ein ſchöner Mann geweſen ſein!“ Ernſt und böſe ſei Göthe hierauf zurückgetreten, und da es ihr leid gethan, ihn geärgert zu haben, ſei ſie mit offnen Armen auf ihn losgeeilt. Kalt und ſchweigend habe er ſie abgehalten. „Nun denn, ſagte ſie darauf, ſo will ich denn den kalten Stein küſſen und umarmen!“ und umſchlang und küßte mit zärtlicher Liebe den Marmor.

V.

Wachsthum.

Als kleines art'ges Kind nach Feld und Auen
Sprangſt du mit mir ſo manchen Frühlingsmorgen.
„Für ſolch ein Töchterchen, mit holden Sorgen,
Möcht' ich als Vater ſegnend Häuſer bauen!“

Und als du anfingſt in die Welt zu ſchauen,
War deine Freude häusliches Beſorgen.
„Solch eine Schweſter! und ich wär' geborgen:
Wie könnt' ich ihr, ach! wie ſie mir vertrauen!“

Nun kann den ſchönen Wachsthum nichts beſchränken;
Ich fühl' im Herzen heißes Liebetoben.
Umfaſſ' ich ſie, die Schmerzen zu beſchwicht'gen?

Doch ach! nun muß ich dich als Fürſtinn denken:
Du ſtehſt ſo ſchroff vor mir emporgehoben;
Ich beuge mich vor einem Blick, dem flücht'gen.

VI.

Reiſezehrung.

Entwöhnen ſollt' ich mich vom Glanz der Blicke,
Mein Leben ſollten ſie nicht mehr verſchönen.
Was man Geſchick nennt, läßt ſich nicht verſöhnen;
Ich weiß es wohl und trat beſtürzt zurücke.

Nun wußt' ich auch von keinem weitern Glücke;
Gleich fing ich an von dieſen und von jenen
Nothwend'gen Dingen ſonſt mich zu entwöhnen:
Nothwendig ſchien mir nichts als ihre Blicke.

Des Weines Gluth, den Vielgenuß der Speiſen,
Bequemlichkeit und Schlaf und ſonſt'ge Gaben,
Geſellſchaft wies ich weg, daß wenig bliebe.

So kann ich ruhig durch die Welt nun reiſen:
Was ich bedarf iſt überall zu haben,
Und Unentbehrlichs bring' ich mit — die Liebe.

Dieſe beiden Sonette, welche genau mit einander zuſammenhängen, mögen, wie oben angedeutet, am Wenigſten in den Zuſammenhang des Ganzen paſſen. Ihre Verſchmelzung iſt nur dann möglich, wenn man nicht durch Geburt („was man Geſchick nennt, läßt ſich nicht verſöhnen") begründete Standesverſchiedenheit („dich als Fürſtinn, vor mir emporgehoben") hier bezeichnet findet, ſondern einen, ſei es eingebildeten, ſei es wirklichen, höhern Standpunkt des Innern, alſo Seelenhoheit, Herzensadel. Allerdings kommt man zu dieſer Auffaſſung nur etwas gezwungen; ſie iſt nicht ſo einfach und natürlich als die andre, welche man, zumal im Hinblick auf Göthes Verhältniß zu Lida und ähnliche durch Standesverſchiedenheit gehemmte Liebesverhältniſſe, unbedenklich vorziehn könnte, wenn nicht Bettinas Briefwechſel dagegen zu ſprechen ſchiene.

Nämlich Göthe ſchreibt aus Weimar unterm 4. Mai 1808 an Bettina (Briefw. I. 228): „— Geſtern ſchickte ich meiner Mutter ein kleines Blättchen für Dich; nimms als ein bares Aequivalent für das, was ich anders auszuſprechen in mir kein Talent fühle; ſieh zu, wie Du es Dir aneignen kannſt.“ — Das Blättchen enthält unſer fünftes Sonett. Und Bettina antwortet ihm: „Iſt es Dir eine Freude, mich in tiefer Verwirrung beſchämt zu Deinen Füßen zu ſehn, ſo ſieh jetzt auf mich herab; ſo gehts der armen Schäfermaid, der der König die Krone aufſetzt; wenn ihr Herz auch ſtolz iſt ihn zu lieben, ſo iſt die Krone doch zu ſchwer; ihr Köpfchen ſchwankt unter der Laſt, und noch obendrein iſt ſie trunken von der Ehre, von den Huldigungen, die der Geliebte ihr ſchenkt.“ — Ob Göthe nun dies Sonett, wie Bettina meint, an ſie gedichtet oder ihr bloß zum Leſen mitgetheilt, läßt ſich nicht beſtimmt entſcheiden. So viel aber iſt klar, daß es in mancher Beziehung auf ſie gepaßt und durch ſie angeregt ſein mag.

Abſtrahiren wir nun aber von dieſer hiſtoriſchen Beziehung und faſſen wir das Sonett mit dem folgenden zuſammen auf, ohne die Frage zu entſcheiden, an wen es in der Wirklichkeit gerichtet ſein mag: ſo werden wir den Zuſammenhang alſo angeben können.

Der Dichter hat die Geliebte ſchon als kleines Kind ſo manches Jahr herumſpringen geſehn und ſie als Töchterchen ſich wohl gewünſcht. Als ſie größer und in der Häuslichkeit thätig geworden, faßte er noch mehr Vertrauen zu ihr und wünſchte ſie ſich als ſorgende Schweſter. Nun iſt ſie zur holden Jungfrau herangewachſen, und er fühlt Liebestoben und Liebesſchmerz. Aber er muß jetzt in ihr eine Fürſtinn, ſie alſo ſo hoch emporgehoben ſehn, daß er nicht zu ihr hinaufblicken darf. — So trennt beide das Geſchick, und er muß von ihr und von dem Glück in ihr ablaſſen. Da fühlt er ſein Unglück, iſt zu nichts mehr zu gebrauchen, flieht den Wein und die Geſellſchaft und andre Genüſſe, der Schlaf iſt ihm geraubt, und er entſchließt ſich in die weite Welt zu wandern; aber die Liebe bleibt ihm in ſeinem Herzen, ſie iſt ſeine „Reiſezehrung“.

Die Einſchließung des dritten und vierten, ſo wie des ſiebenten und achten Verſes in Anführungshäkchen hat wohl nichts weiter zu bedeuten, als daß der Dichter dadurch ſeine eignen früheren Aeußerungen über die Geliebte oder ſeine Ideen von ihr in jüngern Jahren andeuten will. —

In dem Verſe „Ich beuge mich vor Deinem Blick, dem flücht'gen" bietet das Prädikat „dem flücht'gen" einige Schwierigkeit dar. Warum iſt ihr Blick flüchtig? Weil ſie auf viele zu achten hat und daher weniger auf ihn achtet? Aber ſie ſcheint doch zu ihm ebenfalls eine Neigung gefaßt zu haben, und im ſechsten Sonett ſingt er, daß er ſich „vom Glanz der Blicke entwöhnen ſollte", alſo können ihre Blicke nach ihm doch nicht ſo ganz flüchtig geweſen ſein. Vielleicht iſt der Blick der Fürſtinn nur dann flüchtig, wenn ſie ſich nicht unbemerkt von Andern (und vom Dichter) weiß; dann wäre Verheimlichung und Verſtellung im Spiele. Oder dem liebenden Dichter, der ſeine Tiefe und den Standesabſchied fühlt, kommt der Blick von oben her nur flüchtig vor.

VII.

Abſchied.

War unerſättlich nach viel tauſend Küſſen
Und mußt' mit Einem Kuß am Ende ſcheiden,
Nach herber Trennung, tief empfundnem Leiden
War mir das Ufer, dem ich mich entriſſen,

Mit Wohnungen, mit Bergen, Hügeln, Flüſſen,
So lang' ichs deutlich ſah, ein Schatz der Freuden;
Zuletzt im Blauen blieb ein Augenweiden
An fern entwichnen lichten Finſterniſſen.

Und endlich, als das Meer den Blick umgrenzte,
Fiel mir zurück ins Herz mein heiß Verlangen;
Ich ſuchte mein Verlornes gar verdroſſen.

Da war es, gleich als ob der Himmel glänzte;
Mir ſchien, als wäre nichts mir, nichts entgangen,
Als hätt' ich alles, was ich je genoſſen.

Obwohl im vorigen Sonett von der Abreiſe und in dieſem vom Abſchiede die Rede iſt, ſo laſſen doch die Anfangsverſe dieſes Sonetts

eine genauere Verbindung mit den beiden vorhergehenden nicht vermuthen, wenn von einer wirklichen Standesverschiedenheit und von seinem „Beugen vor dem Blick" in dieser Beziehung die Rede sein soll. Um so genauer kann aber das vorstehende Sonett mit den folgenden in Ein Liebesverhältniß sich verschmelzen.

Der Dichter nimmt also herzlichen Abschied. Sein Blick hängt noch lange freudenreich an der verlassnen Heimat seiner Liebe; als sie entschwebt, weiden sich seine Augen noch an der blauen Ferne, die ihm eine lichte (d. h. seiner Phantasie klare) Finsterniß (nicht mehr dem äußern Auge sichtbar) ist. Endlich steigt an seinem Horizonte das (sehnsuchtweckende, die Seele in die Ferne hinziehende) Meer auf, und sein Herzensverlangen wird lebendiger, besänftigt sich aber, denn er trägt ja die Liebe in sich und mit sich, und so wars ihm, als hätte er nichts verloren, als hätte er alles, was er je genossen.

Bettina hatte im Juli 1807 Göthen zum zweitenmal besucht. Nach ihrer Abreise schrieb sie ihm von der Wartburg am 1. August (I. 154): „Es war freilich ein letzter Kuß, mit dem ich scheiden mußte, da ich glaubte, ich müßte ewig an Deinen Lippen hängen; und wie ich so dahinfuhr durch die Gänge unter den Bäumen, unter denen wir zusammen gegangen waren, da glaubte ich, an jedem Stamme müsse ich mich festhalten; aber sie verschwanden, die grünen wohlbekannten Räume, sie wichen in die Ferne, die geliebten Auen, und Deine Wohnung war längst hinabgesunken, und die blaue Ferne schien allein mir meines Lebens Räthsel zu bewachen; doch die mußte auch scheiden, und nun hatte ich nichts mehr als mein heiß Verlangen, und meine Thränen flossen diesem Scheiden. Ach, da besann ich mich auf Alles, wie Du mit mir gewandelt bist in nächtlichen Stunden, und hast mir gelächelt, daß ich Dir die Wolkengebilde auslegte und meine Liebe, meine schönen Träume, und hast mit mir gelauscht dem Geflüster der Blätter im Nachtwind, der Stille der fernen, weit verbreiteten Nacht. Und hast mich geliebt, das weiß ich; wie Du mich an der Hand führtest durch die Straßen, da hab' ichs an Deinem Athem empfunden, am Ton Deiner Stimme, an etwas, wie soll ichs Dir bezeichnen? das mich umwehte, daß Du mich aufnahmst in ein inneres geheimes Leben, und hattest Dich in diesem Augenblick mir allein zugewendet und begehrtest nichts als mit mir zu sein; und dies alles, wer wird mirs rauben? — was ist mir ver-

loren? Mein Freund, ich habe alles, was ich je genoſſen." — Und am 2. Auguſt fährt ſie fort: „Heute Morgen hat mich die Sonne ſchon halb 5 Uhr geweckt; ich glaube, ich hab' keine zwei Stunden geſchlafen, ſie mußte mir grade in die Augen ſcheinen. Eben hatte es aufgehört mit Wolkenbrechen und Wirbelwinden, die goldne Ruhe breitete ſich aus am blauen Morgenhimmel. Ich ſah die Waſſer ſich ſammeln und ihren Weg zwiſchen den Felskanten ſuchen hinab in die Flut; geſtürzte Tannen brachen den brauſenden Waſſerſturz, und Felsſteine ſpalteten ſeinen Lauf; er war unaufhaltſam, er riß mit ſich, was nicht widerſtehn konnte. Da überkam mich eine ſo gewaltige Luſt: ich konnte auch nicht widerſtehn; ich ſchürzte mich hoch, der Morgenwind hielt mich bei den Haren in Zaum; ich ſtützte beide Hände in die Seite, um mich im Gleichgewicht zu halten, und ſprang hinab in kühnen Sätzen von einem Felsſtück zum andern, bald hüben bald drüben, das brauſende Waſſer mit mir, kam ich unten an; da lag, als wenn ein Keil ſie geſpalten hätte bis an die Wurzel, der halbe Stamm einer hohen Linde, quer über den ſich ſammelnden Waſſern u. ſ. w.

Hierauf ſendet ihr Göthe dies ſiebente Sonett nebſt dem erſten am 7. Auguſt und ſchreibt ihr (I. 162): „Deine fliegenden Blätter, liebſte Bettine, kamen grade zu rechter Zeit, um dem Verdruß über Dein Verſchwinden in etwas zu ſteuern. Beiliegend gebe ich Dir einen Theil derſelben zurück; Du ſiehſt, wie man verſucht, ſich an der Zeit, die uns des Liebſten beraubt, zu rächen und ſchöne Minuten zu verewigen. Möge ſich Dir der Werth darin ſpiegeln, den Du für den Dichter haben mußt."

Aus dieſen Worten ſo wie aus der Vergleichung dieſes ſiebenten und jenes erſten Sonetts mit Bettinas Briefen kann man nicht umhin den Schluß zu ziehn, daß dieſe Sonette unzweifelhaft durch Bettina und ihre Briefe angeregt ſeien. Daß das Sonett „Mächtiges Ueberraſchen" ſpäterhin von Göthe an die Spitze aller Sonette als erſtes geſetzt worden (wie er denn offenbar dieſe Sonette nicht nach der Zeit ihrer Entſtehung geordnet hat), iſt ein um ſo glücklicherer Einfall, da daſſelbe, wie oben gezeigt, nicht bloß den innigſten Zuſammenhang mit dem zweiten „Freundliches Begegnen", ſondern auch, beſonders eben hiedurch, die ſchönſte Einleitung zum ganzen Sonettenzyklus darbietet.

VIII.

Die Liebende ſchreibt.

Ein Blick von deinen Augen in die meinen,
Ein Kuß von deinem Mund auf meinem Munde,
Wer davon hat, wie ich, gewiſſe Kunde,
Mag dem was anders wohl erfreulich ſcheinen?

Entfernt von dir, entfremdet von den Meinen,
Führ' ich ſtets die Gedanken in die Runde,
Und immer treffen ſie auf jene Stunde,
Die einzige; da fang' ich an zu weinen.

Die Thräne trocknet wieder unverſehens:
Er liebt ja, denk' ich, her in dieſe Stille,
Und ſollteſt du nicht in die Ferne reichen?

Vernimm das Liſpeln dieſes Liebewehens;
Mein einzig Glück auf Erden iſt dein Wille,
Dein freundlicher zu mir; gieb mir ein Zeichen!

IX.

Die Liebende abermals.

Warum ich wieder zum Papier mich wende?
Das mußt du, Liebſter, ſo beſtimmt nicht fragen:
Denn eigentlich hab' ich dir nichts zu ſagen;
Doch kommt's zuletzt in deine lieben Hände.

Weil ich nicht kommen kann, ſoll, was ich ſende,
Mein ungetheiltes Herz hinüber tragen
Mit Wonnen, Hoffnungen, Entzücken, Plagen:
Das alles hat nicht Anfang, hat nicht Ende.

Ich mag vom heut'gen Tag dir nichts vertrauen,
Wie ſich im Sinnen, Wünſchen, Wähnen, Wollen
Mein treues Herz zu dir hinüber wendet:

So ſtand ich einſt vor dir, dich anzuſchauen,
Und ſagte nichts. Was hätt' ich ſagen ſollen?
Mein ganzes Weſen war in ſich vollendet.

X.

Sie kann nicht enden.

Wenn ich nun gleich das weiße Blatt dir ſchickte,
Anſtatt daß ichs mit Lettern erſt beſchreibe,
Ausfüllteſt du's vielleicht zum Zeitvertreibe
Und ſendeteſt's an mich, die Hochbeglückte.

Wenn ich den blauen Umſchlag dann erblickte,
Neugierig ſchnell, wie es geziemt dem Weibe,
Riß' ich ihn auf, daß nichts verborgen bleibe;
Da läſ' ich, was mich mündlich ſonſt entzückte:

Lieb Kind! Mein artig Herz! Mein einzig Weſen!
Wie du ſo freundlich meine Sehnſucht ſtillteſt
Mit ſüßem Wort und mich ſo ganz verwöhnteſt!

Sogar dein Liſpeln glaubt' ich auch zu leſen,
Womit du liebend meine Seele füllteſt
Und mich auf ewig vor mir ſelbſt verſchönteſt.

In dieſen drei Sonetten ſchreibt die Liebende an den Dichter von ihrer Liebe, welche gerne auch von ihm ein Liebeszeichen empfangen möchte, von ihrem vollen Herzen, das nichts zu ſagen weiß, und von ihrer Sehnſucht, die ſich bei ſeinen liebevollen Erwiederungen geſtillt fühlt.

Bettina ſchreibt an Göthe im Februar 1808 (I. 195): „Du kennſt mein Herz, Du weißt, daß alles Sehnſucht iſt, Wille, Gedanke und Ahnung; Du wohnſt unter Geiſtern, ſie geben Dir göttliche Wahrheit. Du mußt mich ernähren, Du giebſt alles zum Voraus, was ich nicht zu fordern verſtehe. Mein Geiſt hat einen kleinen Umfang, meine Liebe einen großen, Du mußt ſie ins Gleichgewicht bringen. Die Liebe kann nicht ruhig werden, als wenn der Geiſt ihr gewachſen iſt; Du biſt meiner Liebe gewachſen, Du biſt mild, freundlich, nachſichtig; laß michs fühlen, wenn mein Herz ſich nicht im Takte wiegt, ich verſtehe Deine leiſen Winke. — Ein Blick von Deinen Augen in die meinen, ein Kuß von Dir auf meinen Mund, belehrt mich über alles; was könnte dem auch wohl noch erfreulich ſcheinen zu lernen, der wie ich hievon Erfahrung hat? Ich bin entfernt von Dir, die Meinen ſind mir fremd geworden, da muß ich immer in Gedanken auf jene Stunde zurückkehren, wo Du mich in den ſanften Schlingen Deiner Arme hielteſt; da fang ich an zu weinen, aber die Thränen trocknen mir unverſehens wieder: Er liebt ja herüber in dieſe verborgne Stille, denke ich, und ſollte ich in meinem ewigen ungeſtillten Sehnen nach ihm nicht in die Ferne reichen? Ach vernimm es doch, was Dir mein Herz zu ſagen hat, es fließt über von leiſen Seufzern, alle flüſtern Dir zu: mein einzig Glück auf Erden ſei Dein freundlicher Wille zu mir. O lieber Freund, gieb mir doch ein Zeichen, Du ſeiſt meiner gewärtig!“ u. ſ. w.

Hiemit ſtimmt faſt wörtlich das achte Sonett überein. Findet alſo bei dieſem Briefe kein Irrthum oder keine Selbſttäuſchung Bettinas ſtatt, ſo leuchtet die Beziehung dieſes Sonetts auf ſie von ſelbſt ein.

Etwas Gleiches iſt vom neunten Sonett und Bettinas kurz vorhergehendem Briefe zu ſagen, den ſie ſo beginnt (I. 182): „Ach frage nur nicht, warum ich ſchon wieder ein neues Blatt vornehme, da ich Dir doch eigentlich nichts zu ſagen habe. Ich weiß freilich noch nicht, womit ichs ausfüllen ſoll, aber das weiß ich, daß es doch zuletzt in Deine lieben Hände kommt. Drum hauche ichs an mit allem, was ich Dir ausſprechen würde, ſtände ich ſelbſt vor Dir. Ich kann nicht kommen, drum ſoll der Brief mein ungetheiltes Herz zu Dir hinübertragen, erfüllt mit Genuß vergangner Tage, mit Hoffnung auf neue, mit Sehnſucht und Schmerz um Dich, da weiß ich nun keinen Anfang und kein Ende. — Von heute mag ich Dir nun gar nichts vertrauen. Wie ſoll ich los-

kommen vom Wünſchen, Sinnen und Wähnen? Wie ſoll ich Dir mein treues Herz, das ſich von allem zu Dir allein hinüberwendet, ausſprechen? Ich muß ſchweigen wie damals, als ich vor Dir ſtand, um Dich anzuſehn. Ach, was hätte ich auch ſagen ſollen? Ich hatte nichts mehr zu verlangen!" u. ſ. w.

Ein Gleiches gilt endlich auch vom zehnten Sonett und Bettinas nachfolgendem Brief, welcher alſo anfängt (I. 198): „Was ſoll ich Dir denn ſchreiben, da ich traurig bin und nichts neues Freundliches zu ſagen weiß? Lieber möchte ich Dir gleich das weiße Blatt ſchicken, ſtatt daß ichs erſt mit Buchſtaben beſchreibe, die doch immer nicht ſagen, was ich will, Du füllteſt es zu Deinem Zeitvertreibe aus, machteſt mich überglücklich und ſchickteſt es an mich zurück; wenn ich dann den blauen Umſchlag ſehe und riß ihn auf, neugierig eilig, wie die Sehnſucht immer der Seligkeit gewärtig iſt, und ich leſe nun, was mich aus Deinem Munde einſt entzückte: Lieb Kind, mein artig Herz, mein einzig Liebchen, klein Mäuschen, die ſüßen Worte, mit denen Du mich verwöhnteſt, ſo freundlich mich beſchwichtigend: ach, mehr wollt ich nicht, alles hätte ich wieder, ſogar Dein Liſpeln würde ich mitleſen, mit dem Du mir leiſe das Lieblichſte in die Seele ergoſſen und mich auf ewig vor mir ſelbſt verherrlicht haſt."

Im Einzelnen noch folgende Erläuterungen:

VIII. Entfremdet von den Meinen durch die Liebe zu Dir. — Auf jene Stunde, vielleicht die Stunde des Abſchiedes. — Er liebt her in dieſe Stille, ſeine Liebe wandert her in meine Stille, verſetzt ſich zu mir. Der Ausdruck herlieben iſt ſchön poetiſch, ähnliche Bildungen hat Göthe ſehr oft, z. B. heranwachen, niederliegen u. ſ. w. — Und ſollteſt Du nicht in die Ferne reichen? Da er mit ſeiner Liebe bis her zu mir wandert, ſo kann ich ja auch mit meiner Liebe zu ihm in die Ferne wandern, mich hinverſetzen. —

IX. Mein ganzes Weſen war in ſich vollendet. Als ich vor Dir ſtand, fühlte ich mich ſo vollendet in mir, ſo ganz, ſo ohne alles Gefühl irgend eines Mangels, ſo vollkommen ſelig in mir und Dir, daß ich nichts ſagen konnte. —

X. Und ſendeteſt's an mich, die Hochbeglückte, eine bekannte poetiſche Figur (Prolepſis), ſtatt: an mich, ſo daß ich hochbeglückt wurde. — Lieb Kind, mein artig Herz. Schon oben haben wir

erwähnt, daß Göthe Bettinen in den Briefen ſo wie mündlich lieb Kind, fein Kind, artig Kind u. ſ. w. anredete. — Womit du — mich auf ewig vor mir ſelbſt verſchönteſt. Du verſchönteſt mich, d. h. Du verſchönteſt mein Leben, oder noch beſſer, mein eignes Ich durch Deine Liebe, vor mir ſelbſt, d. h. ſo daß ich es ſelbſt empfand und erkannte. Die Liebe veredelt nnd verſchönt.

XI.

Nemeſis.

Wenn durch das Volk die grimme Seuche wüthet,
Soll man vorſichtig die Geſellſchaft laſſen.
Auch hab' ich oft mit Zaubern und Verpaſſen
Vor manchen Influenzen mich gehütet.

Und obgleich Amor öfters mich begütet,
Mocht' ich zuletzt mich nicht mit ihm befaſſen.
So ging mirs auch mit jenen Lakrimaſſen,
Als vier- und dreifach reimend ich gebrütet.

Nun aber folgt die Strafe dem Verächter,
Als wenn die Schlangenfackel der Erinnen
Von Berg zu Thal, von Land zu Meer ihn triebe.

Ich höre wohl der Genien Gelächter;
Doch trennet mich von jeglichem Beſinnen
Sonettenwuth und Raſerei der Liebe.

Dies Sonett iſt wohl grade in dieſe Stelle ohne genaueren Zuſammenhang hineingeſchneit. Der Hauptgedanke iſt klar. Oft hat ſich der Dichter vor den Influenzen der Zeit (Sonettenwuth) und vor Amor, der ihn häufig begütete, gehütet. Die Strafe folgt nach: die Rachegöt-

tinnen peinigen ihn, beſinnungsleer ſtürzt er ſich in die Sonettenwuth und Liebesraſerei.

Mit jenen Lakrimaſſen, als vier- und dreifach reimend ich gebrütet. Dies geht auf die Sonettenform, bei welcher in den erſten 2 Strophen (Quadrainen) je 4, in den letzten 2 (Terzetten) je 3 Verſe enthalten ſind und in den erſten beiden je 4 Verſe, in den beiden letzten je 3 Verſe (oder, wie in dieſen Sonetten Göthes ohne Ausnahme je 2 Verſe in 3 Verspaaren) ſich reimen. Die Lakrimaſſen beziehn ſich auf die damals in der Literatur herrſchende manirirte und affektirte Sonettenmanie, vor der er ſich, wie er am Anfang des Sonetts andeutet, anfangs wie vor andern anſteckenden Krankheiten („Influenzen") der damaligen Zeit ſehr gehütet. Späterhin nahm dieſe Sonettenwuth noch mehr zu und erſt ſeit den zwanziger Jahren iſt ſie im Fallen. — Dem Verächter der Sonette und des Amor. — Erinnen, Erinnyen, Eumeniden, Furien, Rachegöttinnen, im ſchwarzen Gewande und mit Schlangenharen, mit Peitſche und Fackel („Schlangenfackeln"), Töchter der Nacht. Ihre Heimat iſt der Orkus. Sie heißen Alekto, Megära, Tiſiphone. Verwandt mit ihnen iſt die Nemeſis, wie die Ate, eine verderbenbringende Gottheit, Rächerinn des Unrechts. Daher die Ueberſchrift dieſes Sonetts. Der Dichter perſiflirt ſich ſelbſt, weil er der allgemeinen Sonettenwuth nachgegeben. Im 14ten und 15ten Sonett nimmt er die ſchöne Sonettenpoeſie in Schutz, und mit Recht, wenn man ihre Vollendung, wie ſie A. Schlegel ſo ſchön ſchildert, ſich denkt. Vergl. die Bemerkungen zu Nr. XIV und XV. — Der Genien (bei den Griechen Dämonen). Jeder Menſch hatte nach dem Glauben der Alten einen guten Genius (Schutzgeiſt) und einen böſen. Von dieſen beiden kann hier nicht die Rede ſein. Die Römer nannten Genien auch oft die Manen, Geiſter der Verſtorbnen. Auch ſie kann der Dichter hier nicht meinen. Die Rachegöttinnen aber können nicht mit dieſem Namen bezeichnet ſein. Es bleibt alſo nichts andres übrig, als hier die guten Genien im Allgemeinen bezeichnet zu finden, alſo, nicht allein ſein guter Genius, ſondern auch die guten Genien Andrer. Er erſcheint, ſagt er, ſich ſelbſt und Andern lächerlich in ſeiner Sonettenwuth und Liebesraſerei, und doch verliert er die Beſinnung und ergiebt ſich.

XII.

Chriſtgeſchenk.

Mein ſüßes Liebchen! Hier in Schachtelwänden
Gar mannigfalt geformte Süßigkeiten.
Die Früchte ſind es heil'ger Weihnachtszeiten,
Gebacken nur, den Kindern auszuſpenden!

Dir möcht' ich dann mit ſüßem Redewenden
Poetiſch Zuckerbrot zum Feſt bereiten;
Allein was ſolls mit ſolchen Eitelkeiten?
Weg den Verſuch, mit Schmeichelei zu blenden!

Doch giebt es noch ein Süßes, das vom Innern
Zum Innern ſpricht, genießbar in der Ferne,
Das kann nur bis zu dir hinüber wehen.

Und fühlſt du dann ein freundliches Erinnern,
Als blinkten froh dir wohlbekannte Sterne,
Wirſt du die kleinſte Gabe nicht verſchmähen.

Dies Sonett dürfte wohl näher mit dem achten, neunten und zehnten zuſammenhangen. Er ſchickt der Geliebten eine Schachtel mit Süßigkeiten zur Weihnachtszeit und verwirft es, die Sendung mit Poeſien zu begleiten, hofft dagegen, daß in ihr die Geliebte ſein treues Andenken empfinden und ihm auch ein freundliches Andenken ſchenken werde.

Süßes Liebchen. Sonſt gebraucht Göthe den Ausdruck ſüß nicht gerne von der Geliebten (vergl. §. 5, Nr. 1). Hier iſt es aber ſehr paſſend gewählt als Antitheſe oder vielmehr Syntheſe mit den überſchickten „Süßigkeiten", den „ſüßen Redewenden", dem „poetiſchen Zuckerbrot" und den Worten „Doch giebt es noch ein Süßes."

XIII.

Warnung.

Am jüngſten Tag, wenn die Poſaunen ſchallen
Und alles aus iſt mit dem Erdeleben,
Sind wir verpflichtet Rechenſchaft zu geben
Von jedem Wort, das unnütz uns entfallen.

Wie wirds nun werden mit den Worten allen,
In welchen ich ſo liebevoll mein Streben
Um deine Gunſt dir an den Tag gegeben,
Wenn dieſe bloß an deinem Ohr verhallen?

Darum bedenk', o Liebchen, dein Gewiſſen,
Bedenk' im Ernſt, wie lange du gezaudert,
Daß nicht der Welt ſolch Leiden widerfahre.

Werd' ich berechnen und entſchuld'gen müſſen,
Was alles unnütz ich von dir geplaudert,
So wird der jüngſte Tag zum vollen Jahre.

In ſchalkhafter Laune gedenkt er aller ſeiner Liebesplaudereien mit der Geliebten. Am jüngſten Tage ſoll von jedem unnützen Worte Rechenſchaft abgelegt werden. Sollte er das von jedem unnützen Worte, das er zu ihr geſprochen, ſo würde der jüngſte Tag ein volles Jahr ſein müſſen. Unnütz aber ſind ſeine Worte, wenn ſie bloß an ihrem Ohr verhallen. Darum möge ſie in ihrem Gewiſſen bedenken, wie lange ſie zaudert ihn zu erhören. Schalkhaft ſind die Worte: „Daß nicht der Welt ſolch Leiden widerfahre" gemeint, launig klingt das Wortſpiel mit dem Prädikat unnütz, das einmal in der Bedeutung von unnöthig, ungehörig gebraucht iſt, dann aber ſo viel als ohne Gewinn, ohne Erhörung bedeutet.

Auch dies Sonett ſcheint den Zuſammenhang des Ganzen etwas zu zerreißen. —

XIV.

Die Zweifelnden.

Ihr liebt, und ſchreibt Sonette! Weh der Grille!
Die Kraft des Herzens, ſich zu offenbaren,
Soll Reime ſuchen, ſie zuſammenpaaren;
Ihr Kinder, glaubt, ohnmächtig bleibt der Wille.

Ganz ungebunden ſpricht des Herzens Fülle
Sich kaum noch aus: ſie mag ſich gern bewahren,
Dann Stürmen gleich durch alle Saiten fahren,
Dann wieder ſenken ſich zu Nacht und Stille.

Was quält ihr euch und uns, auf jähem Stege
Nur Schritt vor Schritt den läſt'gen Stein zu wälzen,
Der rückwärts laſtet, immer neu zu mühen?

Die Liebenden.

Im Gegentheil, wir ſind auf rechtem Wege!
Das Allerſtarrſte freudig aufzuſchmelzen,
Muß Liebesfeuer allgewaltig glühen.

XV.

Mädchen.

Ich zweifle doch am Ernſt verſchränkter Zeilen!
Zwar lauſch' ich gern bei deinen Silbeſpielen;
Allein mir ſcheint, was Herzen redlich fühlen,
Mein ſüßer Freund, das ſoll man nicht befeilen.

Der Dichter pflegt, um nicht zu langeweilen,
Sein Innerſtes von Grund aus umzuwühlen;
Doch ſeine Wunden weiß er auszukühlen,
Mit Zauberwort die tiefſten auszuheilen.

Dichter.

Schau, Liebchen, hin! Wie gehts dem Feuerwerker?
Drauf ausgelernt, wie man nach Maßen wettert,
Irrgänglich-klug minirt er ſeine Grüfte;

Allein die Macht des Elements iſt ſtärker,
Und eh' er ſichs verſieht, geht er zerſchmettert
Mit allen ſeinen Künſten in die Lüfte.

In dieſen beiden Sonetten begründet der Dichter erſtlich vor den Zweifelnden, zweitens vor der Geliebten die Sonettenform ſeiner Liebesdichtungen. Gegen die Meinung der Zweifelnden, die Sprache des Herzens werde durch dieſe engen Feſſeln zu ſehr gehemmt, frei müſſe ſie ſich bewegen, behauptet er, daß die Starrheit dieſer Feſſeln freudig ſchmelze vor der Glut des Liebesfeuers. Gegen die Furcht der Geliebten, die Sonettenform ſei mehr Spiel und Künſtelei und verrathe nicht Ernſt und Gefühlstiefe, führt er an, daß der Feuerwerker auch die Kunſt kenne und beachte und ſich in ſie einmengen wolle, aber dabei doch vom Feuer der Gefühle bewältigt der Naturkraft folgen müſſe, demnach nicht künſtle, ſondern mit der Kunſt die Natur verbinde. Eine vortreffliche Apologie für die Sonette wahrer Meiſter, wie Petrarkas u. ſ. w.

XIV. Ihr Kinder glaubt, (aber) ohnmächtig bleibt der Wille, die That entſpricht nicht dem Glauben an die Schönheit der Sonette. — Ganz ungebunden u. ſ. w., kaum, d. h. ſchwer, nur mit Mühe ſpricht ſich das Herz ungebunden aus, wie könnte es denn das thun, in dieſe Spaniſchen Stiefeln eingeſchnürt? — Sich bewahren, nicht ſich ausſprechen, ſondern im tiefſten Innern bleiben. — Den läſt'gen Stein, Anſpielung auf die ſchwere und unnütze Arbeit des Siſyphus („Hurtig mit Donnergepolter entrollte der tückiſche Marmor").

XV. Verſchränkter Zeilen. Die Verſchränkung der Zeilen im Sonett iſt in der That eben ſo groß als ſinnreich. In dem Mechanismus des Sonettenbaues liegt die Bedeutung des Sonetts wunderbar ausgeprägt. Sehr ſchön charakteriſirt A. Schlegel das Sonett alſo:

Zwei Reime heiß' ich dreimal kehren wieder
Und ſtelle ſie getheilt in gleiche Reihen,
Daß hier und dort zwei eingefaßt von zweien
Im Doppelchore ſchweben auf und nieder.

Dann ſchlingt des Gleichlauts Kette durch zwei Glieder
Sich freier wechſelnd, jegliches von dreien.
In ſolcher Ordnung, ſolcher Zahl gedeihen
Die zarteſten und ſtolzeſten der Lieder.

Den werd' ich nie mit meinen Zeilen kränzen,
Dem eitle Spielerei mein Weſen dünket
Und Eigenſinn die künſtlichen Geſetze.

Doch wem in mir geheimer Zauber winket,
Dem leih' ich Hoheit, Füll' in engen Grenzen
Und reines Ebenmaß der Gegenſätze.

In dem beſchränkten Raum von 14 Zeilen vereinigen ſich ſo reiche Empfindungen von Bild und Gegenbild, von Satz und Gegenſatz zu Einer Pointe in wunderbar ſchöner Verſchlingung, gleich zweien Flammen, die zu Einer hohen Spitze emporſchlagen, gleich zwei liebenden Herzen, die in Einen Willen emporlodern. —

Langeweilen richtiger aber ungewöhnlicher als langweilen. — Irrgänglich klug, klug in allen Irrgängen, d. h. klug darin, Irrgänge des Feuerwerks darzuſtellen.

XVI.

Epoche.

Mit Flammenſchrift war innigſt eingeſchrieben
Petrarkas Bruſt, vor allen andern Tagen,
Charfreitag. Eben ſo, ich darfs wohl ſagen,
Iſt mir Advent von Achtzehnhundert ſieben.

Ich fing nicht an, ich fuhr nur fort zu lieben
Sie, die ich früh im Herzen ſchon getragen,
Dann wieder weislich aus dem Sinn geſchlagen,
Der ich nun wieder bin ans Herz getrieben.

Petrarkas Liebe, die unendlich hohe,
War leider unbelohnt und gar zu traurig,
Ein Herzensweh, ein ewiger Charfreitag.

Doch ſtets erſcheine, fort und fort, die frohe,
Süß, unter Palmenjubel, wonneſchaurig,
Der Herrinn Ankunft mir, ein ew'ger Maitag.

Aus dem 2ten und 47ſten Sonett*) des Petrarka (geb. 1304 zu Arezzo, geſtorben 1374 zu Arqua) muß man ſchließen, daß er ſeine angebetete Laura (von Sade, in Avignon) zum erſtenmal an einem Charfreitag geſehn habe. Er hat nun in einer Nachricht, die er in Lateiniſcher

*) Das 2te Sonett beginnt:

Am Tag', als rings ſich barg der Glanz der Sonne,
Aus Mitleid mit dem Schöpfer, in den Höhen,
Ward ich umgarnt u. ſ. w.

Das 47ſte Sonett ſchließt:

Den irren Geiſt, führ' ihn zu beſſern Pfaden,
Erinnr' ihn, wie du heut' am Kreuz geſieget.

Sprache auf den Einband seines Virgil*) schrieb, mitgetheilt, daß er sie zum erstenmal 1327 am 6. April gesehn habe. Dieser Tag aber ist erwiesnermaßen der Montag der Woche vor Ostern gewesen, also kein Charfreitag. Sonach müßte Petrarka hiebei der Jüdischen Zeitrechnung gefolgt sein, nach welcher im Jahr 1327 der Kreuzigungstag Christi auf den 6. April oder den Montag vor Ostern fiel.

Göthe nimmt nun in diesem Sonett den Charfreitag als den Anfangstag der Liebe Petrarkas an. Er setzt diesem Trauertage Petrarkas, dessen Liebe unglücklich war, seinen Freudentag des Advents 1807 entgegen, da er seine Liebe, die früh begonnene, dann wieder aus dem Sinn geschlagne, aufs Neue fortzusetzen begann, und schließt mit dem Wunsche, daß stets seiner Herrinn Ankunft (adventus) ihm wie ein ewiger Maitag erscheinen möge.

In diesem Sonett allein kommt eine Hindeutung auf etwas Historisches, auf Advent von 1807 vor. Nach Göthes Tag- und Jahresheften (Band 32) beschäftigten ihn in diesem Jahre besonders das Theater, naturhistorische Studien und Bergwanderungen, Hackerts Tod, eine Reise nach Karlsbad (und hier besonders der Umgang und die Vorlesungen vor der Fürstinn Solms geb. Meklenburg und Fräulein Lestocq, so wie die Zirkel der anziehenden Fürstinn Bogration und der Besuch seines Sohnes), ferner (im September) Dichtungen neuer Lieder nach bekannten Melodien, die von Fräulein Engels mit Geist und Leben vorgetragen wurden, die Nibelungen und Anderes**). Aber von der Wichtigkeit des

*) Dieser Virgil, durch Napoleon nach Paris versetzt und dann nach Mailand zurückgekehrt, befindet sich noch heute in der Ambrosianischen Bibliothek daselbst. Die Nachricht lautet: „Laura, dnrch eigne Tugend glänzend und durch meine Lieder lange gefeiert, erschien meinen Augen zum erstenmal im Jahr des Herrn 1327 am 6. April in der Kirche zu St. Clara zu Avignon in der ersten Stunde des Tages. Ich war damals in meiner ersten Jugend. In derselben Stadt, demselben Monat April, an demselben sechsten Tage, in derselben ersten Stunde, aber im Jahr 1348 ward jenes Licht diesem Erdenlicht entrissen" u. s. w.

**) Außerdem fällt in dies Jahr auch noch der Tod der hochgefeierten Großherzoginn Anna Amalia (den 10. April), und der Druck der Fremdherrschaft, überhaupt Weimars eisernes Zeitalter. — Theils um einen Vergleich des Spiels der Poesie mit dem gleichzeitigen Ernst der Wirklichkeit bei Göthe darzubieten,

Advents in dieſem Jahre findet ſich keine Spur, wenn man nicht etwa Andeutungen in Bettinas Briefen hieher zu ziehn für paſſend findet und

---

theils um bei dieſer Gelegenheit ein an ſich bemerkenswerthes, ſchönes und wohl aufzubewahrendes Dokument für Göthes Politik und Pietät mitzutheilen, wiederholen wir hier eine Erzählung Falks (S. 114 ꝛc.):

„Es geſchah um dieſe Zeit häufig genug, wenn ich Göthe beſuchte, daß die bedenklichen Zeitumſtände (— in welche ich ſelbſt damals, nicht aber zum Unglück, ſondern, wofür ich Gott herzlich danke, zum Segen des Landes, das ich bewohnte, handelnd verflochten war —) mit männlicher Umſicht von uns nach allen Seiten durchſprochen wurden. So kam denn auch diesmal, als ich Göthe nach meiner Zurückkunft von Erfurt in ſeinem Garten beſuchte, die Rede auf die Beſchwerden der Franzöſiſchen Regierung. Ich theilte ſie ihm Punkt für Punkt und ſo mit, wie ſie auch nach dieſem der Herzog unverändert geleſen hat.

Es ſei bekannt, hieß es unter Anderm in dieſer Schrift, daß der Herzog von Weimar dem feindlichen General Blücher, der ſich zu Hamburg mit ſeinen Offizieren nach der Niederlage von Lübeck in der größten Verlegenheit befunden, 4000 Thaler auf Wechſel vorgeſchoſſen habe. Ebenſo wiſſe Jedermann, daß ein Preußiſcher Offizier, der Hauptmann von Ende (jetzo Gouverneur in Köln), als Hofmarſchall bei der Frau Großfürſtinn angeſtellt ſei. Es ſei nicht zu leugnen, daß die Anſtellung ſo vieler Preußiſchen Offiziere ſowohl im Militär- als Civilfach, deren Geſinnungen bekanntlich nicht die beſten ſeien, für Frankreich etwas Beunruhigendes mit ſich führe. Schwerlich werde es der Kaiſer billigen, oder jemals zugeben, daß man mitten im Herzen des Rheinbundes gleichſam eine ſtillſchweigende Verſchwörung wider ihn anlege. Sogar zum Hofmeiſter ſeines Sohnes, des Prinzen Bernhard, habe man einen ehemaligen Preußiſchen Offizier, den Herrn v. Rühl (nachmals Preußiſchen General) gewählt; Herr v. Müffling, ebenfalls gedienter Offizier und Sohn des Preußiſchen Generals dieſes Namens (dermalen im Preußiſchen Generalſtabe), ſei mit großem Gehalte in Weimar als Präſident eines Landeskollegiums angeſtellt; der Herzog ſtehe mit demſelben in einem vertrauten perſönlichen Umgange, und es ſei natürlich, daß alle ſolche Verbindungen nur dazu dienten, einen ohnehin ſchlecht genug verheimlichten Groll gegen Frankreich zu nähren. Es ſcheine, daß man gleichſam Alles abſichtlich hervorſuche, um den Zorn des Kaiſers, der doch Manches von Weimar zu vergeſſen habe, aufs Neue zu reizen und herauszufodern. Unvorſichtig wenigſtens ſeien die Schritte des Herzogs in einem hohen Grade, wenn man ihnen auch nicht geradeswegs eine böſe Abſicht unterlegen wolle. So habe derſelbe auch den Herzog von Braunſchweig, den Todfeind Frankreichs, nebſt Herrn v. Müffling, nach dem Gefechte von Lübeck zu Braunſchweig auf ſeinem Durchmarſche beſucht.

dies Sonett auf sie in Bezug bringen will. Sonst läßt sich die obige Angabe Göthes nicht mehr erläutern. — Uebrigens klingt die Anführung

---

„Genug!“ fiel mir Göthe, als ich bis dahin gelesen hatte, mit flammendem Gesichte ins Wort. „Was wollen sie denn diese Franzosen? Sind sie Menschen? Warum verlangen sie geradewegs das Unmenschliche? Was hat der Herzog gethan, was nicht lobens- und rühmenswerth ist? Seit wann ist es denn ein Verbrechen, seinen Freunden und alten Waffenkameraden im Unglück treu zu bleiben? Ist denn eines edeln Mannes Gedächtniß so gar nichts in euern Augen? Warum muthet man dem Herzoge zu, die schönsten Erinnerungen seines Lebens, den siebenjährigen Krieg, das Andenken an Friedrich den Großen, der sein Oheim war, kurz alles Ruhmwürdige des uralten Deutschen Zustandes, woran er selbst so thätig Antheil nahm, und wofür er noch zuletzt Krone und Scepter aufs Spiel setzte, den neuen Herren zu gefallen, wie ein verrechnetes Exempel plötzlich über Nacht mit einem nassen Schwamme von der Tafel seines Gedächtnisses hinwegzustreichen? Steht denn euer Kaiserthum von gestern schon auf so festen Füßen, daß ihr keine, gar keine Wechsel des menschlichen Schicksals in Zukunft zu befürchten habt? Von Natur zu gelassener Betrachtung der Dinge aufgelegt, werde ich doch grimmig, sobald ich sehe, daß man dem Menschen das Unmögliche abfordert. Daß der Herzog verwundete, ihres Soldes beraubte Preußische Offiziere unterstützt, daß er dem heldenmüthigen Blücher nach dem Gefecht von Lübeck einen Vorschuß von 4000 Thalern machte, das wollt ihr eine Verschwörung nennen? das gedenkt ihr ihm übel auszulegen? Setzen wir den Fall, daß heute oder morgen Unglück bei eurer großen Armee einträte: was würde wol ein General oder ein Feldmarschall in den Augen des Kaisers werth sein, der gerade so handelte, wie unser Herzog in dem vorliegenden Falle wirklich gehandelt hat? Ich sage euch, der Herzog soll so handeln, wie er handelt! Er muß so handeln! Er thäte sehr Unrecht, wenn er je anders handelte! Ja, und müßte er darüber Land und Leute, Krone und Scepter verlieren, wie sein Vorfahr, der unglückliche Johann, so soll und darf er doch um keine Hand breit von dieser edeln Sinnesart und dem, was ihm Menschen- und Fürstenpflicht in solchen Fällen vorschreibt, abweichen. Unglück! Was ist Unglück? Das ist ein Unglück, wenn sich ein Fürst dergleichen von Fremden in seinem eigenen Hause muß gefallen lassen. Und wenn es auch dahin mit ihm käme, wohin es mit jenem Johann einst gekommen ist, daß beides, sein Fall und sein Unglück, gewiß wäre, so soll uns auch das nicht irre machen, sondern mit einem Stecken in der Hand wollen wir unsern Herrn, wie jener Lukas Kranach den seinigen, ins Elend begleiten und treu an seiner Seite aushalten. Die Kinder und Frauen, wenn sie uns in den Dörfern begegnen, werden weinend die Augen aufschlagen und zu einander sprechen: Das

der Jahreszahl unpoetiſch, und zwar hier um ſo mehr, da ſonſt das Sonett ſo überaus ſinnreich und ſchön iſt.

XVII.

Charade.

Zwei Worte ſind es, kurz, bequem zu ſagen,
Die wir ſo oft mit holder Freude nennen,
Doch keineswegs die Dinge deutlich kennen,
Wovon ſie eigentlich den Stempel tragen.

---

iſt der alte Göthe und der ehemalige Herzog von Weimar, den der Franzöſiſche Kaiſer ſeines Thrones entſetzt hat, weil er ſeinen Freunden ſo treu im Unglück war; weil er den Herzog von Braunſchweig, ſeinen Oheim, auf dem Todbette beſuchte; weil er ſeine alten Waffenkameraden und Zeltbrüder nicht wollte verhungern laſſen!" Hier rollten ihm die Thränen ſtromweiſe von beiden Backen herunter; alsdann fuhr er nach einer Pauſe, und ſobald er wieder einige Faſſung geſammelt, fort: „Ich will ums Brot ſingen! Ich will ein Bänkelſänger werden und unſer Unglück in Liedern verfaſſen! Ich will in alle Dörfer und in alle Schulen ziehen, wo irgend der Name Göthe bekannt iſt; die Schande der Deutſchen will ich beſingen, und die Kinder ſollen mein Schandlied auswendig lernen, bis ſie Männer werden und damit meinen Herrn wieder auf den Thron herauf- und euch von dem euern herunterſingen! Ja, ſpottet nur des Geſetzes, ihr werdet doch zuletzt an ihm zu Schanden werden! Komm an, Franzos! Hier oder nirgend iſt der Ort mit dir anzubinden! Wenn du dieſes Gefühl dem Deutſchen nimmſt oder es mit Füßen trittſt, was Eins iſt, ſo wirſt du dieſem Volke bald ſelbſt unter die Füße kommen! Ihr ſeht, ich zittere an Händen und Füßen. Ich bin lange nicht ſo bewegt geweſen. Gebt mir dieſen Bericht! Oder nein, nehmt ihn ſelbſt! Werft ihn ins Feuer! Verbrennt ihn! Und wenn ihr ihn verbrannt habt, ſammelt die Aſche und werft ſie ins Waſſer! Laßt es ſieden, brodeln und kochen! Ich ſelbſt will Holz dazu herbeitragen, bis Alles zerſtiebt iſt, bis jeder, auch der kleinſte Buchſtabe, ja das Komma und jeder Punkt in Rauch und Dunſt davonfliegt, ſo daß auch nicht ein Stäubchen davon auf Deutſchem Grund und Boden übrig bleibt! Und ſo müſſen wir es auch einſt mit dieſen übermüthigen Fremden machen, wenn es je beſſer mit Deutſchland werden ſoll." —

Es thut gar wohl in jung- und alten Tagen,
Eins an dem andern kecklich zu verbrennen;
Und kann man ſie vereint zuſammen nennen,
So drückt man aus ein ſeliges Behagen.

Nun aber ſuch' ich ihnen zu gefallen,
Und bitte, mit ſich ſelbſt mich zu beglücken;
Ich hoffe ſtill, doch hoff' ichs zu erlangen:

Als Namen der Geliebten ſie zu lallen,
In Einem Bild ſie beide zu erblicken,
In Einem Weſen beide zu umfangen.

Den Schlußſtein des Sonettenzyklus bildet dieſe ſchöne Charade. Die Auflöſung derſelben iſt wohl: Herz Liebe, Herzliebſte, Herzliebchen.

Göthe ſandte im Auguſt 1808 dieſe Charade Bettinen zum Rathen, ſie konnte aber nicht die Auflöſung finden. Ende deſſelben Monats ſchreibt ſie an ihn (I. 360) alſo:

„Deine Charade habe ich ſchlaftrunken ans Herz gelegt, aber gerathen habe ich ſie nicht; wo hätte ich Beſinnung hernehmen ſollen? Mag es ſein, was es will, es macht mich ſelig, ein Kreis liebender Worte. So unterſcheidet man auch nicht Liebkoſungen, man genießt ſie und weiß, daß ſie die Blüthen der Liebe ſind. Auch ich möchte wiſſen, was es iſt:

Ich hoffe ſtill, doch hoff' ichs zu erlangen,
Als Namen der Geliebten ſie zu lallen.

Was hoffſt Du? ſag mirs, und wie ſoll die Geliebte Dir heißen? Welche Bedeutung hat der Name, daß Du mit Entzücken ihn nur zu lallen vermagſt?

In Einem Bild ſie beide zu erblicken,
In Einem Weſen beide zu umfangen.

Wer ſind die Beiden? Wer iſt mein Nebenbuhler? In welchem Bild ſoll ich mich ſpiegeln? Und mit wem ſoll ich in Deinen Armen verſchmelzen? Ach, wie viele Räthſel in Einem verborgen, und wie brennt

mir der Kopf! Nein, ich kann es nicht rathen; es will nicht gelingen, mich von Deinem Herzen loszureißen und zu spekuliren.

Es thut gar wohl an schön beschloſſnen Tagen,
Eins an dem andern kecklich zu verbrennen,
Und kann man sie vereint zusammen nennen,
So drückt man aus ein seliges Behagen.

Das thut Dir wohl, daß ich an Dir verglühe, an schön beschloſſnen Tagen, wo ich den Abend in Deiner Nähe zubringe, und mir auch.

Und kann man uns vereint zusammen nennen,
So drückt man aus mein seligstes Behagen.

Du siehst, Freund, wie Du mich hinüberrathen läßt in die Ewigkeit; aber das irdische Wort, was der Schlüssel zu allem ist, das kann ich nicht finden*).

Aber Deinen Zweck hast Du erlangt, daß ich mich zufrieden rathen solle, ich errathe daraus meine Rechte, mein Anerkenntniß, meinen Lohn und Bekräftigung unsers Bundes, und werde jeden Tag Deine Liebe neu errathen, verbrenne mich immer, wenn Du mich zugleich umfangen und spiegeln willst in Deinem Geist, und vereint mit mir gern genannt sein willst."

Daß Bettina hienach dies Charadesonett auf sich bezogen, als an sie gerichtet und aus Liebe zu ihr gedichtet betrachtet hat, leuchtet ein; aber eben so einleuchtend ist es auch, daß sie sich darin geirrt.

In ihren Briefen hat das Sonett zwei andre Lesarten, erstlich im dritten Verse die Wesen (statt die Dinge), zweitens im fünften Verse an schön beschloſſnen Tagen (statt in jung- und alten Tagen). Die erste Abweichung ist unbedeutend, die zweite bietet nicht die nähere und allgemeinere Beziehung auf Göthe dar, wie sie durch die in seinen Werken befindliche Lesart dargeboten ist.

Im ferneren Verfolg des Briefwechsels ist von dieser Charade nicht weiter die Rede.

---

*) In einer mündlichen Unterredung (Februar 1849) hat Bettina mitgetheilt, daß sie in Göthes Todesnacht mit der Auflösung dieser Charade erwacht sei. „Zwielicht" oder „Nachtlicht" sei das gesuchte Wort. Hiebei muß wohl ein Gedächtnißirrthum obwalten; keins der genannten Wörter kann die richtige Auflösung sein. —

8. Schweizerlied.

Uf'm Bergli
Bin i geſäſſe,
Ha de Vögle
Zugeſchaut;
Hänt geſunge,
Hänt geſprunge,
Hänt's Näſtli
Gebaut.

In ä Garte
Bin i geſtande,
Ha de Imbli
Zugeſchaut!
Hänt gebrummet,
Hänt geſummet,
Hänt Zelli
Gebaut.

Uf d' Wieſe
Bin i gange,
Lugt' i Summer-
Vögle a;
Hänt geſoge,
Hänt gefloge,
Gar z'ſchön hänt's
Gethan.

Und da kummt nu
Der Hanſel,
Und da zeig i
Em froh,

Wie ſie's mache,
Und mer lache
Und mache's
Au ſo.

Eine gelungene Nachahmung Schweizeriſcher Mundart und Naivetät. Rings in der Natur Freude und Verbindung und „mer lache und mache's au ſo, wie de Vögli und de Imbli". —

Zelter hat dies Lied „auf gut Schweizeriſch" komponirt.

---

9. Aug' um Ohr.

Was dem Auge dar ſich ſtellet
Sicher glauben wirs zu ſchaun,
Was dem Ohr ſich zugeſellet,
Gibt uns nicht ein gleich Vertraun.
Darum deine lieben Worte
Haben oft mir wohlgethan,
Doch ein Blick am rechten Orte
Uebrig läßt er keinen Wahn.

Eine einfache Beziehung des Gedankens, daß die Wahrnehmungen des Auges ſichrer ſeien als des Ohres, auf die Geliebte. (Schon Herodot nimmt Gelegenheit zu ſagen: „Die Ohren ſind dem Menſchen unzuverläſſiger als die Augen".) Gedichtet ſind dieſe Verſe von Göthe im Jahr 1813, und zwar vielleicht, ſo wie auch die folgende Poeſie, im Hinblick auf ſeine Gattinn.

---

10. Frühling übers Jahr.

Das Beet ſchon lockert
Sichs in die Höh,
Da wanken Glöckchen
So weiß wie Schnee;
Safran entfaltet
Gewalt'ge Glut
Smaragden keimt es
Und keimt wie Blut.
Primeln ſtolziren
So naſeweis,
Schalkhafte Veilchen
Verſteckt mit Fleiß.
Was auch noch alles
Da regt und webt,
Genug, der Frühling
Er wirkt und lebt.

Doch was im Garten
Am Reichſten blüht,
Das iſt des Liebchens
Lieblich Gemüth.
Da glühen Blicke
Mir immerfort,
Erregend Liedchen,
Erheiternd Wort.
Ein immer offen,
Ein Blüthenherz,
Im Ernſte freundlich
Und rein im Scherz.
Wenn Roſ' und Lilie
Der Sommer bringt,
Er doch vergebens
Mit Liebchen ringt!

Im erſten Theile wird in kurzen und ſchönen Andeutungen das Wirken und Leben des Frühlings geſchildert, im zweiten die reiche Blüthe des lieblichen Gemüths der Geliebten und ihr Vorzug vor Frühling und Sommer. — Die Ueberſchrift ſcheint noch einen tiefern Sinn hervorzuheben, der wohl auf fern liegende Verhältniſſe zu beziehn ſein wird.

11. Gefunden. 1813.

Ich ging im Walde
So für mich hin,
Und nichts zu ſuchen
Das war mein Sinn.

Im Schatten ſah' ich
Ein Blümchen ſtehn,
Wie Sterne leuchtend,
Wie Aeuglein ſchön.

Ich wollt' es brechen,
Da ſagt' es fein:
Soll ich zum Welken
Gebrochen ſein?

Ich grubs mit allen
Den Würzlein aus,
Zum Garten trug ichs
Am hübſchen Haus.

Und pflanzt' es wieder
Am ſtillen Ort;
Nun zweigt es immer
Und blüht ſo fort.

Wir verbinden in der Erläuterung dieſes Gedicht mit dem folgenden.

12. Im Vorübergehn.

Ich ging im Felde
So für mich hin,
Und nichts zu ſuchen,
Das war mein Sinn.

Da ſtand ein Blümchen
Sogleich ſo nah,
Daß ich im Leben
Nichts lieber ſah.

Ich wollt' es brechen,
Da ſagt' es ſchleunig:
Ich habe Wurzeln,
Die ſind gar heimlich.

Im tiefen Boden
Bin ich gegründet;
Drum ſind die Blüthen
So ſchön geründet.

Ich kann nicht liebeln,
Ich kann nicht ſchranzen;
Mußt mich nicht brechen,
Mußt mich verpflanzen!

Ich ging im Walde
So vor mich hin;
Wollt' immer weiter —
Das war mein Sinn.

Bei den Gedichten Nr. 9 und Nr. 10 war die Beziehung auf Göthes Gattinn zu vermuthen, in diesen beiden ist sie gewiß. Riemer spricht sich in seinen „Mittheilungen" über das häusliche Glück Göthes aus und erwähnt dabei, daß Göthe in diesen beiden 1813 gedichteten Parabeln die Entstehung, Begründung und Folge seines Verhältnisses zur Gattinn deutlich dargelegt habe. Vergl. oben §. 27 die erste Note. — Allerdings bekommen diese beiden Gedichte in jedem Wort eine tiefere Bedeutung und sinnreichere Beziehung, wenn man sie als Parabeln betrachtet. Allein auch bei ihnen, oder wenigstens bei dem ersteren, möchte ich das, was oben in §. 17 zu Nr. 3 gesagt ist, wiederholen, nämlich, daß man lieber diese Beziehungen aufs eigne Leben des Dichters übersehen und das Gedicht an sich nicht als Parabel, sondern lieber in seiner kindlich naiven, rein gemüthlichen Auffassung, welche auch ohne allegorische Beziehung vollständige Deutung findet, gelten lassen soll. Die Deutlichkeit des Verständnisses an sich verliert durch solche rein natürliche Auffassung nichts, und die Poesie selbst gewinnt ohne Zweifel dadurch bedeutend.

Da das Verständniß in beiden Auffassungsweisen sehr nahe liegt, so haben wir hier nur über die Vergleichung beider Gedichte mit einander ein Paar Worte hinzuzufügen.

Es springt ins Auge und Ohr, daß das erstere Gedicht „Gefunden" vor dem zweiten „Im Vorübergehn" einen bedeutenden Vorzug hat, und zwar aus folgenden Gründen:

1. Schon die Ueberschrift „Gefunden" (— zwei Liebende finden sich —) ist bezeichnender. Die Ueberschrift „Im Vorübergehn" deutet doch zu sehr auf den Begriff beiläufig, nebenbei hin.

2. Das erstere Gedicht bildet ein vollständiges, in sich gerundetes Ganze: Einleitung, Ausführung und Schluß greifen harmonisch in einander, und namentlich befriedigt und beruhigt der Schluß. Nicht so im zweiten. Womit dies endet, was sein Schlußstein sei, was der Dichter auf die Bitte des Blümchens gethan, weiß man nicht: er ist so heiter, doch wollt' er immer weiter, das war sein Sinn. Also geht es ins Unbestimmte über, ins Blaue auf, und fast sieht es so aus, als kehre er sich nicht an des Blümchens Bitte. Die Schlußstrophe selbst ist noch unklarer durch den Gedankenstrich hinter „wollt' immer weiter". Was soll da ergänzt werden? Etwa: ich konnte aber nicht weiter und blieb

ſtehn? Oder wollte er das Blümchen brechen und dann weiter? Oder was ſonſt? — Das erſte Gedicht iſt demnach in ſeiner Pointe klar und offen, das zweite unklar und geheimnißvoll.

3. Das erſtere iſt an ſich verſtändlich auch ohne Beziehung auf Chriſtiane Vulpius, das zweite hingegen trägt unpoetiſch und zu grell das Paraboliſche an ſeiner Stirn. Man ſehe nur auf die Ausdrücke: „ich kann nicht liebeln, ich kann nicht ſchranzen" u. ſ. w.

4. Das erſtere iſt zarter, lieblicher und anſchaulicher bis in die kleinſten Einzelnheiten hinein: „Wie Sternlein leuchtend, wie Aeuglein ſchön", „Nun zweigt es immer und blüht ſo fort". Dagegen halte man die Ausdrücke im zweiten: „Daß ich im Leben nichts Liebres ſah", wie vag! „Ich habe Wurzeln, die ſind ſo heimlich", wie geziert! „Im Boden bin ich begründet", wie bildlos! „Drum ſind die Blüthen ſo ſchön geründet", wie ſelbſtlobend! — Ueberhaupt iſt Ton und Farbe himmelweit verſchieden.

5. Auch die Verſe ſind im erſten Gedicht ſchöner; in den graden herrſcht durchgehend der männliche Reim, während im zweiten Gedicht zwar in den beiden erſten Strophen ebenfalls der männliche Reim in den graden Stellen vorkommt, dagegen in den drei letzten der weibliche — eine zweckloſe und unſchöne Abwechslung. Ueberdies iſt in der dritten Strophe ſchleunig und heimlich gar kein Reim, ſondern nur eine ſchlecht klingende Aſſonanz.

6. Die letzte Strophe im zweiten Gedicht iſt nun ſogar ganz unpaſſend zur Melodie der frühern Strophen, ſie enthält einen Vers mehr als dieſe. Solche Unregelmäßigkeit ſtört durchaus den Fluß des Ganzen.

Und ſo ließen ſich noch mehr Verſchiedenheiten angeben.

Es geht daraus hervor, daß das erſtere Gedicht, offenbar an Inhalt und Form, an Klang und Melodie einheitlich, in jeder Beziehung viel ſchöner als das zweite, und würdig der ſchönſten Blüthezeit Göthiſcher Lyrik, eine ſpätere Bearbeitung und ſehr gelungene Verbeſſerung des zweiten iſt, während dieſes gleichſam für einen erſten Entwurf der erſten Pinſelſtriche, die mehr vereinzelt als harmoniſch zu einem Ganzen verbunden daſtehn, gehalten werden muß und weniger den lyriſchen Liebenden als den philiſtröſen greiſigen Liebhaber verrieth.

Göthe ſpricht, ſich entſchuldigend, ſelbſt davon, daß er manches Gedicht in ſeiner Gedichtſammlung zweimal in derſelben oder in verſchiedner

Geſtalt aufgenommen habe*). Diesmal hätte er unzweifelhaft das zweite ganz weggelaſſen, wenn es ihm nicht entfallen geweſen wäre, daß er ſchon im erſten Bande eine Verſchönerung dieſes frühern Entwurfs dargeboten. Doch muß es uns ſehr lieb ſein, auch dieſen früheren Entwurf zu kennen. Wir ſind im Stande, ſeine Feile zu beurtheilen, und können auch aus dieſem Beiſpiel ſehn, wie er Hingeworfnes zu verſchönern verſteht, und ahnen, was aus ſo manchem ſeiner Werke und Gedichte noch geworden wäre, wenn er Zeit und Muße oder Luſt und Neigung gehabt hätte ſein Genie auch zur Ueberarbeitung und Verbeſſerung eigner Produktionen hinzuwenden.

Das erſte Gedicht iſt von Zelter ſehr anmuthig und einfach komponirt worden. —

13. Trilogie**) der Leidenſchaft. 1823.

A. An Werther.

Noch einmal wagſt du, vielbeweinter Schatten,
Hervor dich an das Tageslicht,
Begegneſt mir auf neu beblümten Matten,
Und meinen Anblick ſcheuſt du nicht.

*) Im 4. Bande, Seite VI. ſagt er: „Auch iſt hier wohl der Ort noch mehrere Wiederholungen einzelner Gedichte wo nicht zu rechtfertigen, doch zu entſchuldigen. Das erſte Mal ſtehn ſie im Allgemeinen unter ihresgleichen, denen ſie nur überhaupt durch einen gewiſſen Anklang verwandt ſind; das zweite Mal aber in Reih und Glied, da man ſie dann erſt ihrem Inhalt und Bezug nach erkennen und beurtheilen wird. Weiterſinnenden und mit unſern Arbeiten ſich ernſtlicher beſchäftigenden Freunden glauben wir durch dieſe Anordnung etwas Gefälliges erwieſen zu haben."

**) Trilogie hieß bei den Griechen eine Verbindung von drei Trauerſpielen, die meiſtens innerlich zuſammenhingen und zuweilen als Schluß noch ein Satirſpiel hinzugefügt erhielten. In Verbindung mit dieſem hießen ſie eine Tetralogie. — Vergl. oben §. 28, Nr. 8. —

Es iſt als ob du lebteſt in der Frühe,
Wo uns der Thau auf Einem Feld erquickt,
Und nach des Tages unvollkommner Mühe
Der Scheideſonne letzter Strahl entzückt.
Zum Bleiben ich, zum Scheiden du, erkoren,
Gingſt du voran — und haſt nicht viel verloren.

Des Menſchen Leben ſcheint ein herrlich Loos:
Der Tag, wie lieblich, ſo die Nacht, wie groß!
Und wie gepflanzt in Paradieſes Wonne,
Genießen kaum der hoch erlauchten Sonne,
Da kämpft ſogleich verworrene Beſtrebung
Bald mit uns ſelbſt und bald mit der Umgebung;
Keins wird vom andern wünſchenswerth ergänzt,
Von außen düſterts, wenn es innen glänzt;
Ein glänzend Aeußres deckt mein trüber Blick,
Da ſteht es nah — und man erkennt das Glück.

Nun glauben wirs zu kennen! Mit Gewalt
Ergreift uns Liebreiz weiblicher Geſtalt:
Der Jüngling, froh wie in der Kindheit Flor
Im Frühling tritt als Frühling ſelbſt hervor,
Entzückt, erſtaunt, wer dies ihm angethan?
Er ſchaut umher, die Welt gehört ihm an.
Ins Weite zieht ihn unbefangne Haſt,
Nichts engt ihn ein, nicht Mauer, nicht Palaſt;
Die Vögelſchaar an Wäldergipfeln ſtreift.
So ſchweift auch er, der um die Liebſte ſchweift,
Er ſucht vom Aether, den er gern verläßt,
Den treuen Blick, und dieſer hält ihn feſt.

Doch erſt zu früh und dann zu ſpät gewarnt,
Fühlt er den Flug gehemmt, fühlt ſich umgarnt;
Das Wiederſehn iſt froh, das Scheiden ſchwer,
Das Wieder- Wiederſehn beglückt noch mehr,

Und Jahre ſind im Augenblick erſetzt;
Doch tückiſch harrt das Lebewohl zuletzt.

Du lächelſt, Freund, gefühlvoll, wie ſich ziemt:
Ein gräßlich Scheiden machte dich berühmt;
Wir feierten dein kläglich Mißgeſchick,
Du ließeſt uns zu Wohl und Weh zurück.
Dann zog uns wieder ungewiſſe Bahn
Der Leidenſchaften labyrintiſch an;
Und wir verſchlungen wiederholter Noth,
Dem Scheiden endlich — Scheiden iſt der Tod!
Wie klingt es rührend, wenn der Dichter ſingt,
Den Tod zu meiden, den das Scheiden bringt!
Verſtrickt in ſolche Qualen halbverſchuldet
Geb' ihm ein Gott zu ſagen, was er duldet!

B. Elegie.

Und wenn der Menſch in ſeiner Qual verſtummt,
Gab mir ein Gott zu ſagen, was ich leide.

Was ſoll ich nun vom Wiederſehen hoffen,
Von dieſes Tages noch geſchloſſ'ner Blüthe?
Das Paradies, die Hölle ſteht mir offen;
Wie wankelſinnig regt ſichs im Gemüthe! —
Kein Zweifel mehr! Sie tritt ans Himmelsthor,
Zu ihren Armen hebt ſie dich empor.

So warſt du denn im Paradies empfangen
Als wärſt du werth des ewig ſchönen Lebens;
Dir blieb kein Wunſch, kein Hoffen, kein Verlangen,
Hier war das Ziel des innigſten Beſtrebens,

Und in dem Anſchaun dieſes einzig Schönen
Verſiegte gleich der Quell ſehnſüchtger Thränen.

Wie regte nicht der Tag die raſchen Flügel,
Schien die Minuten vor ſich her zu treiben!
Der Abendkuß, ein treu verbindlich Siegel:
So wird es auch der nächſten Sonne bleiben.
Die Stunden glichen ſich in zartem Wandern
Wie Schweſtern zwar, doch keine ganz der andern.

Der Kuß, der letzte, grauſam ſüß, zerſchneidend,
Ein herrliches Geflecht verſchlungner Minnen.
Nun eilt, nun ſtockt der Fuß, die Schwelle meidend,
Als trieb' ein Cherub flammend ihn von hinnen;
Das Auge ſtarrt auf düſtrem Pfad verdroſſen,
Es blickt zurück, die Pforte ſteht verſchloſſen.

Und nun verſchloſſen in ſich ſelbſt, als hätte
Dies Herz ſich nie geöffnet, ſel'ge Stunden
Mit jedem Stern des Himmels um die Wette
An ihrer Seite leuchtend nicht empfunden;
Und Mißmuth, Reue, Vorwurf, Sorgenſchwere
Belaſtens nun in ſchwühler Atmoſphäre.

Iſt denn die Welt nicht übrig? Felſenwände,
Sind ſie nicht mehr gekrönt von heil'gen Schatten?
Die Ernte, reift ſie nicht? Ein grün Gelände,
Zieht ſichs nicht hin am Fluß durch Buſch und Matten?
Und wölbt ſich nicht das überweltlich Große,
Geſtaltenreiche, bald geſtaltenloſe?

Wie leicht und zierlich, klar und zart gewoben,
Schwebt, Seraph gleich, aus ernſter Wolken Chor,
Als glich es ihr, am blauen Aether droben,
Ein ſchlank Gebild aus lichtem Duft empor.

So ſahſt du ſie in frohem Tanze walten
Die Lieblichſte der lieblichen Geſtalten.

Doch nur Momente darfſt dich unterwinden,
Ein Luftgebild ſtatt ihrer feſt zu halten;
Ins Herz zurück, dort wirſt du's beſſer finden,
Dort regt ſie ſich in wechſelnden Geſtalten;
Zu Vielen bildet Eine ſich hinüber,
So tauſendfach und immer, immer lieber.

Wie zum Empfang ſie an den Pforten weilte
Und mich von dann auf ſtufenweis beglückte;
Selbſt nach dem letzten Kuß mich noch ereilte,
Den letzteſten mir auf die Lippen drückte:
So klar beweglich bleibt das Bild der Lieben,
Mit Flammenſchrift ins treue Herz geſchrieben.

Ins Herz, das feſt wie zinnenhohe Mauer
Sich ihr bewahrt und ſie in ſich bewahret,
Für ſie ſich freut an ſeiner eignen Dauer,
Nur weiß von ſich, wenn ſie ſich offenbaret,
Sich freier fühlt in ſo geliebten Schranken
Und nur noch ſchlägt, für alles ihr zu danken.

War Fähigkeit zu lieben, war Bedürfen
Von Gegenliebe weggelöſcht, verſchwunden;
Iſt Hoffnungsluſt zu freudigen Entwürfen,
Entſchlüſſen, raſcher That ſogleich gefunden!
Wenn Liebe je den Liebenden begeiſtet,
Ward es an mir aufs lieblichſte geleiſtet;

Und zwar durch ſie! — Wie lag ein innres Bangen
Auf Geiſt und Körper, unwillkommner Schwere:
Von Schauerbildern rings der Blick umfangen
Im wüſten Raum beklommner Herzensleere;

Nun dämmert Hoffnung von bekannter Schwelle,
Sie ſelbſt erſcheint in milder Sonnenhelle.

Dem Frieden Gottes, welcher euch hienieden
Mehr als Vernunft beſeliget — wir leſen's —
Vergleich' ich wohl der Liebe heitern Frieden
In Gegenwart des allgeliebten Weſens;
Da ruht das Herz, und nichts vermag zu ſtören
Den tiefſten Sinn, den Sinn, ihr zu gehören.

In unſers Buſens Reine wogt ein Streben,
Sich einem höhern, reinern, unbekannten,
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträthſelnd ſich den ewig Ungenannten;
Wir heißen's: fromm ſein! — Solcher ſel'gen Höhe
Fühl' ich mich theilhaft, wenn ich vor ihr ſtehe.

Vor ihrem Blick, wie vor der Sonne Walten,
Vor ihrem Athem, wie vor Frühlingslüften,
Zerſchmilzt, ſo längſt ſich eiſig ſtarr gehalten,
Der Selbſtſinn tief in winterlichen Grüften;
Kein Eigennutz, kein Eigenwille dauert,
Vor ihrem Kommen ſind ſie weggeſchauert.

Es iſt, als wenn ſie ſagte: „Stund um Stunde
Wird uns das Leben freundlich dargeboten,
Das Geſtrige ließ uns geringe Kunde,
Das Morgende, zu wiſſen iſts verboten:
Und wenn ich je mich vor dem Abend ſcheute,
Die Sonne ſank und ſah noch, was mich freute.

Drum thu' wie ich und ſchaue, froh verſtändig,
Dem Augenblick ins Auge! Kein Verſchieben!
Begegn' ihm ſchnell, wohlwollend wie lebendig,
Im Handeln ſei's, zur Freude, ſei's dem Lieben;

Nur, wo du biſt, ſei alles, immer kindlich,
So biſt du alles, biſt unüberwindlich."

Du haſt gut reden, dacht' ich; zum Geleite
Gab dir ein Gott die Gunſt des Augenblickes,
Und jeder fühlt an deiner holden Seite
Sich Augenblicks den Günſtling des Geſchickes;
Mich ſchreckt der Wink von dir mich zu entfernen,
Was hilft es mir ſo hohe Weisheit lernen?

Nun bin ich fern! Der jetzigen Minute,
Was ziemt denn der? Ich wüßt' es nicht zu ſagen;
Sie bietet mir zum Schönen manches Gute,
Das laſtet nur, ich muß mich ihm entſchlagen;
Mich treibt umher ein unbezwinglich Sehnen,
Da bleibt kein Rath, als grenzenloſe Thränen.

So quellt denn fort! und fließet unaufhaltſam;
Doch nie geläng's, die innre Glut zu dämpfen!
Schon raſt's und reißt in meiner Bruſt gewaltſam,
Wo Tod und Leben grauſend ſich bekämpfen.
Wohl Kräuter gäbs, des Körpers Qual zu ſtillen;
Allein dem Geiſt fehlts am Entſchluß und Willen,

Fehlts am Begriff: wie ſollt' er ſie vermiſſen?
Er wiederholt ihr Bild zu tauſend Malen.
Das zaubert bald, bald wird es weggeriſſen,
Undeutlich jetzt und jetzt im reinſten Strahlen;
Wie könnte dies geringſtem Troſte frommen,
Die Ebb' und Flut, das Gehen wie das Kommen?

Verlaßt mich hier, getreue Weggenoſſen!
Laßt mich allein am Fels, in Moor und Moos;
Nur immer zu! Euch iſt die Welt erſchloſſen,
Die Erde weit, der Himmel hehr und groß;

Betrachtet, forſcht, die Einzelheiten ſammelt,
Naturgeheimniß werde nachgeſtammelt.

Mir iſt das All, ich bin mir ſelbſt verloren,
Der ich noch erſt den Göttern Liebling war;
Sie prüften mich, verliehen mir Pandoren,
So reich an Gütern, reicher an Gefahr;
Sie drängten mich zum gabeſel'gen Munde,
Sie trennen mich und richten mich zu Grunde.

C. Ausſöhnung.

Die Leidenſchaft bringt Leiden! — Wer beſchwichtigt
Beklommnes Herz, das allzuviel verloren?
Wo ſind die Stunden, überſchnell verflüchtigt?
Vergebens war das Schönſte dir erkoren!
Trüb' iſt der Geiſt, verworren das Beginnen;
Die hehre Welt, wie ſchwindet ſie den Sinnen!

Da ſchwebt hervor Muſik mit Engelſchwingen,
Verflicht zu Millionen Tön' um Töne,
Des Menſchen Weſen durch und durch zu bringen,
Zu überfüllen ihn mit ew'ger Schöne:
Das Auge netzt ſich, fühlt im höhern Sehnen
Den Götter-Werth der Töne wie der Thränen.

Und ſo das Herz erleichtert merkt behende,
Daß es noch lebt und ſchlägt und möchte ſchlagen,
Zum reinſten Dank der überreichen Spende
Sich ſelbſt erwiedernd willig darzutragen.
Da fühlte ſich — o daß es ewig bliebe! —
Das Doppel-Glück der Töne wie der Liebe.

Dieſe Gedichte ſind nicht Fiktion oder Rückerinnerung an frühere Verhältniſſe, ſondern hervorgerufen durch Göthes Verhältniß zu einer Freundinn in Marienbad (1823), von der wir ſchon oben in §. 29 berichtet haben, und beruhn, wie alle ſeine Liebeslieder, auf dem innerſten Bedürfniß, die auch noch im Greiſenalter mit jugendlicher Flamme gefühlte Wonne und Qual der Liebe in friſchem, offenem Geſangesſtrom ausſtrömen zu laſſen, um ſo ſich des Zweifels, der Sorge, der Schwere des Gemüthes durch das Wort zu entledigen.

Ueber die Verbindung dieſer drei Gedichte zu einer Trilogie ſpricht ſich Göthe ſelbſt (bei Eckermann III. S. 361) im Dezember 1831 deutlichſt aus. Nachdem er nämlich von Soret's Trilogie geſprochen, fährt er alſo fort: „Meine ſogenannte Trilogie der Leidenſchaft dagegen iſt urſprünglich nicht als Trilogie konzipirt, vielmehr erſt nach und nach und gewiſſermaßen zufällig zur Trilogie geworden. Zuerſt hatte ich, wie Sie wiſſen, bloß die Elegie als ſelbſtſtändiges Gedicht für ſich. Dann beſuchte mich die Szimanowska, die denſelbigen Sommer mit mir in Marienbad geweſen war und durch ihre reizenden Melodien einen Nachklang jener jugendlich ſeligen Tage in mir erweckte. Die Strophen, die ich dieſer Freundinn widmete, ſind daher auch ganz im Versmaß und Ton jener Elegie gedichtet und fügen ſich dieſer wie von ſelbſt als verſöhnender Ausgang. Dann wollte Weygand eine neue Ausgabe meines Werther veranſtalten uud bat mich um eine Vorrede, welches mir denn ein höchſt willkommner Anlaß war, mein Gedicht an Werther zu ſchreiben. Da ich aber immer noch einen Reſt jener Leidenſchaft im Herzen hatte, ſo geſtaltete ſich das Gedicht wie von ſelbſt als Introduktion zu jener Elegie. So kam es denn, daß alle drei jetzt zuſammenſtehenden Gedichte von demſelben liebesſchmerzlichen Gefühle durchdrungen worden und jene Trilogie der Leidenſchaft ſich bildete, ich wußte nicht wie!“ —

Das erſte, an Werther gerichtet, gleichſam an das Jubiläum ſeines Jugendwerkes (ſein Werther entſtand 1773) angeknüpft und der Ausgabe von 1825 als Einleitung mitgegeben, ſteigt in die jungen Wertherjahre und Wertherleiden des Dichters hinauf, durchwandert ſein ganzes Liebesleben und ſchließt einerſeits mit der erneuerten Wehmuth des Scheidens, andrerſeits mit dem Auflöſen dieſer Wehmuth in das Wort und mit dem Wunſche, auch hier ſolche Auflöſung zu finden. Es kann

ſomit dies erſte Gedicht gleichſam als Prolog zum zweiten, der Elegie, angeſehn werden. Dieſe Elegie ſchildert nun das Paradies der neuen, erwiederten Liebe, den Drang und Sturm ihrer Leidenſchaft, die Geiſtigkeit ihrer reinen Freuden und Leiden, den Gottesfrieden ihrer geläuterten Seligkeit, die Thränen ihrer Trennung und die auch körperlich zerſtörende Macht ihrer ungeſtillten Sehnſucht. Allerdings herrſcht auch in dieſem Gedicht vielfach die Reflexion, aber ſie wird überſtrömt von der Glut der mannigfachen Gefühle und Empfindungen, ſo daß das wahrhaft lyriſche Element im Vordergrunde bleibt. Den Epilog bildet das dritte Gedicht „Ausſöhnung." Sein tiefer, wilder Schmerz verklärt ſich durch das Engelweſen der holden Muſik, und er lebt neu beſeligt auf und gewinnt neue Liebe zum Leben im allgewaltigen Reiche der Töne*).

Sehr ſchön ſagt Göſchel (Göthiſche Dicht- und Denkweiſe II. S. 19):

„Vereinigung mit einem Höheren, Reineren, Unbekannten iſt der Grundzug der wunderbaren Macht, die wir Liebe nennen; hierauf bezieht ſich alle Sehnſucht und Freude der Liebe. Darum fühlt ſie ſich mit der Religion verwandt, welche nach der Gemeinſchaft mit dem Höchſten, Reinſten, Unbekannteſten ſtrebt und verlangt. Darum befriedigt die Gegenwart des geliebten Weſens alle Bedürfniſſe und Wünſche des verwundeten Herzens; darum reißt die Entfernnng eine Wunde, welche kein Balſam heilet: ſolcher Mangel iſt durch kein anderes Gut zu erſetzen. Solche Sehnſucht der Liebe iſt mit dem Weſen des Menſchen ſo innig verbunden, daß ſie ſich auch als Leidenſchaft friſch und lebendig in die ruhigen Tage eines lichthellen Alters hinüberziehen kann. Und was beſchwichtigt nun ein beklommenes Herz, das allzuviel verloren? Was iſt nun der Leidenſchaft gegeben zum Gegengifte? Das iſt die Frage, welche Antwort erheiſcht: die Leidenſchaft beſteht ſelbſt in dem Verlangen nach dieſer Antwort, in welcher ſie Befriedigung findet. Vorhin wurde die Antwort aus dem Stegreife hinzugefügt: dem Leiden ſollte das Thun, der Empfindung in der Seele ſollte die Thätigkeit des Geiſtes entgegentreten. So kam der Gegenpol, als der überwiegende, nur von außen ohne innere Vermittlung hinzu, gleich als wenn beide Pole in ihrem Grunde verſchieden und zweierlei wären. Nachdem wir

*) Vergl. oben §. 29.

aber in den Liedern des Dichters wie im Echo der eigenen Bruſt die Leidenſchaft an der Liebe näher kennen gelernt haben, da ergiebt ſich, daß der Leidenſchaft, wenn ſie ſich nur ſelbſt treu bleibt, aus ihr ſelbſt die Hülfe kommt, nach welcher ſie verlangt. Die Leidenſchaft iſt ihre Trilogie an ihr ſelbſt. Zuerſt begegnet uns die Leidenſchaft als das Verlangen des Einzelnen nach dem Ganzen, als die geheime Macht, welche den Glaukus in die Tiefen des Weltweſens der Natur unwiderſtehlich hinunterzieht. Der Menſch will das Welt-All der Natur ergründen, umfaſſen: er findet nur im Ganzen Befriedigung.

Darauf folgte die Leidenſchaft der Liebe, welche in die Höhen des Geiſtes zieht. Der Geiſt iſt dieſes, daß er nach ihm ſelbſt im Andern verlangt. Der Geiſt iſt weſentlich Individuum, und die Liebe iſt weſentlich das Verlangen in dem einzelnen, einigen geliebten Weſen Alles zu haben, in einem Weſen des Geiſtes den Geiſt ſelbſt an die Bruſt zu drücken.

Das hebt. Aus dem Verlangen nach Gemeinſchaft mit einem Höheren, Reineren, Unbekannten erhebt ſich das Verlangen nach der Gemeinſchaft mit dem Höchſten, Reinſten, Unbekannteſten, bis dieſer höchſte, reinſte Unbekannte uns bekannt und offenbaret wird. Daher kommt am Ende der Leidenſchaft Hülfe, dem Verlangen die reinſte Befriedigung. Die Hülfe und Befriedigung kommt zuletzt von Dem, in dem wir leben, weben und ſind, wenn wir nur ſtille ſind, und das Wort annehmen und leiden, wie es der Leidenſchaft geziemt. So hilft ſich die Leidenſchaft ſelbſt als ihr Arzt.

Aber was ſagen uns die Lieder des Dichters? Sie haben uns aus den Tiefen des allgemeinen Meeresgrundes bis zu den Höhen der Liebe, die in dem allgeliebten Weſen Alles hat und mit ihm Alles vermißt, und aus und mit dieſer Liebe bis zur Frömmigkeit in Gott erhoben. Hier findet nun das unruhige Herz die Ruhe, nach der es verlangt.

Denn wenn der Menſch verſtummt in ſeinem Schmerze,
Gab mir ein Gott zu ſagen, was ich leide." —

Und Seite 23 fährt Göſchel fort:

„Den Worten liegen die Töne zum Grunde, aus deren unendlichem Schooße ſie ſich beſtimmen und zu immer weiterer Beſtimmung entwik-

keln. Die Töne ſind es, welche das Herz aller beſtimmenden Grenzen entbinden, und in die Weite entlaſſen, aber auch zur Rückkehr und Beſtimmung, zu Gedanken und Worten anregen. Wer kennt nicht die unwiderſtehliche Macht, welche aus dem Reiche der Töne hervorſtrömt, indem ſie wie aus einer andern Welt auf den Flügeln der Liebe zu uns herüberwehen?" — —

Das dritte Gedicht „Ausſöhnung" hat Göthe ſpäterhin (im 4. Bande, S. 122)*) „An Madame Marie Szymanowska" betitelt. Ueber dieſe Dame ſchreibt er an Zelter unterm 24. Auguſt 1823 (Briefw. III. 329 ꝛc.) Folgendes:

„In völlig anderem Sinne, und doch für mich von gleicher Wirkung, hört' ich Mad. Szymanowska, eine unglaubliche Pianoſpielerinn; ſie darf wohl neben unſern Hummel geſetzt werden, nur daß ſie eine ſchöne liebenswürdige Polniſche Frau iſt. Wenn Hummel aufhört, ſo ſteht gleichſam ein Gnome da, der mit Hülfe bedeutender Dämonen ſolche Wunder verrichtete, für die man ihm kaum zu danken ſich getraut; hört ſie aber auf und kommt und ſieht einen an, ſo weiß man nicht, ob man ſich nicht glücklich nennen ſoll, daß ſie aufgehört hat. Begegne ihr freundlich, wenn ſie nach Berlin kommt, welches wohl nächſtens geſchehen wird, grüße ſie von mir und ſei ihr behülflich, wo Du es angewendet findeſt."

Und dann fährt Göthe (S. 331) über die Gewalt der Muſik alſo fort:

„Nun aber doch das eigentlich Wunderbarſte! Die ungeheure Gewalt der Muſik auf mich in dieſen Tagen! Die Stimme der Milder, das Klangreiche der Szymanowska, ja ſogar die öffentlichen Exhibitionen des hieſigen Jägercorps, falten mich auseinander, wie man eine geballte Fauſt freundlich flach läßt. Zu einiger Erklärung ſag' ich mir: Du haſt ſeit zwei Jahren und länger gar keine Muſik gehört (außer Hummeln zweimal), und ſo hat ſich dieſes Organ, inſofern es in Dir iſt, zugeſchloſſen und abgeſondert; nun fällt die Himmliſche auf einmal über

*) 4. 186 macht Göthe folgende Bemerkung: „Dies Gedicht, die Leiden einer bangenden Liebe ausdrückend, ſteht ſchon im vorigen Bande an ſeinem gemüthlichen Platze; hier durfte es nicht fehlen, weil es urſprünglich durch die hohe Kunſt der Madame Szymanowska, der trefflichſten Pianoſpielerinn, zu bedenklicher Zeit und Stunde aufgeregt und ihr urſprünglich übergeben wurde."

Dich her, durch Vermittelung großer Talente, und übt ihre ganze Gewalt über Dich aus, tritt in alle ihre Rechte und weckt die Gesammtheit eingeschlummerter Erinnerungen. Ich bin völlig überzeugt, daß ich im ersten Takte Deiner Singakademie den Saal verlassen müßte. Und wenn ich jetzt bedenke: alle Woche nur einmal eine Oper zu hören, wie wir sie geben (einen Don Juan, die heimliche Heirat), sie in sich zu erneuern und diese Stimmung in die übrigen eines thätigen Lebens aufzunehmen: so begreift man erst, was das heiße, einen solchen Genuß zu entbehren, der wie alle höhern Genüsse den Menschen aus und über sich selbst, zugleich auch aus der Welt und über sie hinaus hebt.

Wie schön, wie nothwendig wär' es nun, daß ich an Deiner Seite zu verweilen Gelegenheit fände! Du würdest mich durch allmäliche Leitung und Prüfung von einer krankhaften Reizbarkeit heilen, die denn doch eigentlich als die Ursache jenes Phänomens anzusehen ist, und mich nach und nach fähig machen, die ganze Fülle der schönsten Offenbarung Gottes in mich aufzunehmen. Nun muß ich sehen durch einen klang- und formlosen Winter durchzukommen, vor dem mir denn doch gewissermaßen graut. Doch wollen wir mit gutem Humor und Muth auch die schwarzen Tage für uns und die Freunde zu nutzen suchen. Tausendfältiges treues Lebewohl!" —

Unterm 9. Januar 1824 (Briefw. III. 395) sagt er:

„Ich aber muß mir selbst sagen, daß ich mich auch früher, d. h. gleich nach meiner diesmaligen Rückkunft, hätte schonen sollen und mich jetzt zu schonen habe: denn die große Erregbarkeit, die sich schon in Böhmen, wie Du weißt, manifestirte, ists doch eigentlich, die mir Gefahr bringt, ob ich ihr gleich nicht feind sein kann, da ich ihr denn doch eigentlich jenes Gedicht verdanke, an dem Gefühl und Einbildungskraft von Zeit zu Zeit sich so gern wieder anfrischt." —

Das zweite Gedicht, die „Elegie", theilt Göthe dem Eckermann im Oktober 1823 mit. Eckermann erzählt (I. S. 71):

„Nach dem Gedichte selbst hatte ich längst ein großes Verlangen getragen, doch mit Recht Anstand genommen Göthe darum zu bitten. Ich hatte daher die Gunst des Augenblickes zu preisen, wodurch es mir nun vor Augen lag. Er hatte die Verse eigenhändig mit lateinischen Lettern auf starkes Velinpapier geschrieben und mit einer seidenen Schnur in einer Decke von rothem Maroquin befestigt, und es trug also schon

im Aeußern, daß er dieſes Manuſkript vor allen ſeinen übrigen beſonders werth halte. Ich las den Inhalt mit hoher Freude und fand in jeder Zeile die Beſtätigung der allgemeinen Sage. Doch deuteten gleich die erſten Verſe darauf, daß die Bekanntſchaft nicht dieſesmal erſt gemacht, ſondern erneuert worden. Das Gedicht wälzte ſich ſtets um ſeine eigene Axe und ſchien immer dahin zurückzukehren, woher es ausgegangen. Der Schluß, wunderbar abgeriſſen, wirkte durchaus ungewohnt und tief ergreifend."

Ferner erzählt er S. 91:

„Eingedenk des Verſprechens, mir ſeine Elegie von Marienbad zu einer paſſenden Stunde abermals zu zeigen, ſtand Göthe auf und gab mir das Gedicht. Ich war glücklich, es abermals vor Augen zu haben. Göthe ſetzte ſich wieder in Ruhe und überließ mich einer ungeſtörten Betrachtung.

Nachdem ich eine Weile geleſen, wollte ich ihm etwas darüber ſagen, es kam mir aber vor, als ob er ſchlief. Ich benutzte daher den günſtigen Augenblick und las es aber- und abermals und hatte dabei einen ſeltenen Genuß. Die jugendlichſte Glut der Liebe, gemildert durch die ſittliche Höhe des Geiſtes, das erſchien mir im Allgemeinen als des Gedichtes durchgreifender Charakter. Uebrigens kam es mir vor, als ſeien die ausgeſprochenen Gefühle ſtärker, als wir ſie in anderen Gedichten Göthes anzutreffen gewohnt ſind, und ich ſchloß daraus auf einen Einfluß von Byron, welches Göthe auch nicht ablehnte.

„Sie ſehen das Produkt eines höchſt leidenſchaftlichen Zuſtandes, fügte er hinzu; als ich darin befangen war, hätte ich ihn um alles in der Welt nicht entbehren mögen, und jetzt möchte ich um keinen Preis wieder hineingerathen."

„Ich ſchrieb das Gedicht, unmittelbar als ich von Marienbad abreiſte und ich mich noch im vollen friſchen Gefühle des Erlebten befand. Morgens acht Uhr auf der erſten Station ſchrieb ich die erſte Strophe, und ſo dichtete ich im Wagen fort und ſchrieb von Station zu Station das im Gedächtniß Gefaßte nieder, ſo daß es Abends fertig auf dem Papiere ſtand. Es hat daher eine gewiſſe Unmittelbarkeit und iſt wie aus einem Guſſe, welches dem Ganzen zu kommen mag."

Zugleich, ſagte ich, hat es in ſeiner ganzen Art viel Eigenthümliches, ſo daß es an keins Ihrer anderen Gedichte erinnert.

„Das mag daher kommen, sagte Göthe. Ich setzte auf die Gegenwart, so wie man eine bedeutende Summe auf eine Karte setzt, und suchte sie ohne Uebertreibung so hoch zu steigern als möglich.“ —

Auch über Madame Szymanowska, eine junge Polinn, die Göthe in Marienbad kennen gelernt und die ihn nachher in Weimar besuchte, finden wir Mittheilungen in Eckermanns Gesprächen (I. S. 68, 72, 77, 87). —

14. Marienbad. 1823.

a.

Du hattest längst mirs angethan,
Doch jetzt gewahr' ich neues Leben;
Ein süßer Mund blickt uns gar freundlich an,
Wenn er uns einen Kuß gegeben.

b.

Tadelt man, daß wir uns lieben,
Dürfen wir uns nicht betrüben;
Tadel ist von keiner Kraft.
Andern Dingen mag das gelten,
Kein Mißbilligen, kein Schelten
Macht die Liebe tadelhaft.

c.

Du Schüler Howards*), wunderlich
Siehſt Morgens um und über dich,
Ob Nebel fallen, ob ſie ſteigen,
Und was ſich für Gewölke zeigen.

Auf Berges Ferne ballt ſich auf
Ein Alpenheer, beeist zu Hauf,
Und oben drüber flüchtig ſchweifen
Gefiedert weiße, luft'ge Streifen;
Doch unten ſenkt ſich grau und grauer
Aus Wolkenſchicht ein Regenſchauer.

Und wenn bei ſtillem Dämmerlicht
Ein allerliebſtes Treugeſicht
Auf holder Schwelle dir begegnet,
Weißt du, ob's heitert? ob es regnet?

---

d.

Wenn ſich lebendig Silber neigt,
So giebt es Schnee und Regen,
Und wie es wieder aufwärts ſteigt
Iſt blaues Zelt zugegen.
Auch ſinke viel, es ſteige kaum
Der Freude Wink, des Schmerzens,
Man fühlt ihn gleich im engen Raum
Des lieb-lebend'gen Herzens.

---

*) Howard, ein berühmter Engliſcher Meteorolog, geb. 1772 zu London, auf deſſen wichtige Werke beſonders Göthe in Deutſchland aufmerkſam gemacht hat.

e.

Du gingſt vorüber? Wie! ich ſah dich nicht;
Du kamſt zurück, dich hab' ich nicht geſehen —
Verlorner, unglückſel'ger Augenblick!
Bin ich denn blind? Wie ſoll mir das geſchehen?

Doch tröſt' ich mich, und du verzeihſt mir gern,
Entſchuldigung wirſt du mit Freude finden,
Ich ſehe dich, biſt du auch noch ſo fern!
Und in der Nähe kannſt du mir verſchwinden.

---

f.

Am heißen Quell verbringſt du deine Tage,
Das regt mich auf zu innerm Zwiſt;
Denn wie ich dich ſo ganz im Herzen trage,
Begreif' ich nicht, wie du wo anders biſt.

Auf eben jene Verhältniſſe und Herzenszuſtände, von denen wir bei der „Trilogie der Leidenſchaft" geſprochen, beziehn ſich die obigen kleineren 6 Gedichte, welche in der Ausgabe der Göthiſchen Werke von 1840 im 6. Bande, S. 98 unter der Ueberſchrift „Marienbad 1823" zuſammengeſtellt ſind, während ſie in der frühern Ausgabe von 1827 im 4. Bande, S. 118 bloß mit Nr. 32 bis 37, dagegen im Inhaltsverzeichniß, S. IV. mit dem Titel „Liebſchaft" bezeichnet ſtehn und die oben angeführte Note Göthes hinzugefügt erhalten.

Das erſte Gedicht, Nr. a bezeichnet kurz das neue Leben im Kuß. Nr. b weiſt den Tadel Andrer über die Liebe des Greiſes und zum Greiſe zurück. Nr. c ſcherzt naiv mit den Wetterbeobachtungen des Liebenden. Nr. d deutet wieder auf das Barometer des „lieblebendigen"

Herzens hin. Nr. e spricht von der Nähe und Ferne der Geliebten fürs äußre und innere Auge. Nr. f endlich sagt, wie er sie im Herzen trage und sonach nicht begreife, daß sie auch anderswo sein könne.

Es würden diese Kleinigkeiten an sich wohl weniger Werth haben, wenn sie sich nicht grade auf Göthes letztes Liebesverhältniß bezögen und auch in ihrer epigrammatischen Form die jugendliche Lebhaftigkeit seiner Empfindungen an den Tag legten.

Was Göthe selbst (4. 186) über diese kleineren Gedichte bemerkt hat, ist schon in §. 29 mitgetheilt worden.

15. Hab' ich tausendmal geschworen.

Hab' ich tausendmal geschworen,
Dieser Flasche nicht zu trauen,
Bin ich doch wie neu geboren,
Läßt mein Schenke fern sie schauen.
Alles ist an ihr zu loben,
Glaskrystall und Purpurwein.
Wird der Pfropf herausgehoben,
Sie ist leer und ich nicht mein.

Hab' ich tausendmal geschworen,
Dieser Falschen nicht zu trauen,
Und doch bin ich neu geboren,
Läßt sie sich ins Auge schauen.
Mag sie doch mit mir verfahren,
Wie's dem stärksten Mann geschah.
Deine Scheer' in meinen Haren,
Allerliebste Delila.

In naiv humoristischen Vergleich mit der Flasche stellt der Dichter die siegende Gewalt des Liebesblickes.

Delila war die treuloſe Geliebte Simſons. Sie hatte ihn, durch die Philiſter beſtochen, dreimal gefragt, worin ſeine Kraft beſtehe und womit man ihn zwingen könne. Dreimal täuſchte er ſie durch ſeine Antwort und zerriß die Bande der Treuloſen. Aber zum vierten Male ſagte er ihr die Wahrheit: „Ich habe nie mein Haupthaar geſchoren, denn ich bin ein Geweihter Jehovahs von Kindheit an; ſcheerte ich mirs ab, ſo wiche Gottes Geiſt und meine Kraft von mir.“ Und da er ſchlief auf ihrem Schoße, ließ ſie ihm die ſtarken Locken abſchneiden und rief: Philiſter über dir, Simſon! Jehovah und ſeine Kraft waren gewichen, die Philiſter griffen ihn, ſtachen ihm die Augen aus und führten ihn gefangen von dannen.

16. Dem aufgehenden Vollmonde.

Dornburg, den 25. Auguſt 1828.

Willſt du mich ſogleich verlaſſen?
Warſt im Augenblick ſo nah!
Dich umfinſtern Wolkenmaſſen,
Und nun biſt du gar nicht da.

Doch du fühlſt, wie ich betrübt bin,
Blickt dein Rand herauf als Stern!
Zeugeſt mir, daß ich geliebt bin,
Sei das Liebchen noch ſo fern.

So hinan denn! hell und heller,
Reiner Bahn, in voller Pracht!
Schlägt mein Herz auch ſchmerzlich ſchneller,
Ueberſelig iſt die Nacht.

Bald nach dem Tode des edeln Großherzogs hatte ſich Göthe nach Dornburg begeben, „um ſich den täglichen betrübenden Eindrücken zu entziehn und ſich in einem neuen Umgange durch eine friſche Thätigkeit